Der Wendekreis

Alrike Woytich

von

Jakob Wassermann

S. Fischer, Verlag
Berlin

WITHDRAWN
The Gift of
Mrs. Albert Haas

Anna Haas

S&F

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/unknown0000vari_e5z7

Jakob Wassermann

Der Wendekreis

Dritte Folge

1923

S. Fischer / Verlag / Berlin

Jakob Wassermann

Ulrike Woytich

Roman

1923

S. Fischer / Verlag / Berlin

PT
2647
A92 U4
1923

Erste bis elfte Auflage

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung
Copyright 1923 by S. Fischer, Verlag A.-G., Berlin

Zum Dritten Wendekreis

Die von den Jahren 1870 und 1920 umschlossene Geschichtsepoche bietet ein ungeheures Gemälde deutschen Daseins und bürgerlicher Welt. Aufstieg und Fall, Glück und Zerstörung, Verwirrung und Schuld, Sieg, Übermut und Niederlage. Das Auge ist erschreckt von der Verschlungenheit und Breite des Geschehens, und die Hand, die es formen will, erschlafft mutlos, denn welche Figur immer sie zu greifen, welches Gesicht immer sie sich anschickt festzuhalten, es bleibt beim Einzelnen und Zufälligen. Das gültige Zeugnis, der aufschließende Sinn des Verlaufes scheint hier wie nirgends in den Zusammenhängen zu liegen, eben in der Wirrsäligkeit der Schicksale und gedrängten Vielfältigkeit der Bilder.

Vielleicht zu keiner Zeit sind Menschen so wissend und zugleich so ahnungslos, so zweckbeladen und so entherzt, so von Täuschungen umgittert und ohne Stern den Lebensweg entlang gerast wie die zwei oder drei Generationen dieses halben Jahrhunderts. Es ist, als stürmten sie mit Anspannung aller Nerven- und Geisteskraft, in erbittertem Wettlauf steil gegen einen Gipfel hinauf, und oben, von der wütenden Bewegung weitergetrieben, obgleich sie den tödlichen Abgrund vor den Füßen erblicken, gibt es kein Halten mehr: die Vordersten schaudern noch, die entfesselte Menge hinter

ihnen hört nicht einmal den Angst- und Warnungsschrei, und alles stürzt in die Tiefe.

Wer zurückschaut von den Überlebenden, dem erstarrt das Blut in den Adern. Noch bindet ihn die Nähe, das Echo zittert noch, aus dem Todeskessel steigen Seufzer auf, er will die Fügung ergründen, um jeden Preis, er möchte seine unsterbliche Seele hingeben für einen Augenblick der Erleuchtung, es ist wie ein flehendes Hinauflangen zu Gott, seine Lippen flüstern das ewige unbeantwortbare Warum.

Der Chronist, über seinen Dokumenten grübelnd und entschlossen sich demütig zu beugen vor der Unerforschlichkeit der Rätsel, die die Gesamtheit der menschlichen Dinge darbietet, um so einschüchternder, wenn sie in seinen Tag und seine Gegenwart spielen und er den Leidensweg selbst gegangen ist, auf den er den besinnenden Blick zurückwendet, glaubte sich durch eine Erscheinung von jener deutenden Art begnadet. Es erschien ihm eine Gestalt, in der er etwas wie einen Kronzeugen sah oder spürte. Sie zog ihn an und er folgte ihr besessen; zuerst nur trüber Schatten, kaum unterschieden von Tausenden, gewöhnlich, niedrig, dumpf und höchst erdenhaft, strahlte sie plötzlich in einer Glut, die die ganze Sphäre erhellte, den Gang der Begebenheiten verständlich und geheime Verkettungen offenbar machte. Sie selbst erklärte nichts; das ist nicht die Art solcher Gebilde; sie verharren auch als weisende Geister in ihrem einmal für immer angewiesenen Lebenskreis; sie entfalten sich nur durch ihr Tun und Sein.

Ein Seltsames lag in der Verkündigung dadurch, daß es ein zweigeteilter Spiegel war, in dem sie dem Beschauer

sich und ihr Schicksal und ihre Zeit und ihre Welt zeigte; im einen Spiegelteil die Jugend, im andern unvermittelt und ohne Zwischenbilder das Alter. Eine Brücke in der Finsternis verband die beiden; dreieinhalb Jahrzehnte waren wie ein Hauch; dieselbe Sonne stand noch am Himmel, derselbe Leib wandelte noch, aber das Geschick erfüllte sich.

Ulrike Woytich

Erster Teil

Ulrike tritt auf den Plan

Der große Brand des Ringtheaters in der Dezembernacht des Jahres 1881 erschien vielen Bewohnern Wiens als ein düsteres Menetekel. Es mangelte nicht an Propheten, die das Ereignis als Vorspiel weit unheilvollerer Katastrophen betrachteten, und Wochen hindurch herrschte in der ganzen Stadt und in allen Schichten der Bevölkerung eine traurige, ja schuldbewußte Verzagtheit.

Nur mit Mühe war es Frau Christine Mylius gelungen, für die Erstaufführung von Hoffmanns Erzählungen ein Sperrsitzbillett zu bekommen. Auf alle ihre Erkundigungen hatte es geheißen, der Andrang sei so stürmisch, daß hunderte von Bewerbern abgewiesen werden müßten. Da es sich aber um eine Überraschung und ein Geburtstagsgeschenk für ihre Tochter Josephe handelte, den ersten Theaterbesuch der nun Fünfzehnjährigen, hatte sie weder Gänge noch Unkosten gescheut und wirklich hatte ihr am Morgen des unglücklichen Tages der beauftragte Zwischenhändler eine Karte gebracht, um sie ihr unter wichtigtuerischen Berichten und wortreichen Klagen über die Schwierigkeit der Beschaffung zu einem frech übertriebenen Preis zu verkaufen.

Christine hatte ihre Anstalten heimlich und allein betreiben müssen, denn nicht bloß Josephe sollten sie verborgen bleiben, da es doch ein Unerwartetes für sie sein sollte, sondern auch der Vater, die beiden älteren Schwestern und der Bruder durften es zunächst nicht erfahren; ersterer, weil er solche

verschwenderischen Ausgaben nicht mit günstigen Augen betrachtete; die Geschwister, weil sie der von der Mutter bevorzugten Josephe gegenüber von eifersüchtigen Regungen nie frei waren und durch stumme Unzufriedenheit Christine das Vergnügen des Schenkens leicht hätten trüben können.

Ungewiß war freilich, ob sich Josephe freuen würde. Das in sich gezogene Wesen des Mädchens, seine scheue Abseitigkeit und Menschenflucht ließen befürchten, daß ein festlicher Theaterabend gar nicht im Bereich seines Wünschens lag, ja daß es eher zu meiden als zu erlangen suchte, was andern Genuß und Erholung war. Eben deshalb war aber Christine auf ihren Plan verfallen: sie wollte das Kind, für einige Stunden wenigstens, aus der gewohnten Umgebung entfernen, damit sich sein Gemüt aufhelle und sein Geist beschwingter werde. Nur gegen sie allein war Josephe aufgeschlossen; gegen alle andern verhielt sie sich schweigsam und vorsichtig abwartend.

Doch wurde sie angenehm enttäuscht. Als nach Tisch der Vater fortgegangen war, Ester und Aimée ihr Zimmer aufgesucht hatten, der siebzehnjährige Lothar von seinem Freund und Mitschüler Robert Elmenreich, der im selben Haus wohnte, zum gemeinsamen Weg ins Gymnasium abgeholt worden war, nahm sie Josephe bei der Hand, führte sie zu einer Konsole zwischen den Fenstern, auf der ein eichenes Kästchen stand, und gebot ihr, den Deckel zu öffnen. Das tat Josephe; im Kästchen lag ein Briefumschlag mit der Aufschrift: Zu Josephes Geburtstag, das Kuvert enthielt die Theaterkarte. Josephe lächelte glücklich; sogar die Augen unter den dichten Brauen lächelten; sie küßte die Hand der Mutter.

„Freust du dich?" fragte Christine.

„Ja, ich freue mich sehr", war die Antwort.

Christine empfahl ihr Schweigen. Das Geheimnis sollte bis zum Abend gewahrt bleiben; bei Tisch, wenn Josephe im Theater war, wollte sie es den andern mitteilen, da waren keine Einwände mehr zu befürchten. Lothar würde sie um zehn Uhr vom Theater abholen, hingehen könne sie allein. Gegen sechs begann sie sich im Zimmer der Mutter, damit die Schwestern nicht unversehens dazukommen könnten, zu frisieren und umzukleiden. Christine half ihr, zog die Falten und Bänder des neuen weißen Kleides zurecht, das auch ein Geschenk zum heutigen Tag war, und eins, zu dem Christine ihren Mann mit herzlicher Plage überredet hatte, nähte noch an einem Saum, wischte die seidenen Schuhe ab, strich den Sammetmantel glatt, musterte die plötzlich hübsch Gewordene, Errötende abermals, versicherte sich, daß in den Nebenzimmern kein Lauscher und Spion war, und entließ Josephe sodann mit einem zärtlichen Kuß auf die Stirn.

Ein paar Minuten nach halb acht, niemand war zu Hause, sie saß im Wohnzimmer bei der Lampe und stickte auf ein im Rahmen befestigtes Linnentaschentuch die Namensinitialen ihres Mannes, H. O. M., Helmut Otto Mylius, da hörte sie den Schall der Feuertrompete auf der Straße. Widriger Ton; sie hob den Kopf und runzelte die Stirn. Rasche Pferdehufe knatterten über das Pflaster, Räder rollten eilig; sie stand auf und trat ans Fenster. Spritzenwagen rasten vorbei, um die wehenden Lichterbüschel der Fackeln funkelten die Helme der Feuerwehrleute, Menschen gestikulierten erregt und rannten in die Richtung, in welcher die Wagen fuhren. Auf einmal wurde die Tür aufgerissen, die Magd stürzte herein und rief: „Das Ringtheater brennt."

Wie sie in den Mantel geschlüpft war, den Schal über den Kopf gezogen hatte, die Treppen heruntergekommen war,

wußte Christine nicht; auch nicht, durch was für Gassen sie lief, ob sie im Vorüberhasten Leute fragte und was die antworteten. In der Nähe des Ringes angelangt, drängte sie sich mit den Zeichen des äußersten Entsetzens durch die bereits dicht gestaute Menge, deren erschrocken-bleiche Gesichter von den aus den Fenstern des Gebäudes brechenden Flammen grell bestrahlt wurden. Ihre Züge waren zerrissen, ihre Augen sinnlos, das Haar flatterte um die Stirn, die Kraft, mit der sie sich durch den Menschenblock schob und die ihr den Weg Versperrenden zur Seite stieß, war die einer Irren, verworrenes Gestammel, atemlose Seufzer kamen von ihren Lippen: „Um Gottes willen, ihr Leute, um Gottes-Christi willen, gute Menschen, laßt mich durch, meine Tochter, erbarmt euch, meine Tochter." So flehte sie, röchelte sie, schuf sich Bahn, fühlte, daß ihr der Mantel abgestreift wurde, daß das Kleid an den Ärmeln riß, der Rocksaum weggetreten wurde, zwängte sich mit entfesselter Energie zu einer der Nebenpforten des Theaters hin, aus der wurmig und übelriechend schwarzer Rauch quoll, indes links und rechts Leichen getragen wurden, Erstickte, Verkohlte, Ohnmächtige, und sich über die Treppe innen schreiende, jammernde, ineinandergekeilte, aneinandergekrampfte Körper wälzten.

Verstört starrte sie um sich; das Bewußtsein wollte schwinden; die Hitze versengte die Haut; der Qualm vermauerte den Blick; plötzlich stieß sie einen gellenden Schrei aus: Josephe! Wie eine Erscheinung war das Gesicht des Kindes vor ihr aufgetaucht und wieder verschwunden. Aber Josephe hatte den Ruf gehört; sie hob die Arme; sie wurde von einer jungen Person halb getragen, halb geschleppt; ihr Kopf lag mit geschlossenen Augen auf deren Schulter; Christine zerteilte, mit Wut fast, den Menschenstrom, der sich in der Sekunde wieder um sie gebildet hatte, folgte, ungewiß, ob sie

weinen oder jubeln sollte, den aufgehobenen Armen, hatte dann das Kind umfaßt, das ihr schluchzend an die Brust fiel, umklammerte leidenschaftlich mit den Fingern das geliebte Haupt, und so wurden sie von Vorwärtsstürmenden, panisch Flüchtenden aus dem Kreis gedreht, hatten wieder Raum und Luft, und die junge Person, der, wie sich bald herausstellte, Josephe ihre Rettung zu verdanken hatte, erbot sich, einen Wagen zu besorgen. Der Himmel glühte purpurn, die Atmosphäre war wie ein schwarzes Antlitz von einem beweglichen Funkenschleier verhängt.

Josephes Gewand hing in Fetzen, auch die Unterkleider waren nicht verschont geblieben; ein weiter Riß klaffte vom Hals bis zur Hüfte und ließ die weiße Haut des Busens durchschimmern. Den Mantel hatte sie eingebüßt, und um sich gegen die Kälte zu schützen, preßte sie die klaffenden Stoffenden an den Körper. Die Retterin hatte sich entfernt und ihnen eingeschärft, an derselben Stelle zu warten, bis sie den Wagen brächte; erschöpft und schaudernd schmiegte sich Josephe an die Mutter. Diese hatte sich gegen die Mauer eines Hauses gelehnt, gleichfalls schaudernd, streichelte ihr die Wangen und flüsterte wirre Zärtlichkeiten. Nach Verlauf einer Viertelstunde hielt ein Fiaker am Trottoir, die junge Person sprang flink heraus, bedeutete den beiden, daß sie einsteigen möchten, ließ sich vom Kutscher Decken reichen, umhüllte ihnen die Beine und fragte, ob sie sie nach Hause begleiten dürfe, sie tue es gern und sei durch nichts behindert. Josephe berichtete nun in Hast, wie das Fräulein sie im ärgsten Tumult auf der Treppe, als sie schon keinen Atem mehr gehabt und nahe daran gewesen, niederzusinken und zerstampft zu werden, umschlungen, vor den gräßlich drängenden schreienden und brüllenden Männern und Weibern beschützt und mit unbegreiflicher Kraft und

Geschicklichkeit zum Ausgang gezerrt habe; ohne ihre Hilfe wäre sie verloren gewesen.

Christine, der Rede nicht mächtig, faßte nach den Händen der Retterin und drückte sie innig. In ihrem Blick lag die stumme Bitte und Aufforderung, daß sie mitkommen möge, und überschwenglicher Dank. Während der Fahrt stammelte sie: „Eine solche Schuld läßt sich ja im Leben nicht begleichen", und da die Unbekannte, die schlank und ruhig ihr gegenübersaß, wunderlicherweise fast ohne jede äußere Beschädigung, ohne merkliche Erregung auch, bescheiden abwehrte, fragte sie sie um den Namen. Sie nannte ihn: sie heiße Ulrike Woytich, sagte sie, sei erst seit kurzer Zeit hier und wohne bei ihrem Onkel, dem pensionierten Hofrat Klemens Woytich. Das alles kam rasch und beiläufig von ihren Lippen, als seien ihre persönlichen Verhältnisse nicht vom mindesten Belang. Um auch gleich davon abzulenken, erkundigte sie sich, ob die gnädige Frau aus dem Reich sei, und als Christine bejahte, nickte sie befriedigt und sagte, man höre es am Dialekt, ließ auch den Einwand, daß die Familie bereits zwanzig Jahre in der Stadt ansässig sei, nicht gelten und behauptete, dergleichen Eigentümlichkeit bleibe unter allen Umständen haften, und ihr Ohr sei durch einen Aufenthalt im Ausland dafür geschärft; sie habe zwei Jahre in England und ein Jahr in Belgien zugebracht.

Sie erzählte nun, daß sie vor Beginn des Stückes von der ersten Galeriereihe aus mit dem Opernglas die Leute im Parkett gemustert habe, und da sei ihr unter allen Gesichtern dasjenige Josephes aufgefallen; deshalb sei es ihr wie eine Fügung erschienen, als sie das Fräulein dann auf der engen Treppe unter der gefährlichen Menschenlawine erblickt, und der Entschluß, ihr beizustehen, sei ganz instinktiv gewesen. „Sie haben aber doch einige Minuten, bevor überhaupt

jemand im Theater eine Ahnung von dem Unglück hatte, Ihren Platz verlassen?" wandte sie sich an Josephe, „warum denn?" Diese mußte es bestätigen und wunderte sich, ebenso wie ihre Mutter, über den Zufall, daß Ulrike Woytich von Anfang an ihr Augenmerk so bestimmt auf sie gerichtet hatte. Sie sagte, sie sei jählings von einem unerträglichen Herzklopfen befallen worden, derart wie sie es noch nie verspürt. Das Orchester hatte eben begonnen zu spielen, aber die verführerischen Klänge der Offenbachschen Musik konnten sie durchaus nicht beruhigen, im Gegenteil, sie fürchtete die Besinnung zu verlieren, und so eilte sie, so schnell sie es vermochte, in den Wandelgang hinaus. Während sie dort auf und ab ging, vernahm sie auf einmal ein Geräusch wie wenn ein Kieselsteinregen auf ein Glasdach schmettert. Im Nu brachen aus allen Türen schreiende Menschen, im Nu war sie mitten unter ihnen, aber wäre das Herzklopfen nicht gewesen, so wäre sie im Zuschauerraum zermalmt worden, denn drinnen, unter den Rasenden eingepfercht, hätte es für sie kein Entrinnen gegeben.

„So hast du also einen guten Engel in dir und einen außer dir gehabt," sagte Christine; „es ist wunderbar, Josephe, bei all dem Schrecklichen sonst."

Josephe lächelte etwas beengt und sah Fräulein Woytich unablässig mit groß aufmerksamen Augen an.

Der Wagen hielt am Hause. In Christine war eine Fülle von Besorgnissen entstanden. Zuvörderst hatte sie kein Geld bei sich, um die Fahrt zu bezahlen; der Kutscher würde gewiß nicht mäßig in seiner Forderung sein und wie immer bei solchen Gelegenheiten seine Dienste mit dem öffentlichen Unglück multiplizieren. Sie wußte nicht einmal, ob sie die notwendige Summe oben im Schrank hatte; Helmut Otto war ihr noch das Wochengeld schuldig; er gab immer im letzten

Augenblick; sie mußte ihn demnach um die fünf oder sechs Gulden bitten, was eine mißliche Sache war. Außerdem war es ungewiß, ob er schon zu Hause war. Sie schaute hinauf; im Wohnzimmer war Licht, aber es brannte wahrscheinlich seit ihrem Fortgehen noch; alle Leute waren zum Feuer geeilt, in den Straßen im Umkreis standen sie Kopf an Kopf; es war anzunehmen, daß auch er hingegangen war. Schlimmer noch, wenn er oben wartete; dann mußte sie ihm in der Bedrängnis und Hast gestehen, daß Josephe im Theater gewesen war; Fragen, Erörterungen, Vorwürfe waren zu gewärtigen, wenn sie das Geld für den Wagen verlangte; die ewige, jetzt durch die Sorge um Josephe vermehrte Bemühung, solche Szenen vor den Kindern zu verbergen. In Josephes blassem Gesicht zuckte die innere Erregung unverkennbar, so daß es am besten schien, sie gleich zu Bett zu bringen und jedes Zusammensein mit Vater und Geschwistern zu verhindern.

Indem sie dies alles überdachte und vor dem Wagen stehend beklommen in das beleuchtete Haustor schaute, erriet Ulrike Woytich ihre Verlegenheit und verschaffte sich durch drei, vier geschickte Fragen Aufschluß. Sie zog ihre Börse, kramte mit komisch geschäftigen Fingern darin, und es erwies sich, daß sie gerade soviel Geld bei sich hatte, um den Kutscher entlohnen zu können. Sodann hob sie Josephe von ihrem Sitz, umfaßte sie, führte sie ins Haus und bestätigte Christines Angst, indem sie sie bat, voranzugehen und Anstalten zu treffen, daß Josephe ohne Störung und Aufenthalt zur Ruhe gebracht würde; sie habe heiße Hände und scheine zu fiebern.

Christine lief die Stiegen hinauf und Ulrike Woytich folgte mit Josephe langsam nach. Unterwegs schaute sie sich alles interessiert an, das Geländer, den Flur, die Mauern, die

Türen und achtete trotzdem sorgfältig auf ihren Schützling. Mylius war zu Hause. Er wußte bereits alles, als Ulrike mit Josephe oben ankam. Christine war nicht die Frau, die eine ihr drohende Unannehmlichkeit hinausschieben konnte, schon gar in der Verfassung nicht, in der sie war. Sie hatte ihren Mann mit wenigen Worten unterrichtet und ihn auch gleich um das Geld ersucht. Er war nicht bei dem brennenden Theater gewesen, sondern hatte sich an den aufgeregten Erzählungen genügen lassen, die er auf der Gasse gehört; jetzt wartete er seit einer Stunde auf das Abendessen und war wegen der Verzögerung in übler Laune. Christines Mitteilung, die Art, wie sie ins Zimmer stürmte, ihr abgerissener und beschmutzter Anzug bestürzten ihn; zugleich konnte er den Ärger über die Heimlichkeit nicht unterdrücken, durch die Josephes Theaterbesuch ermöglicht worden war. Hieran knüpfte sich der Groll über die Geldausgabe; trotzdem das tyrannische Regiment, das er führte, den Seinen keinerlei freie Bewegung erlaubte, quälte ihn nicht selten das Mißtrauen, daß man hinter seinem Rücken allerlei Verschwendung treibe, kleine und unschuldige Verschwendung allerdings, aber doch zu fürchtende, da ja alles Böse eine unscheinbare Wurzel hat.

Als nun Christine das von Ulrike Woytich ausgelegte Fahrgeld forderte, denn dieser Verpflichtung wollte sie sich zunächst entledigen, zauderte er, wand sich, zuckte die Achseln, schüttelte den Kopf, wollte den Betrag zu hoch finden, tauchte aber dann doch, bezwungen durch den verzweifelt flehenden Blick seiner Frau, die Hand in die Rockbrust und holte die Brieftasche hervor. Christine, von Ungeduld übermannt, entriß ihm den Schein mit einem Seufzer, in dem tausend seit Jahren zurückgehaltene Klagen vibrierten, eilte mit ungestümen Schritten in Josephes Zimmer (es hatte

sich durch des Mädchens Anlage und das Verhältnis zu den Schwestern so gefügt, daß sie einen Raum allein bewohnte, während jene sich in eine größere Kammer teilten), rief Therese, die alte Magd, befahl ihr, heißes Wasser zu bereiten, Universalmedizin in ihren Augen, zündete die Lampe an, ließ die Vorhänge herab, öffnete das Bett, und als Ulrike und Josephe kamen, half sie der Tochter beim Entkleiden, indes Ulrike, die das Notwendige stets auf den ersten Blick erkannte, vor dem Ofen kniete und Feuer schürte.

Sie war noch damit beschäftigt, als die Tür aufging und Esther und Aimée eintraten. Ängstlich wegen der Verspätung, aber zum Bersten voll von geheimer Freude am aufregenden Geschehen, waren sie, wie auch Lothar, eben nach Hause gekommen. Die Freude steigerte sich zwar, als sie die Erlebnisse der Mutter und Josephes erfuhren, doch zugleich rief es ihren Verdruß hervor, daß Josephe hatte ins Theater gehen dürfen, wobei die Tatsache, daß sie dem Tod um Haaresbreite nah gewesen, auch jetzt noch Anlaß zur Besorgnis gab, keinen sonderlichen Eindruck auf sie zu machen schien.

Lothar stand in der offenen Tür, ein verwundertes Lächeln in dem hübschen Knabengesicht. „Wie wars, Josephe?" fragte er die mit geschlossenen Augen Liegende; „erzähl doch; es muß ja furchtbar interessant gewesen sein." Josephe antwortete nicht, Ulrike tat es an ihrer Stelle. „Machen Sie sich lieber nützlich, junger Mann," sagte sie kurz angebunden, aber nicht unfreundlich, indem sie sich von den Knien erhob und ihm den leeren Kohleneimer reichte; „gehen Sie in die Küche und füllen Sie mir den Eimer, wir müssen warm bekommen." Lothar schaute sie verdutzt an, schüttelte unmutig den Wald kastanienbrauner Locken, der sein Gesicht kokett umrahmte, nahm jedoch unter ihrem funkelnden Blick die Hände aus den Hosentaschen und gehorchte.

Auch Esther und Aimée sahen verwundert diese Fremde an, die so unbefangen und nachdrücklich in Gegenwart der Mutter hantierte und dem Bruder Befehle erteilte. Christine klärte sie mit einigen hastigen Worten auf, die gedrängt von leidenschaftlicher Dankbarkeit waren. Die jungen Mädchen staunten noch mehr. Sie hatten sich beide in die Fensternische geschmiegt, Unzertrennliche aus Gewohnheit und dumpfer Seelenstimmung. Das blasse sommersprossige Gesicht mit den messinggelben Zöpfen der zweiundzwanzigjährigen Esther dicht an dem dunkleren, obwohl ziemlich blutlosen, mit dem geflochtenen, kupfrig schimmernden Kranz um die Stirn der neunzehnjährigen Aimée gab einen Zusammenklang, der Ulrikes Aufmerksamkeit nicht entging und sie neugierig machte. Das gedrückte Wesen, der furchtsame Blick, die frierende Haltung, das eigentümlich Horchende in den Mienen, das alles gab ihr zu denken und zwang ihren raschen Geist zu Kombinationen. Daß sie auf der richtigen Spur war, erwies sich ihr beim Eintritt des Vaters. Beider Gesicht bekam sofort etwas Starres und Untertäniges, das den Ausdruck puppenhaft machte; auch Lothar, der den gefüllten Eimer hereinschleppte und unter überflüssigem Lärm beim Ofen verstaute, zuckte zusammen, als er den Vater im Zimmer gewahrte, und sah auf einmal aus, als könne er nicht bis drei zählen. Gute Zucht jedenfalls, sagte Ulrike zu sich selbst.

Mylius war eine Weile im Korridor auf und ab gegangen. Er wußte nicht recht, wie er sich benehmen sollte; ob das Befinden Josephes ihm erlaubte, wegen des noch immer nicht aufgetragenen Abendessens zu schmälen, oder ob es rätlicher war, sich zu gedulden, bis sich das fremde Fräulein verabschiedet haben würde. Besser dünkte es ihn zu schweigen und so zu tun, als habe er die Mahlzeit bereits hinter sich,

da konnte sie keine Erwartung hegen, eingeladen zu werden. Nichts war ihm so verhaßt wie Tischgäste. Er trat also ein, zeigte eine teilnehmende Miene, die seinem fahlen glattrasierten und auffallend kleinen Gesicht etwas Sauersüßes verlieh, verbeugte sich gegen Ulrike und reichte ihr mit unverständlichem Murmeln die Hand. Dann ging er zum Bett, blickte stirnrunzelnd auf Josephe nieder und sah fragend seine Frau an.

Christine fand, der Andrang in der engen Kammer sei zu groß; sie trieb alle hinaus und bedeutete ihnen, sie sollten sich einstweilen zu Tisch setzen, sie käme mit Fräulein Woytich später. Mylius räusperte sich; das Gefürchtete war also nicht mehr abzuwenden. Esther und Aimée kannten den Ton und erschraken; sie bewunderten die Kühnheit der Mutter. Als es endlich still war, beugte sich Christine zu Josephe und fragte, ob sie allein sein wolle. Josephe bejahte es, indem sie die Hand der Mutter an die Lippen zog. Da gingen auch Ulrike und Christine hinaus.

Ein Bild wollte nicht aus Josephes Sinnen weichen. Während sie im Wandelgang des Theaters gestanden und die erste Panik der aus dem Zuschauerraum Flüchtenden gegen sie angeprallt war, hatte sie etwas erlebt, das tieferen Eindruck auf sie gemacht hatte als die wüstesten Szenen nachher und ihre eigene Lebensgefahr dazu. Unter den Vordersten, die auf sie losstürmten, weil sie in der Nähe der Ausgangstüre war, befand sich ein Mann, der die Fäuste in die Luft gestreckt hielt, mit weitoffenem, doch nicht schreiendem Mund und vor Angst und Wut verglasten Augen nur danach trachtete, den andern zuvorzukommen; ein Mann mit weißem Bart und weißen Haaren, gut gekleidet, offenbar ein Angehöriger der oberen Stände. Er trug eine goldene Kette auf der schneeweißen Weste und eine Brillantnadel im

Schlips. Man sah genau, daß das Gesicht sonst den Ausdruck der Ehrwürdigkeit hatte, daß die Augen gütig und wohlwollend zu blicken pflegten und daß ihm eine ruhige, imponierende Haltung eigen war. Davon war keine Spur mehr vorhanden. Statt dessen die raubtierartige Gier, allen zuvorzukommen, ein offener, verzerrter, von gelben Zahnstümpfen besetzter Mund, die aufgerissenen Augen eines Tollen, die gebogenen Entsetzensrunen auf der Stirn. Und diese Wut, diese unbegreifliche Wut, als hätte er die, die mit ihm im Laufe wetteiferten, mit den Fäusten niederschmettern mögen. Alles das vermochte Josephe noch mitzufühlen, bedauernd zwar und wie von einer Ferne; aber nun geschah es, daß er den Weg zur Treppe durch die sich stauenden Körper gänzlich verrammelt fand, daß er in seiner rasenden Angst die Brieftasche herausriß, einen Pack Geldnoten mit zitternden Fingern ergriff und im hochemporgereckten Arm nach allen Seiten hin mit schmeichelnden, winselnden Würgetönen anbot. Das war das Gräßliche; Geld in diesem Augenblick! Es dünkte Josephe furchtbarer als alles andere, ein Äußerstes von Makel und Verworfenheit, neben dem die physische Not, die sie selbst bedrohte, kaum mehr in Betracht kam. Die siebzig Jahre, die der Greis vielleicht zählte, wurden zur Lüge in Josephes Augen; weißes Haar und die Würde, die es gab, Lüge; Freundlichkeit und Lächeln Lüge. Geld, wo eine Menschheit in Qual verging! Daß einer denken konnte, sich vom allgemeinen Jammer mit seinem Gelde loszukaufen! Es war die Hölle. Sie erinnerte sich, daß sie sich unter der Wucht dieses Bildes gegen den Gedanken an Rettung aufgelehnt und sich, mitten im Grauen kalt und schmerzlich besonnen, gesagt hatte: wozu soll mir noch das Leben dienen, wenn ein alter Mann im weißen Bart zum leibhaftigen Satan wird, nur um es zu behalten?

Die Trauer darüber verging nicht. Ihr war, als habe sie zu tief in den Abgrund des Lebens geschaut und könne nun nicht mehr ganz froh werden. Ein Zug von Gestalten wandelte in der Luft und alle schleppten sich leidvoll mit schweren Packen Geldes; Fahnen hingen starr, die aus riesigen Geldscheinen bestanden: die Blätter an den Bäumen klapperten wie Münzen: die Tapeten an der Wand sahen aus wie schmutzige Zehnguldennoten. Indem sie sich aus diesen Vorstellungen zu lösen und in der Finsternis der Seele ein Gebet zu formen suchte, öffnete sich lautlos die Tür und das heitere, jugendliche, wohlgebildete Gesicht ihrer Retterin zeigte sich. Ulrike wollte sich vergewissern, ob sie schlief oder einen Wunsch habe; sie steckte nur den Kopf herein und die glänzenden schwarzen Augen spähten gegen Josephes Lager.

Zuerst erschrak Josephe, und ihr Herz begann noch stärker zu pochen als unter dem Einfluß der peinigenden Fieberbilder; dann aber atmete sie befreit auf und nickte Ulrike Woytich dankbar lächelnd zu. Ulrike näherte sich ihr und hauchte einen schwesterlichen Kuß auf ihre Stirn.

Augen und Ohren, die guten Diener

Als Ulrike wieder ins Eßzimmer kam, hatte Herr Mylius eben zu allem übrigen noch erfahren, daß sowohl Christines als auch Josephes Mantel bei dem Unglück in Verlust geraten seien. Da konnte er nicht mehr an sich halten und brach ungeachtet der Anwesenheit des fremden Gastes in lebhafte Verwünschungen des Leichtsinns aus, dessen sich Christine schuldig gemacht. Er erhob sich, warf die Serviette auf den Stuhl und seine kleinen farblosen Augen blitzten erbost.

Mit schriller Stimme stellte er die Frage, ob man glaube, daß er Millionär sei? Stumm ergebene Blicke; niemand war so verwegen, es zu glauben. Ob man der Meinung sei, daß er sein Geld auf dem Straßenpflaster finde oder in der Lotterie gewinne? Niemand war dieser Meinung. Ermahne er nicht zur Sparsamkeit Tag für Tag; drehe er nicht, wenn sichs um seine Person handle, jeden Kreuzer zehnmal um und bedenke, ob es wirklich unerläßlich sei, ihn auszugeben? Es konnte nicht geleugnet werden, das allgemeine Schweigen bestätigte es. Sei das Leben etwa so leicht zu verdienen? erarbeite sich so mir nichts dir nichts, was sechs Menschen und leider auch noch ein dienstbarer Geist an Kost, Wohnung und Kleidung beanspruchten? Gewiß nicht, man sah es sündenbeladen ein. Drei erwachsene Töchter! Wohin mit ihnen? Wer werde sie ausstatten? Welcher verrückte Idealist werde sich herbeilassen, sie ohne Mitgift zu heiraten? Denn er könne ihnen keine geben, er nicht, soweit habe ers noch nicht gebracht und werde es voraussichtlich kaum bringen. Esther und Aimée senkten traurig die Köpfe; sie begriffen die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage. Ein Sohn, der den Ernst des Lebens durchaus noch nicht erfaßt habe und dem die Lehrer das schlechteste Prognostikon stellten: wieviel geschlagene Jahre werde er dem Vater noch zur Last fallen? Lothar blickte ratlos in die trübe Zukunft und schwor sich Besserung.

Da das harte Strafgericht ohne ein Zeichen des Widerspruchs oder der Auflehnung hingenommen wurde, legte sich Mylius' Entrüstung allmählich. Er sei für alle und für alles verantwortlich, fügte er resümierend hinzu, er müsse es schaffen und sich plagen und müsse daher auf die geringe Erkenntlichkeit rechnen, daß man der Verschwendungslust nicht die Zügel schießen lasse. Hierbei traf ein strenger Blick

Christine. Das heutige Ereignis sei ein Fingerzeig des Schicksals. Gott habe sie warnen wollen, den schlimmen Gelüsten nicht nachzugeben; man möge sichs für künftige Fälle merken.

So predigend stapfte er mit seinen kurzen Beinen um den Tisch herum. Christine bat ihn sanft, sich zu beruhigen und zu setzen, das Fleisch auf seinem Teller werde kalt. (Er allein hatte Fleisch, für die übrigen war nur Gemüse gekocht.) Das Geschehene sei als eine Ausnahme zu betrachten, und sie verspreche, daß es nicht mehr vorkommen solle. Sie war bleich geworden und ihre Finger glitten nervös an der Kette des Schlüsselbundes entlang. Daß sie mit ihren mehr als fünfzig Jahren, als Mutter von vier Kindern und angesichts der Kinder, angesichts auch einer Fremden, die ein höchst begründetes Recht auf Rücksicht hatte, sich mußte abkanzeln lassen wie ein Schulmädchen, war bitter. Sie empfand es zum erstenmal mit solcher Bitterkeit: vielleicht der Fremden wegen. Aber es mußte ertragen werden: Abwehr hätte den unerquicklichen Hader nur verlängert. Niemals hatte sie sich verteidigt, niemals hatte sie aufgemuckt, niemals in den Kindern, durch Blick, Miene oder Stirnrunzeln nur, die bedingungslose Ehrfurcht, den schweigenden Gehorsam gegen den Vater zu ihren eigenen Gunsten zu beeinflussen versucht.

Indessen schien es, als erinnere sich Mylius der Gegenwart Ulrike Woytichs mit einiger Betretenheit. Er hielt in seinem Rundgang neben ihrem Stuhl inne und sagte mit dem sauersüßen Schmunzeln, das sein Gesicht in Momenten annahm, wo er liebenswürdig sein wollte: „Ich bitte um Vergebung, mein sehr geschätztes Fräulein; Sie werden es einem geplagten Familienvater gewiß nicht verübeln, daß er sich in Hitze redet, wo es sich ums Wohl und Wehe der Seinen handelt. Und um Ordnung, um Genauigkeit, um Disziplin

und darum, daß nicht gedankenlos verschleudert wird, was er in siebenundzwanzig Fronjahren durch seiner Hände Arbeit erworben hat. Ich bin heute zweiundsechzig, mein verehrtes Kind; mit fünfunddreißig war ich noch ein armer Schlucker in einem hessischen Provinznest, der nie wußte, womit er am nächsten Tag seinen Hunger stillen sollte. Vor Hunger brauchen wir uns heute nicht mehr zu fürchten, aber um die Existenz gehts trotzdem in jeder Stunde, denn es ist eine tückische Zeit, und eh man sich besinnt, hat einen das Verhängnis in der Klaue, die Armut, die Not. So stehen die Dinge."

„Ich gebe Ihnen ganz recht, Herr Mylius," antwortete Ulrike Woytich mit offen zu ihm erhobenem Blick, „wenn ich auch nicht gerade glaube, daß der liebe Gott das Ringtheater nur deswegen hat abbrennen lassen, um Ihre Familie vor Fehltritten zu bewahren. Aber sonst pflicht ich Ihnen von Herzen bei. Mein Onkel, der Hofrat, hat mir schon als Kind eingeschärft, daß nichts am Menschen so verdammlich ist, als wenn er achtlos mit Geld umspringt. Ausgeben, das kann jeder, erwerben, das ist schwer. Und etwas besitzen ist schließlich doch das beste. Wer nichts besitzt, der mag sich lieber gleich begraben lassen; ein Hund wird mehr ästimiert als er."

Mylius nickte anerkennend. „So ist es," sagte er; „Sie sind nicht auf den Kopf gefallen, mein schönes Fräulein. Etwas besitzen ist das beste. Man kann es nicht bündiger ausdrücken; es klingt wie die Legende auf einem alten Wappen." Er kicherte und zündete in erwachender guter Laune eine seiner übelduftenden Zigarren an.

„Die Verschwender wissen sich meistens nicht zu lassen vor Geringschätzung gegen die Sparer," fuhr Ulrike eifrig fort, „aber wenns ihnen dann schlecht geht, wenn ihnen das

Wasser an den Hals steigt, vor wem kriechen sie, vor wem winseln sie, wem singen sie ihre Elogen, wem versprechen sie das Blaue vom Himmel? Dem verachteten Sparer. Der ist nun der Herr, und sie müssen sich noch für den Fußtritt bedanken, den er ihnen verabreicht."

„So ist es, so ist es", sagte Mylius entzückt, und Ulrike lachte.

Esther, Aimée und Lothar hatten sie ängstlich betrachtet, während sie redete. Des Vaters schweres Joch waren sie zu tragen gewohnt; dawider zu murren wäre ihnen vermessen erschienen; es abzuwerfen gab es keine Möglichkeit für sie: auch lag der Gedanke fern; zu befestigt war die Autorität, zu unnahbar die Person, zu mächtig der Wille, der sie seit ihrer Geburt regierte. Daß aber eine Fremde kam, um hinterrücks, ohne Fug und Grund noch an den Riemen zu ziehen, die ihnen die Brust umschnürten, erregte ihr Mißfallen und ihre Besorgnis.

Plötzlich aber wurden sie auf etwas Seltsames aufmerksam, und zwar alle drei zugleich, von dem gleichen Instinkt geleitet. Da war ein Klang von freier Überlegenheit, ein Unterton von Spott und Schalkhaftigkeit, der sie veranlaßte, genauer hinzuhorchen, genauer in das kluge muntere Gesicht zu schauen. Und sie empfingen einen Antwortblick, der sie erschreckte, weil er Ungeheures zu verheißen schien, einen Blick, der deutlich sagte: ich gehöre zu euch, ich schließe ein Bündnis mit euch, laßt mich nur machen, ich verstehe diese Sache gründlich und kann euch gründlich helfen.

Ungläubig starrten sie und suchten zu begreifen und schlugen wie geblendet die Augen nieder.

Christine blieb davon unberührt. Sie hatte den schmerzlichen Eindruck, Ulrike sei durch Mylius gegen sie gestimmt worden, und als sie einige Minuten später, von Ulrike mit

stummem Wink aufgefordert, mit ihr das Zimmer verließ, um zu Josephe zu gehen, legte sie, kaum daß sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, ihre Hand auf den Arm des jungen Mädchens und sagte hastig: „Sie werden doch nicht glauben, daß ich leichtfertig bin? Für so eine schlechte Mutter und Hausfrau werden Sie mich doch nicht halten, wie er mich im Zorn hingestellt hat? Es ist ja auch nicht seine wirkliche Meinung, kann ich Sie versichern. Er ist gerecht und über Unbotmäßigkeit kann er sich nicht beklagen."

Ulrike erwiderte leise: „Gnädige Frau, über Sie zu urteilen, steht mir nicht im geringsten zu. Aber vielleicht darf ich Ihnen sagen, daß Sie mir vom ersten Augenblick an eine Sympathie eingeflößt haben wie noch kein weibliches Wesen; ich habe nämlich im allgemeinen für Frauen nicht viel übrig, und daß ich Sie verehre. Ich wünsche mir nichts Lieberes als daß Sie mir erlauben, Sie möglichst oft zu besuchen."

„Ich danke Ihnen," sagte Christine; „das war ein gutes Wort. Gute Worte hör ich selten. Kommen Sie nur. Kommen Sie jeden Tag, so oft Sie können. Ich freue mich darauf."

Sie gingen ein Stück über den Flur, an dessen Wänden Etageren mit Zinnfiguren angebracht waren. „Etwas müssen Sie gleich erfahren", begann Christine wieder mit vorsichtig gedämpfter Stimme, „sonst könnten Sie am Ende doch der Ansicht sein, daß Mylius das Opfer seiner Familie ist: so sind die Verhältnisse nicht, wie er sie in seinem Pessimismus schildert, das kann Ihnen jeder Mensch in der Stadt bekräftigen. Sein Antiquitätengeschäft ist in ganz Europa bekannt, H. O. Mylius, erkundigen Sie sich, bei wem Sie wollen. Ich weiß natürlich nicht, ob Vermögen da ist und wieviel; darüber spricht mein Mann nicht mit mir, das geht gegen seine Grundsätze, die ich zu respektieren habe. Ich

weiß nicht, ob er große Gewinne hat oder nicht, ich frage ihn nicht. Nur soviel weiß ich, daß er mich und die Kinder über das Gebührliche knapp hält. Solche Auftritte wie heute kommen ja selten vor, aber ganz zu vermeiden sind sie nicht. Er kann nicht anders, der arme Mann, es ist stärker als er, und ich sage es Ihnen nur, weil es leider nicht zu verhehlen ist und weil Sie noch manches davon erleben werden, wenn Sie nun trotzdem noch Lust haben sollten, zu uns zu kommen."

„Das wär noch schöner, wollt ich mich durch so was abschrecken lassen," sagte Ulrike mit ihrer tiefen, Zutrauen erweckenden Stimme; „im Gegenteil, mir scheint, ich kann Ihnen da in vieler Beziehung nützlich sein. Erstens bin ich selber nicht auf Eiderdaunen gebettet; zweitens bin ich der geborene Blitzableiter; drittens bin ich entschlossen, für Sie durchs Feuer zu gehen, wenn Sie mich ein bißchen liebhaben wollen."

Christine griff gerührt nach ihrer Hand, und sie betraten auf Zehen das Zimmer der schlafenden Josephe.

Es hätte der schüchternen Aufklärung Christines nicht bedurft. Ulrike hatte ihre Zeit nicht verloren. Ihre Beobachtungen hatten ihr die Gewißheit verschafft, daß sie sich nicht bei armen Leuten, nicht in einem wirtschaftlich sinkenden Wesen befand. Des Herrn Mylius Standrede konnte sie nicht irreführen; in dem Punkt besaß sie untrügliche Witterung.

Zuerst allerdings hatte ihr die Wohnung den Eindruck der Kleinbürgerlichkeit gemacht. Wäre es dabei verblieben, so hätte sie die Flucht ergriffen; Kleinbürgertum war eben das, was sie zu meiden gesonnen war. Da stand und lag alles so eng und so dicht und so gezählt; die Räume dumpf und niedrig; es fehlte Bequemlichkeit, Freiheit, generöse Absicht. Zier und Behänge waren da, weil sie da sein mußten,

nicht weil man sie schätzte oder hütete. Etwas Liebloses lastete über den Dingen.

Aber Ulrike sah, daß die Möbel, ohne gerade prunkvoll zu sein, solid und stattlich waren; keine Dutzendstücke, keine Vorstadterzeugnisse; die Teppiche: echtes Material; das Linnen: feinste Qualität; das Tischbesteck: massives Silber; die goldgerahmten Gemälde an den Wänden: Originale von Künstlern und alt. Sie sah da und dort Gegenstände von unbezweifelbarer Kostbarkeit: eine Nippesfigur, eine Bronze, einen Leuchter, eine Kristallschale, eine chinesische Vase. Freilich konnte sie der Alte aus seinem Laden hergeschleppt haben, um sie allenfalls hier feilzubieten und so auf billige Manier zu einer Ausschmückung zu gelangen, die dann wieder wandern mußte. Doch den Gedanken verwarf Ulrike; er dünkte ihr nicht vereinbar mit dem Charakter des Mannes; der lieh nicht, auch sich selber nicht; der mogelte nicht; bei dem war alles unverfälscht und an der richtigen Stelle.

Täuschung war kaum möglich: hier war Wohlhabenheit, jene Gediegenheit des Besitzes, die man bei bescheidener äußerer Gebarung nur selten antrifft.

Nichts entging ihrem spähenden Auge, dessen Ausdruck sie jedoch so zu beherrschen wußte, daß niemand seine unermüdliche Wachsamkeit auch nur ahnen konnte. Sie verglich die Dinge mit den Menschen; sie riet den Dingen die Gewohnheiten der Menschen ab, Eigenschaften und Art. Sie betrachtete die beiden stillen jungen Mädchen, denen sie nur wenige Jahre im Alter voraus war; betrachtete sie in ihren unscheinbaren, fast ärmlichen Gewändern und wie geduckt sie waren, wie man spürte, daß sie um ihre gewürgte Jugend trauerten und sich ergeben durch die Tage schleppten ohne die leiseste Regung von Rebellion; den Sohn mit dem Gesicht eines reizenden Galgenstricks, voll Begehrlichkeit und

heimlicher Gelüste, während ihn die Furcht vor dem Vater in Bann hielt und auf den vorgeschriebenen Weg zwang; die jüngste mit den glühend-fragenden Augen einer Schwärmerin; die Mutter, zarte, schüchterne Gestalt, beschwichtigend, versöhnend, verschleiernd, vermittelnd zwischen Mann und Kindern, dabei selbst geknechtet, mit einem Schein von Ratlosigkeit in den schönen Augen; zuletzt den Alten mit seinem pfiffigen Schmunzeln, das er sich wahrscheinlich im Beruf angewöhnt hatte, wenn er Käufer und Verkäufer beschwatzte, seinen vogelhaften Kopfbewegungen, seinem Tyrannengebaren und beständigen Gerüstetsein gegen Lebensdrang und Lebenslust und der verräterischen Angst, die dahinter flimmerte.

Mit dem Alten ist etwas los, sagte sich Ulrike kampflustig, der Alte hat ein Geheimnis; von welcher Beschaffenheit es ist, darauf zu kommen wird vielleicht nicht schwer sein, aber es ihm zu entreißen und Nutzen daraus zu ziehen, bedarf der Schlauheit und Geduld. Möglich daß sich die Mühe lohnt, überlegte sie weiter; es wäre ein Ziel für mich, endlich einmal was, das einem Spaß machen könnte. Wer weiß, wohin es führt und welche Überraschungen einem da bevorstehen. Offenbar betrügt er die ganze Familie und spielt den armen Teufel nur, um sie nicht merken zu lassen, was für Reichtümer er in aller Stille zusammengescharrt hat; dergleichen wäre ihm wohl zuzutrauen; sie müssen darben und vor ihm zittern, indes er auf der gefüllten Geldtruhe hockt und sich ins Fäustchen lacht. Verhält es sich so, mein Guter, dann werd ich dir heimleuchten, dann hat dein Stündlein geschlagen.

Sie lächelte vor sich hin, in einen Plan verliebt, der sich, ungreifbar noch aber verlockend, in ihr formte.

In den nächsten Tagen horchte sie viel herum. Das Mylius'sche Geschäft war in der Himmelpfortgasse; bei

gelegentlichen kleinen Einkäufen brachte sie geschickt einige Ladeninhaber in der Nähe über das, was sie von Mylius wissen konnten, zum Reden. Hierbei kamen ihr ihre guten Manieren zustatten, ihre gewinnende Herzlichkeit und Unbefangenheit, vor allem die humorige Art, womit sie insbesondere Leute aus dem Volk zu fassen verstand.

Eine andere Nachrichtenquelle war ein mit der Familie Mylius seit zwanzig Jahren im selben Haus wohnendes altes Fräulein, von dem sie zufällig erfahren hatte, daß es vorzeiten mit ihrem Onkel, dem Hofrat, bekannt gewesen war; der Bruder dieses Fräuleins von Elmenreich nämlich und der Hofrat waren in den fünfziger Jahren einmal in der gleichen Hofkanzlei gesessen; jetzt lebte der Sohn des verstorbenen Bruders bei ihr, Schulkamerad und Intimus von Lothar Mylius. Ulrike machte Fräulein von Elmenreich einen Besuch, nachdem sie sie am Tag vorher auf der Treppe so freudig begrüßt hatte, als wäre sie seit langem von der Sehnsucht verzehrt gewesen, ihr zu begegnen. Die Anknüpfung war leicht, der Hinweis auf den Hofrat entzückte die einsame Alte, die sofort ihre Erinnerungen auskramte, und da sie sich auch sonst äußerst mitteilsam zeigte, verhehlte sie ihrem jungen Gast nichts, was zu ihrer Kenntnis gelangt war.

Das erste Ergebnis von Ulrikes Kundschaftertätigkeit war ungefähr dies. Mylius wie auch seine Frau stammten aus dem Rheinhessischen. Er war der Sohn eines protestantischen Pastors, hatte Theologie studiert und dann Kunstgeschichte. Es war ihm nämlich eine kleine Erbschaft zugefallen, die ihm neben der Möglichkeit umzusatteln auch die bot, nach Italien zu reisen und einige Zeit in Rom zu leben. Dort hatte er dann abermals den Beruf gewechselt und war Kunsthändler geworden. In die Heimat zurückgekehrt, ließ er sich in Frankfurt nieder und heiratete alsbald. Christine war aus einer

alten, obschon verarmten Patrizierfamilie, eine geborene Vollprecht; ihr Vater war vor der Märzrevolution großherzoglicher Staatsminister gewesen, ein Mann von Bildung und Geist. Als er starb, reichte die Hinterlassenschaft nicht einmal hin, um die Schulden zu tilgen, und Christine durfte sich nicht lang besinnen, als Mylius um ihre Hand anhielt. Doch mit der jungen Wirtschaft wollte es nicht vorwärts gehen, Mylius entschloß sich, die Gegend zu verlassen, und verlegte seinen Wohnsitz nach Wien. Er verzichtete auf den ausschließlichen Handel mit Bildern und warf sich auf das Antiquitätengeschäft. Das war zu Anfang der sechziger Jahre. Zuerst schien es ihm auch in dem neuen Domizil nicht recht zu glücken, aber eines Tages hatte er den spekulativen Einfall, den ganzen beweglichen Besitz eines unlängst verstorbenen Grafen Zierotin, der der Letzte seines Geschlechtes war, zu erwerben; es gelang ihm unter günstigen Bedingungen, und seitdem hatte er sich langsam und stetig emporgearbeitet. Bei den vornehmen Herrschaften stand er allgemein in hoher Gunst; man schätzte seinen Geschmack, hielt sein Urteil in Zweifelsfällen für maßgebend, wandte sich bei diskreten Verkäufen vor allem an ihn und rühmte seine geschäftliche Sauberkeit. Mit Hilfe dieser auserlesenen Klientel hatte er sich auch Absatzgebiete zu erschließen vermocht, die nur wenig andern zugänglich waren; sein Name hatte bei der Aristokratie Englands und Frankreichs wie auch bei den reichen amerikanischen Sammlern einen guten Klang, und mit ziemlicher Regelmäßigkeit schickte er große Sendungen von oft unermeßlichem Wert ins Ausland.

Die Frage, ob er als vermöglicher Mann gelten dürfe, wurde von verschiedenen verschieden beantwortet. Die einen bejahten sie unbedingt. Sie sagten, er werde so seine Viertelmillion in Sicherheit gebracht haben. Gulden? eine

Viertelmillion Gulden? Natürlich, warum denn nicht? Eine Viertelmillion Gulden. Andere bestritten dies und nannten eine weit geringere Summe, siebzig- oder achtzigtausend. Wieder andere, zum Beispiel der Handschuhfabrikant Schlitteis, der sein Gewölbe gegenüber dem Mylius'schen hatte, verstieg sich zu schlechthin phantastischen Zahlen und behauptete, er müsse, niedrig veranschlagt, vier- bis fünfmalhunderttausend Gulden besitzen. Doch diesem lachte Ulrike ins Gesicht und sagte, er sei vielleicht ein begabter Märchenerzähler, an seinen geschäftlichen Blick hingegen glaube sie nicht; ein Mann von derartigem Reichtum werde was Besseres anzufangen wissen, als Tag für Tag in einem düstern Loch zu lauern und Bric-à-bracs zu verschachern; solche Verdrehtheit traue sie einem sonst leidlich vernünftigen Menschen nicht zu.

Fräulein von Elmenreich war der Ansicht, daß er nach bürgerlichen Begriffen allerdings wohlhabend zu nennen sei, daß aber bei der Besonderheit des Handels, den er treibe, sein Barvermögen kaum zu bestimmen wäre. Der Wert der Dinge sei schwankend; er müsse sie bisweilen unter dem Preis losschlagen; Berechnungen gingen oft fehl, Erwartungen würden getäuscht. Freilich käme es vor, daß gewisse Objekte ganz außerordentlich im Preise stiegen; so habe sie selbst anno dreiundsiebzig, im Jahr des großen Krachs, einen Gobelin um zweihundert Gulden verkauft, der heute unter Brüdern das Sechsfache wert sei. So oft sie daran denke, sei ihr das Weinen nah.

„Die Wahrheit zu gestehen, geh ich nie ohne Bangigkeit an Mylius vorüber," sagte das alte Fräulein; „hie und da treff' ich ihn, etwa in der Dämmerung im Hausflur. Er grüßt, ich danke, das ist alles. Aber solche finstern Geldnaturen strömen einen bösen Zauber aus. Sie lieben den

Fetisch in ihren Kassen, wie ein Mensch von Herz das Lebendige liebt, mit derselben Hingebung, derselben Leidenschaft. Von dieser gottlosen Liebe wird ihr Blut dick und schwarz und man spürt förmlich, wie sich die Seele in Ängsten windet. Da geht er dann hin, geht die Stiege hinauf, still wie ein Gespenst. Was er hat, macht ihn zittern, was er nicht hat, macht ihn zittern."

„Ganz richtig," entgegnete Ulrike Woytich, „aber vor Gespenstern fürcht ich mich nicht. Gespenster nehm ich nicht an. Werden sie zudringlich, so rückt man ihnen an den dürren Leib und ruft: ‚Gelobt sei Jesus Christus.' Das halten sie nicht aus und verduften. Gruseln kenn ich nicht, das muß ich erst lernen wie der im Märchen, der extra dazu auszog."

Wie sich Ulrike bald überzeugen konnte, genoß Mylius allenthalben den Ruf eines Mannes von Verlaß und streng rechtlichen Grundsätzen. Anfangs hatte er es nicht eben leicht gehabt in der Stadt der Leichtherzigkeit, als protestantischer Zuzügling. Man war den Leuten seines Schlages und seiner Herkunft nicht grün. Verspottete man nicht ihre Genauigkeit, so beargwöhnte man ihren Fleiß; erregten sie nicht Anstoß durch die schroffe Absage an das mittueriſche Wesen, so ärgerte man sich über die korrekte Führung. Doch mit der ihm eigenen Zähigkeit hatte er sich festgesetzt und Boden gewonnen.

Eigentliche Freunde hatte er nicht, vertrauten Umgang keinen. Das Familienleben galt als musterhaft und man rühmte die Artigkeit und Wohlerzogenheit der Kinder, die bescheidene Führung und das gefällige Wesen der Frau. Viele bedauerten freilich die Töchter. Sie durften auf keinen Ball gehen, keine Einladungen annehmen, Ausflüge nur machen, wenn sie nichts kosteten. Selbst die kleinste Eisenbahnfahrt mußte erfeilscht und erbettelt werden. Josephe

war die einzige, für die es keine Entbehrung war. In frühen Jahren schon wurde über ihre Frömmigkeit gesprochen und man wunderte sich darüber. Manche wollten nicht begreifen, wie eine Protestantin es überhaupt anstelle, fromm zu sein; Protestantismus, erklärten sie, sei doch gar kein Glauben, sondern Ketzerei und Leugnung, da seien die Juden noch besser dran. Aus den ersten Gesprächen mit Christine erfuhr Ulrike, daß das junge Kind auch die Mutter zu seinen Anschauungen bekehrt hatte; eine Zeitlang hatte Christine sie bei jedem Kirchgang begleitet, und sie gestand, daß es ihr selbst merkwürdig genug gewesen sei, da sie in aufklärerischen Tendenzen erzogen worden war und eine ganz andere Jugend gelebt hatte. Ihr Großvater hatte Merck noch gekannt, den Freund Goethes; die Mutter hatte als junges Mädchen im Brentanoschen Kreise verkehrt und war mit Arnim, Görres und Friedrich Schlegel in einem Briefwechsel gestanden, der zu den gehüteten Schätzen des Familienarchivs gehörte; eines Besuches von Wilhelm von Humboldt bei ihren Eltern entsann sie sich mit Stolz.

Ihre geistige Verfassung, sie suchte es mit ihren Worten zu umschreiben, war Produkt und Nachklang jener innerlich bewegten Romantik, die dann plötzlich wie von einem Eissturm von der deutschen Erde fortgeweht war und einst ein anderes Deutschland hatte ahnen lassen als das unter Kanonendonner vor den Mauern von Paris erstandene. Aber diese Grundfarbe war längst verblaßt in ihr; das ehemals lebendig Gewesene war keine Wirklichkeit mehr, nur Phantasiespiel, aus dem sie bei seltenen Anlässen den Mut schöpfte, sich zur Fürsprecherin ihrer Kinder zu machen, wenn es galt, ihnen eine Freude zu bereiten und dem Mann die Erfüllung eines Wunsches abzuschmeicheln. In allem übrigen herrschte eine große Stille in ihrem Dasein, eine

schläfrige und unfrohe Stille; und so war es auch mit den Kindern, Josephe vielleicht ausgenommen, die ihr eigenes, verschlossenes und oft schwer erratbares Leben hatte; schläfrige und unfrohe Stille lagerte über ihnen. Wenn man am Morgen die Fenster in der Wohnung öffnete, wunderte man sich immer, daß unten auf der Gasse Menschen gingen, daß da draußen eine Welt war. Nach und nach nahm diese Welt den Charakter gefährlicher und feindseliger Fremdheit an. Mylius unterließ es auch bei keiner schicklichen Gelegenheit, vor ihr zu warnen, vor ihren Verführungen, ihrer Verderbtheit, ihrer Hohlheit und ihrer Mitleidlosigkeit. Es klang glaubhaft genug, und so war noch mehr Grund, sich ganz, ganz stille zu verhalten.

Alles das nahm Ulrike begierig zur Kenntnis. Ausbeute und Hinweis in Fülle. Das Feld lag offen da. Zunächst war, um die Hauptschwierigkeit aus dem Weg zu räumen, eine Auseinandersetzung mit Onkel Klemens nötig, dem Hofrat, der ihrer als Logiergast überdrüssig war, obgleich sie von den in England gemachten Ersparnissen lebte und in seinem Haus nur eine greuliche Mansarde bewohnte, in der die Mäuse rumorten und durch deren Fensterfugen der Sturmwind pfiff. Er hatte ihr Empfehlungen für Paris verschafft, sie sollte ehestens fort, nach seinem Willen möglichst weit fort, und nun mußte sie ihn vertrösten und etwas ersinnen, um ihn nicht als Dränger hinter sich zu haben, bis ihr Plan eine taugliche Form gewonnen hatte.

Dabei ist die Frage noch nicht beantwortet: worin bestand eigentlich ihr Plan? was lockte sie? was trieb sie, ihre Kräfte zu sammeln, um in der einen vorgesetzten Richtung zu wirken? Wollte sie sich einnisten in dem friedlichen Bürgerquartier und mit Halbgefangenen eine magere Kost teilen? So groß war ihr Hunger nicht und so klein ihr Ehr-

geiz nicht. Folgte sie einer Neigung, einer Herzenslaune, einer mitfühlenden Regung, einer neugierigen bloß? Es war ganz und gar nicht ihre Art, denn sie gab sich nicht für Geringes her, und es fiel ihr nicht im Traum ein, sentimentalen Anwandlungen zuliebe ihre Zeit und ihre Aussichten zu opfern.

Also hatte ihr unvergleichlicher Spürsinn in dieser brefthaft engen Welt Möglichkeiten des Gelingens und Emporkommens entdeckt, die den Augen minder scharfblickender Leute, wie du, Leser, und ich, Berichterstatter, es sind, sich entziehen? Ohne Zweifel war es so, denn darauf dürfen wir uns verlassen, daß Ulrike Woytich immer dort zu finden ist, wo es um die Hauptsache geht.

Zunder im trockenen Holz

Sie sagte sich, daß es unklug wäre, wenn sie gleich anfangs ihre neuen Freunde in zu rascher Folge besuchte. Sie ließ sich jedesmal bitten, schob den Termin hinaus, beteuerte, sie wolle nicht aufdringlich sein, war bestürzt, als sich Christine darüber verstimmt zeigte, kam am versprochenen Tag doch nicht, ließ sich wieder bitten, behauptete, Josephe vertrüge noch keine Gesellschaft, Esther und Aimée gingen ihr aus dem Weg, mußte eines bessern belehrt werden und wurde endlich zur Zwanglosigkeit überredet. Es war vortrefflich abgestuft; sie warb keinen Augenblick, sie war die Umworbene, und da sie sich so spröd erwies, stieg sie natürlich im Wert.

Sich um Josephe zu bemühen, erkannte sie als das Wichtigste. Den Liebling Christines mußte sie vor allem für sich einnehmen. Aber gerade bei ihr achtete sie sorgfältig darauf,

sich keine Blöße zu geben, wartete ziemlich lange, ehe sie einen vertraulicheren Ton anschlug, und vermied beinahe zartsinnig, was das empfindliche Kind an eine Dankesschuld gemahnen konnte. Die seelische und körperliche Erschütterung, die Josephe bei dem Brand erlitten hatte, war nachhaltiger als man geglaubt; sie war noch scheuer geworden, noch in sich gekehrter, noch unzugänglicher. Ihrer Retterin mit Herzlichkeit zu begegnen, war ihr aufrichtiges Bestreben, aber Worte standen ihr nicht zu Gebot, wenigstens nicht in dieser Zeit, und daß ihre Stummheit mißdeutet werden könne, verursachte ihr Pein.

Ulrike erriet den Zustand und besänftigte ihn. Sie hatte eine Art, dem Partner im Gespräch das Stich- und Gegenwort zu erlassen und es ihm anzudichten, die diesem die Illusion gab, er trage das beste Teil zur Unterhaltung bei, und damit verpflichtete und schmeichelte sie aufs feinste. Sie brachte Josephe Blumen mit. Sie verstand es, in der Küche in fünf Minuten exquisite kleine Leckerbissen zu bereiten, mit nichts, einem Löffel Mehl, einem Eidotter, einer Hühnerleber und ein paar Gewürzen, und servierte das Erzeugnis mit dem listigen Stolz eines italienischen Garkochs. Es war herzbezwingend. Solche Wohlgerüche hatten die Mylius'schen Gemächer noch nie durchflutet. Therese schüttelte den Kopf, Lothar schnupperte und sog gierig den nahrhaften Dampf in die Nase; aber dann mußte Luftzug veranstaltet werden, um die Spuren der kulinarischen Ausschweifung zu verwischen, bevor Mylius nach Hause kam.

Auch zu regelmäßigen kleinen Spaziergängen suchte sie Josephe zu bewegen, doch vermochte sie sie nur ein- oder zweimal dazu, denn Spazierengehen war nach den Mylius'schen Anschauungen ein Luxus, den sich nur Aristokraten und Komödianten gestatten durften, und Josephe wünschte sich an

das Gesetz zu halten, welches das innere Leben der Familie bestimmte. Lieber wollte sie auf die angenehme Zerstreuung verzichten, die ihr Ulrikes munteres Geplauder bot. Oft horchte sie staunend; denn durch diese oder jene Bemerkung, ein hingeworfenes Wort bloß, gewann sie Einblick in Dinge, in Verhältnisse, die ihr völlig unbekannt waren und ihre Phantasie lebhaft beunruhigten.

„Sie verwöhnen mir das Kind, liebe Ulrike", sagte Christine, und man sah ihr an, daß sie glücklich darüber war.

Ulrike antwortete, solch ein Geschöpf könne gar nicht genug verwöhnt werden; Josephe brauche Liebe, Wärme und Sorgfalt wie eine Blume im Winter; gern würde sie mit Josephe ein paar Tage ins Gebirge reisen, wenn sichs machen ließe; es wäre für ihre Gesundheit wie für ihren Gemütszustand gleich heilsam und besonders kostspielig wäre das Unternehmen ja nicht. Christine ergriff den Gedanken mit zaghafter Freude, aber sie konnte sich nicht entschließen, mit Mylius darüber zu sprechen; es war leicht vorauszusehen, daß ein so verwegenes und die Ordnung durchbrechendes Projekt seinen heftigsten Unwillen herausfordern mußte. Ulrike konnte sich nicht enthalten, ihr Vorwürfe über diese Schwäche und Feigheit zu machen, aber Christine erwiderte ernst, darin bestünde nun einmal ihr Leben; ihre Aufgabe sei es, Reibungen zu verhindern, Unfrieden zu ersticken und zu sorgen, daß sich nirgends Zündstoff bilde. „Es ist eine schwere Aufgabe, und ich spüre sie in allen Gliedern", fügte sie hinzu.

„Ganz gewiß; die personifizierte Schutzvorrichtung; ob aber auch eine dankbare, wird die Zukunft lehren", sagte Ulrike trocken.

„Kinder müssen an ihren Vater glauben wie Untertanen an ihren Fürsten und wie die Frommen an ihren Gott,"

fuhr Christine fort, „gerät der Glaube einmal ins Wanken, dann geht alles drunter und drüber."

„Das wollen wir nicht hoffen," erwiderte Ulrike scheinbar erschrocken, „malen Sie nur nicht gleich den Teufel an die Wand. Also wird es nichts mit der kleinen Reise ins Gebirge?"

„Es kann leider nicht sein," sagte Christine, „vorläufig nicht. Übrigens hab ich mit Josephe selbst schon davon gesprochen und sie will absolut nichts davon hören. Sie weiß, daß es Schwierigkeiten und Kämpfe gäbe, und es wäre ihr unerträglich, sich als die Veranlassung dazu zu wissen."

Von dem letzten Teil dieses Gespräches, das in Christines Zimmer stattfand, wurde Esther zufällig Zeugin und lauschte stumm, mit großen Augen. Ulrike begab sich zu Josephe, der sie etwas vorzulesen versprochen hatte, und Josephe erwartete sie bereits. Sie saß mit einer Stickerei am Fenster und lächelte ihr freundlich entgegen. Es war zwölf Uhr vorüber, als sie begann, und mit Kraft und Verständnis las sie Stellen aus Amaranth, aus Stifters Hochwald, aus Hamerlings König von Sion; dann legte sie die Bücher beiseite und rezitierte auswendig, in englischer Sprache, zwei lange Gedichte von Tennyson und die Abschiedsstanzen aus Byrons Childe Harold.

Nach den letzten Versen erscholl beifälliges Händeklatschen, und sie fuhr bestürzt herum, wie wenn sie den Eintretenden nicht gehört hätte; sie hatte ihn aber wohl gehört: es war Mylius, der nun bedächtig den Kopf wiegte und mit bewundernd emporgezogenen Brauen sagte, ein solches Talent sei alles Lobes würdig; ob sie außer der englischen noch eine andere Sprache beherrsche? Zu dienen, erwiderte sie leichthin, Französisch und Italienisch fließend, Polnisch und Spanisch zur Not. Wann sie denn Zeit und Gelegenheit gehabt,

das alles zu lernen? Da müsse sie doch unendlichen Fleiß drangesetzt haben? O nein, sagte sie; in den sechs Jahren, seit sie aus dem Elternhaus fort sei, habe sie mit so vielen Leuten aus aller Herren Länder zu tun gehabt, daß sie sich die Sprachen spielend angeeignet habe. Wenn man mit betrügerischen Agenten oder einer hochmütigen und schlechtgelaunten Lady oder Vicomtesse beständig um den letzten Schilling raufen müsse, flögen einem die Vokabeln schnell auf die Zunge und Syntax und Grammatik gäben sich von selber. Natürlich habe sie auch gelernt, aber der beste Lehrmeister sei das Schicksal.

„Also eine Perle", meinte Mylius schmunzelnd.

„Eine Perle? möglich," versetzte sie lachend, „doch leider ohne Fassung und noch nicht mal aus der Muschel."

„Immerhin, mein Kompliment," sagte Mylius; „eine junge Person wie Sie scheint mir berufen, in der Welt ihr Glück zu machen."

Da Ulrike scharmant zu erröten wußte, schmeichelte die Anerkennung dem, der sie spendete, und erhielt ihn zugleich tributpflichtig. „Was sagen Sie zu Ihrem Vater?" wandte sich Ulrike an Josephe, als Mylius das Zimmer verlassen hatte; „er ist ja gar nicht der Wauwau, für den man ihn ausgibt. Ein vollendeter Kavalier."

„Wauwau? davon weiß ich nichts," erwiderte Josephe stirnrunzelnd; „daß er sich zu benehmen versteht, ist mir nichts Neues."

Ulrike biß sich auf die Lippen.

Als sie am andern Nachmittag kam, war Christine mit Josephe ausgegangen. Esther und Aimée saßen am Tisch im Wohnzimmer und hatten einen abgegriffenen Schmöker aus der Leihbibliothek vor sich liegen, in den sie gemeinsam versunken waren. Wer früher mit der Seite fertig war, mußte

auf die andre warten. Sie erwiderten mürrisch, ohne emporzublicken, Ulrikes heiteren Gruß, und Lothar, der mit lächerlich großen Schritten, die Hände auf dem Rücken, durch das Zimmer marschierte, schielte von Zeit zu Zeit grimmig nach ihr hin. Ulrike streifte die Handschuhe ab, musterte von ihrer schlanken Höhe herab alle drei erstaunt und fragte mit emporgezogenen Brauen: „Was ist los mit euch?"

„Nichts Besonderes", fauchte der Knabe mit zänkischer, doch unsicher stotternder Stimme und pflanzte sich vor ihr auf, „wir wollens uns bloß nicht mehr gefallen lassen, daß Josephe alles haben soll und wir gar nichts. Sie ist ohnehin schon Mutters Schoßkind, und jetzt wollen Sie auch noch eine Erholungsreise mit ihr machen. Wozu denn? Was mischen Sie sich denn in unsere Familienangelegenheiten? Wir erlauben das einfach nicht, verstehen Sie?"

Weiter kam er nicht; es gab einen Klatsch, und er hatte eine schallende Ohrfeige sitzen. Ulrike sagte gleichmütig: „Wenn sich die andre Backe beschwert, daß sie nichts gekriegt hat, kann sie auch was haben."

Die Verblüffung des jungen Menschen war maßlos. Er rieb die geschlagene Wange mit den Fingerspitzen und starrte Ulrike zornig und entsetzt an. Aber unter ihrem kühnen, spöttischen Blick wurde er von Sekunde zu Sekunde befangener, endlich schlug er die Augen nieder, schob die Hände in die Taschen und zuckte verlegen die Achseln.

Jetzt begann Ulrikes Kunststück. Ihn unterm Arm nehmend, fragte sie lachend, obs weh getan habe. Er nickte. „Das ist gescheit", lachte sie. Errötend suchte er sich ihr zu entwinden, aber sie hielt ihn fest und neckte ihn mit seinem männlich-entschlossenen Auftreten, das ihr nur deshalb nicht imponiert habe, weil sie selber ein halbes Mannsbild sei und sich allerwegen habe ihrer Haut wehren müssen. Und sie

erzählte im kollegialsten Ton ein paar lustige Episoden aus ihrem bewegten Wanderleben. Da wurde Lothar zahm. Er lauschte vergnügt und mit bewundernder Miene. Sie gingen dabei im Zimmer auf und ab, und Esther und Aimée, die ihren Augen nicht trauen wollten, vergaßen weiterzulesen und blickten entgeistert drein, mit den Köpfen automatenhaft ihrem Auf- und Abschreiten folgend. Aus ihrem düsteren Staunen über die rasche Abtrünnigkeit des Bruders schloß Ulrike heimlich belustigt auf den Umfang der Verschwörung.

Als sie einmal so weit war, bedurfte es keiner großen Anstrengungen mehr, Lothar völlig auf ihre Seite zu ziehen. Sie fand neben allem andern Wirken, das sich von Tag zu Tag breiter entwickelte, immer noch Zeit und Gelegenheit, sich mit ihm zu beschäftigen. Sie holte ihn schlau über seine Wünsche und Neigungen aus und unterstützte sie, ohne zu deutlich zu werden. Bloß indem sie sich wunderte, wußte sie den Geist der Widersetzlichkeit in ihm zu wecken. Wenn er plötzlich kühn in seinen Äußerungen wurde, warnte sie ihn, aber in solcher Art, daß ein Gelüst erst recht wachgerufen wurde. Sie ließ durchblicken, wie leicht die eisernen Gebote, die ihn umschränkten, zu umgehen waren, dabei schien es, als bestärke sie ihn in seiner Furcht vor Übertretungen, so daß sie sich im gegebenen Fall immer rechtfertigen konnte. Sie lieh ihm kleine Geldbeträge. Sie schlug die Hände überm Kopf zusammen, als er ihr verriet, daß er zwanzig Kreuzer Taschengeld in der Woche bekam. Damit ließen sich keine großen Sprünge machen, sagte sie mitleidig und erzählte von jungen Lords und jungen Grafen, die mit Goldstücken um sich würfen wie gewöhnliche Menschen mit Zwetschenkernen. Sie verstand es, sittliche Entrüstung über eine solche Charakterbeschaffenheit zu äußern und zugleich einen verklärenden Schein um sie zu malen, in den Tadel einen

Seufzer nach den verbotenen Früchten zu mischen, und hatte jedesmal das Vergnügen, zu beobachten, wie der Schlummer des Verlangens in wissenden Wunsch überging. Dann aber beschwor sie ihn, das Verderben zu meiden und ein gehorsamer Sohn und anständiger Mensch zu bleiben.

Er gelobte es treuherzig.

Da er ihr Schuldner geworden war, die Beträge liefen freilich nicht über zwei oder drei Gulden, geriet er auch in Abhängigkeit. Und da sie als Weib Eindruck auf ihn machte, war seine Unterwerfung freiwillig und enthusiastisch. In seinem Gemüt begann es zu brodeln und zu sieden; jeder Blick, jedes Wort Ulrikes nährte Unzufriedenheit mit dem Bisherigen; die Fesseln, die er kaum gespürt, weil sie gleichsam in die Existenz hineingewachsen waren, fingen an, zu drücken; die Regel und Gebundenheit der Tage erregte eine böse Ungeduld; er wollte über sich hinaus, über die Jahre hinaus, über die Vorschrift hinaus, das Blut war erhitzt, formlose Entschlüsse ballten sich.

Diesen gefährlichen Prozeß vor den wachsamen Augen Christines zu verbergen, war für Ulrike nicht leicht. Aber sie hatte darin die Taktik der Taschenspieler, die durch unablässige Beweglichkeit und witziges Mundwerk die Aufmerksamkeit von ihrem Tun abzulenken wissen. Und es gelang ihr, Christine nicht bloß zu täuschen, sondern ihr auch die Meinung beizubringen, daß sich Lothar, seit sie ihm ihre kameradschaftliche Teilnahme zugewendet, sehr zu seinem Vorteil verändert habe, daß er umgänglicher, freier und zielbewußter geworden sei. Ursache genug, Ulrikes pädagogisches Talent zu preisen. Nicht selten mußte Christine lächeln, wenn Lothar in den überschwenglichsten Ausdrücken von seiner neuen Freundin sprach; auch Josephe lächelte dann, zustimmend und erfreut wie ihre Mutter; nur Esther und Aimée

waren nicht im selben Maß von Ulrikes Vollkommenheit durchdrungen; mit ihnen hatte auch Ulrike viel mehr Mühe als mit den andern; sie stieß da auf ein unbesiegliches Mißtrauen, ein eingeborenes und allgemeines, nicht gerade auf die Person gerichtetes. Fast schien es Trägheit, tiefer geistiger Schlaf. Alle Versuche, die beiden aus ihrer dumpfen Ruhe zu scheuchen, waren gescheitert. Ulrike überlegte allerlei und griff endlich zum Nächstliegenden. Der Erfolg war unerwartet.

Eines Tages, kurz nach Tisch, kam sie und fand beide Schwestern wieder über einem Roman sitzend. Die Erlaubnis, sich dieser Leidenschaft hinzugeben, war ihnen täglich für eine Stunde erteilt, und mit dem Glockenschlag pflegten sie, auch in der spannendsten Stelle, aufzuhören. Lothar mißhandelte im Zimmer nebenan das Klavier, er hatte einen freien Nachmittag; als er Ulrikes Stimme vernahm, erschien er sogleich. Ulrike fragte, wo die Mutter sei; Aimée gab keine Antwort; Esther entschloß sich erst nach einer Weile dazu; sie sagte, die Mutter sei mit dem Vater fortgegangen; sie seien beide zum Schuster, der eine bereits bezahlte Rechnung zum zweitenmal geschickt habe; darüber habe sich der Vater bei Tisch sehr aufgeregt.

Hinter die Schwestern tretend und sich zwischen ihnen herabbeugend, griff Ulrike nach dem Buch. Sie klappte es zu und las den Titel: Europäisches Sklavenleben von Hackländer. Da lachte sie in sich hinein, legte den Arm um beider Schultern und flüsterte, sie habe sich etwas Prächtiges ausgedacht, es müsse aber vorläufig Geheimnis bleiben und sie erwarte von ihnen Verschwiegenheit. Die neugierig Gewordenen sahen sie fragend an, und sie sagte so leise, daß Lothar, der eifersüchtig am Ofen lehnte, sie nicht verstehen konnte, sie wolle am nächsten Dienstag mit ihnen den

Akademieball besuchen; sie habe sich alles schon zurechtgedacht, und wenn sie klug sein und ihr folgen würden, sei das Gelingen sicher.

In einem Nu waren die zwei Mädchen umgewandelt. Die Augen strahlten, in den Mienen war Leben und Hoffnung. Maskenredoute; sie hatten dergleichen nie gesehen; daß es möglich sein konnte, dabei zu sein, hatten sie nie zu denken gewagt. Sie mußten sich mit den Abenteuern in den Leihbibliotheksbüchern begnügen. Bedauerten sie auch, daß es nur eine törichte Tapete war, deren erlogene Farben sie narrten, so wurde ihre Phantasie doch heiß dabei; abends lagen sie seufzend in ihren Betten, warteten in den Schlaf hinein und sahen zu, wie die ausschweifenden Träume an der nüchternen Wirklichkeit zerschellten.

Doch ist Beziehung und daher Geschick auch im Unerfüllbaren; auch da zeigt sich das Wesen und gräbt im Finstern seinen Weg. Während Esthers Verlangen auf außerordentliche Begebenheiten gerichtet war, die verworrenen Qualen und Freuden der großen Leidenschaften, in denen sie sich als hingerissen Liebende und Opfernde erblickte oder als hoheitsvolle Gebieterin ungerührt an Anbetenden vorüberschritt, hingen die Gedanken Aimées an Bildern von verschwenderischer Pracht und erotischem Luxus, und sie war im Sinnen und Wünschen mit Festen, Aufzügen und großartigen Entfaltungen so vertraut, daß sie bloß die Augen zu schließen brauchte, um innerlich davon zu glühen.

Die erste Frage war natürlich: woher das Geld nehmen? „Laßt mich dafür sorgen," beruhigte sie die Verlockerin; „ich hab es schon genau erwogen, wir ziehen die Mutter ins Komplott, im schlimmsten Fall behelfen wir uns mit einer Anleihe." Es solle dies auch keineswegs die einzige Gelegenheit bleiben, verhieß sie bedeutungsvoll; sie wisse eine

Geldquelle, die nur darauf warte, von einer berufenen Hand zum Fließen gebracht zu werden. Esthers und Aimées Gesichter bedeckten sich mit dem zarten Rot der Erregung. Wie aber war das Ausbleiben am Abend und in der Nacht vor dem Vater zu verbergen? Nichts leichter als das. Ulrike lädt sie zu sich in ihre Behausung. Schließlich: was solle man anziehen? Geliehene Kostüme? Gott bewahre; aus alten Fetzen ließen sich zu solchem Zweck die köstlichsten Gewänder schneidern.

Also gleich ans Werk, gleich ans Suchen. Lothar schaute pfiffig drein; aus aufgeschnappten Brocken hatte er erraten, was vorging. Dennoch erkundigte er sich, um von Ulrike in aller Form eingeweiht zu werden. Ulrike fuhr ihm mit der Hand durch die Lockenwildnis und antwortete, wenn er hübsch artig sein und Feuer schüren wolle, denn es sei wieder einmal barbarisch kalt bei Myliussens, werde man ihn ins Vertrauen ziehen. Er flammte auf unter ihrer Berührung, doch die Weisung, Feuer zu machen, flößte ihm Bedenken ein; Vater habe verboten, am Nachmittag zu heizen, sagte er; man müsse sich in acht nehmen, da es ihm bisweilen einfalle, den Bestand in der Kohlenkiste zu kontrollieren. Ulrike versetzte unwillig, es passe ihr aber nicht zu frieren; sie nehme die Verantwortung auf sich, und wenn Herr Mylius etwas dawider habe, werde sie ihm ein paar Zentner Kohlen schenken. Die aufrührerische Rede rief Bestürzung bei den Geschwistern hervor, aber nach einigem Zaudern gehorchte Lothar mit triumphierender Miene, denn seine Vorstellung von Ulrikes Macht war unbegrenzt. Ulrike faßte jedes der Mädchen an einem Arm; sie fegten durch alle Räume, kramten in allen Schränken, und lachend und jubelnd wurde da ein Stück Stoff oder Seide, dort ein Schleier, ein Spitzenrest, ein altes Band hervorgezogen.

Es dämmerte schon, da kam Josephe aus der Handarbeitsschule, gleich danach auch Christine. Man war betroffen, wollte aber nichts erklären; Ulrike kniete mit aufgehobenen Händen vor Christine, bat um blinde Bewilligung alles Vorhabens und um Generalpardon für die begangenen Missetaten. Christine ließ sich erweichen; man versprach volles Geständnis beim Kaffee. Doch wollte Ulrike zur Feier des Tages selbst den Kaffee kochen, mit doppelter Bohnenration. Sie wagte sogar den Vorschlag, daß man das schöne Altnymphenburger Porzellan benutzen solle, Schaugepränge des Salons, und lachte ausgelassen über das dadurch hervorgerufene Entsetzen. Unter ihren ergötzlichen Sticheleien und paradoxen Argumenten fiel der Widerstand gegen das verbrecherische Beginnen, und die still verwunderte Josephe wurde beauftragt, das Porzellan herbeizutragen und den Tisch zu decken, indes die andern, auch Lothar, in die Küche stoben, um unter Plaudern und Scherzen den Kaffee zu bereiten. Selbst die mürrische Therese taute auf und steuerte, nicht immer freiwillig, zur Erlustigung bei. Lothar versicherte, daß er sich keines so herrlichen Tages entsinnen könne, es sei ihm so wohl wie noch nie.

„Aber bedenkt, daß wir reif für den Kerker sind," sagte Ulrike, von Dampf umwallt, die Pelzkappe, die sie im Übermut aufgestülpt, schief auf dem Kopf; „wenn ein Judas unter uns ist, sind wir verloren. Verdientermaßen; wir prassen und schwelgen und mißachten das Gebot des Herrn. Feuer im Ofen, wirklicher Kaffee im Topf, echtes Geschirr auf der Tafel: es schreit zum Himmel, der Jüngste Tag ist nah."

Es schlug eben fünf Uhr, und mit dem letzten Schlag, wie wenn die gottlos-vermessene Rede sogleich bestraft werden solle, drehte sich in der Flurtür der Schlüssel im Schloß.

Bleiche Angst: der Vater. Lothar spähte hinaus; sein stummes Zurückhuschen gab die Bestätigung. Therese bekreuzigte sich, Esther und Aimée versteckten sich hinterm Schrank. Lothar suchte einen Fluchtweg. Christine erschien mit verstörtem Gesicht.

Seine Heimkunft zu dieser Stunde war durchaus ungewöhnlich. Sein Wandel, sein Kommen, sein Gehen war von uhrenhafter Regelmäßigkeit. Wie sich später erwies, hatte er in einem Vorort geschäftlich zu tun gehabt; da er aus Sparsamkeit auch weite Entfernungen zu Fuß zurückzulegen pflegte, war er müde geworden; der Rückweg führte ihn am Haus vorbei und er wollte eine halbe Stunde ausruhen.

Schon hörte man ihn dumpf grollen. Er hatte das Porzellan und den festlich gedeckten Tisch entdeckt. Josephe war es, die ihm Rede stehen mußte. Auf einmal begann er mit ihr zu schreien; die Stimme überschlug sich; der Zorn machte sie schrill wie die eines Papageis. Josephe kam heraus und bewegte die Hände bittend gegen die Mutter.

Aller Augen hingen an Ulrike: jetzt, Anstifterin, steh uns bei. Und mit Erstaunen sahen sie Ulrike völlig gelassen. „Setzt euch um mich herum," sprach sie; „erst wollen wir uns einmal einschenken, umsonst wollen wir nicht gekocht haben. Nehmt nur die Tassen vom Anricht dort, wir brauchen sein feines Geschirr nicht, der Kaffee wird uns auch so schmecken, denn ich kann euch sagen, er ist ausgezeichnet. Setzt euch nur; jeder hat Platz, auch Sie, Frau Christine; setzen Sie sich zum Herd, da ists am wärmsten. Ich will euch nämlich was erzählen. Ich will euch die Anfänge von Ulrike Woytichs irdischer Laufbahn erzählen. Herr Mylius mag einstweilen drinnen wüten, das geniert uns nicht weiter, und wenn er uns sucht und zu uns kommt, mag er sich zu uns setzen; stören lassen wir uns nicht."

Die Worte hatten eine solche Sicherheit, daß auf einmal niemand mehr Angst verspürte und sie nur in erregter Spannung warteten, was nun geschehen würde. Christine begab sich gehorsam auf die Bank beim Herd. Josephe ließ sich an ihrer Seite nieder. Esther und Aimée setzten sich auf die zwei Stühle und lehnten die Köpfe aneinander. Lothar hüpfte auf die Kohlenkiste und baumelte befriedigt mit den Beinen. Therese stand stumm verwundert beim Fenster. Ulrike kauerte in der Mitte des Kreises auf dem Küchenschemel, eigentümlichen Spott in den Mienen, und strich bisweilen widerspenstige Haarsträhne von den Wangen, die die Herdfeuerhitze mit feuchter Purpurröte bedeckt hatte.

Jedes hielt die Kaffeetasse in der Hand, und immer, wenn sie einen Schluck getan hatten, lauschten sie gegen das Zimmer, aus welchem das Unheil brechen mußte.

Ulrike erzählt

Ich bin fünfundzwanzig Jahre alt," fing Ulrike an, „aber ich habe so viel erlebt, als hätt ich bereits fünfzig auf dem Rücken. Man sieht mirs nicht an, ich habe zähe Knochen, und eher brech ich mir den Wirbel nach hinten, als daß ich ihn nach vorn beuge. Sollt ich aufzählen, wie oft ich auf einer Bretterdiele statt in einem ordentlichen Bett geschlafen habe, so käm eine hübsche Summe heraus, aber das Jahr ist lang, und gibts Tage, wo man die Zähne in die Faust beißt, um das Schlimmste zu überstehen, so gibts wieder andre, wo einem die Sonne auf den Scheitel scheint, und man fühlt, daß man jung ist und stark und daß man zwei Arme hat, um sich damit zu regen, und ein Paar Augen, um damit

zu schauen. Ihr Nesthäkchen, wie ihr dasitzt, wißt von alledem nichts, euch wird der Braten fertig aufgetragen und die Schuhe werden euch neu vom Schuster geliefert, wenn die alten zerschlissen sind, und wenn der Wind an den Fenstern rüttelt, denkt ihr höchstens: schlecht habens die Leute, die bei solchem Wetter sich draußen plagen müssen."

Schon nach ihren ersten Worten hatte sie langsam schleichende Schritte vernommen. Sie stellte sich aber ahnungslos, obwohl sich die Aufmerksamkeit der Zuhörer teilte und sie unbehaglich dem Geräusch lauschten, dessen Ursprung ihnen bekannt war. Dann erschien Mylius im Rahmen der Tür; unter der drohend verzogenen Stirn glommen die kleinen Augen wie zwei trübe Phosphorflämmchen; der häßliche Ingrimm, der sich in seinen Zügen ausdrückte, ließ Ulrike stutzen. Mit ratloser Wut schaute er über die gelagerte Gruppe, die Lippen bebten ihm und formten Fragen, und er stieß, außer sich, hervor: „In drei Teufels Namen, was hat der Unfug zu bedeuten? Unfug drinnen, Unfug hier."

Ulrike, die sich unterbrochen hatte, schaute ihn ruhig an und sagte: „Jetzt rede ich. Vielleicht interessiert Sie, was ich rede, dann können Sie zuhören, Herr Mylius, das Wort entziehen laß ich mir nicht; ich war vorher da, wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Wenn ich fertig bin, können Sie mir wegen strafwürdiger Aufsässigkeit die Türe weisen, das steht bei Ihnen, aber ich habe meinen Freunden da versprochen, daß ich ihnen meine Geschichte erzähle, das Versprechen will ich halten, und solange müssen Sie sich gedulden. Auf der Bank neben der gnädigen Frau ist noch ein Platz frei, darf ich Ihnen den anbieten?"

Mylius rang vergeblich nach Erwiderung. Die Kaltblütigkeit und Kühnheit, mit der er sich zurecht- und abgewiesen sah, beraubten ihn der Sprache. Dabei das heitere Lächeln,

der sprühende Blick, die lebhaft herrische Geste: er war wie vor den Kopf geschlagen. Dergleichen war neu, es bestürzte ihn, und er wußte nicht, wie er sich benehmen sollte, um Würde, Autorität und Ansehen zu retten. Die vier Kinder starrten in ihre dampfenden Schalen, die Töchter furchtsam geduckt, Lothar gespannt lauernd; Christine war beklommen; die Magd am Fenster grinste verlegen. Dieses Grinsen machte ihn toll vor Ärger; er wollte abermals losbrechen, irgendetwas schreien, sich Luft verschaffen, doch Ulrike, die ihn im Auge behielt wie eine Schlangenbändigerin, hatte schon wieder begonnen. Er preßte giftig die Lippen zusammen und entschloß sich zu schweigen und sich einstweilen zurückzuziehen. Wie aber die dunkelgetönte Stimme munter und beredt hinfloß, zwang es ihn gegen seinen Willen, ja zu seinem Verdruß, stehenzubleiben, dann hielten ihn die Worte fest, die sich zu Bericht und Bild gestalteten, der wilde Unmut legte sich, obschon die Brauen noch eine Weile finster geballt waren, es dünkte ihn, daß er sich nichts vergebe, wenn er, solange es ihm gefiel, an den Türpfosten gelehnt und ohne weitere Gemeinschaft zu suchen, ebenfalls zuhörte.

Als Ulrike dessen inne wurde, ging ein zufriedener Schimmer über ihr Gesicht.

„Ich bin aufgewachsen in Gegenden, wo die Hunde auf den Feldern langsam zu Wölfen werden", setzte sie ihre Erzählung fort. „Mein Vater war österreichischer Offizier. Angewiesen auf den Sold und ohne die Protektion, die alle Dummköpfe und Schmarotzer in die Höhe bringt, schleppte er seine mühselige Existenz durch ein halbes Dutzend östliche Grenzgarnisonen. Er hatte spät geheiratet; es fehlten die Mittel; mit dreiundvierzig Jahren wurde er Major, mit fünfzig Oberst, dabei blieb es. Was ist so ein Oberst dorten in der Juden- und Woiwodenwildnis, besonders wenn er

nicht von Adel ist und kein Vermögen hat und eine Frau und eine Horde Kinder an ihm hängen? Figur zum Bejammern.

Die Woytichs stammen aus Polen. In ihren Adern rinnt Musikerblut. Meines Vaters Vater war einer der wenigen Schüler von Paganini; Paganini, ein Zauberer, wie die Welt keinen zweiten gesehen hat, ihr wißt es vielleicht, soll ihn alle seine Hexereien und Kunststücke gelehrt und ihn geliebt haben bis an seinen Tod. Davon erzählte der Vater oft, wenn er in mitteilsamer Laune war, und es hat dann auch, wie ihr bald hören werdet, eine Rolle in meinem Leben gespielt. Der Vater selbst war Virtuose auf der Geige, obschon von der zuchtlosen Art. Manchmal während der Manöver spielte er den Kameraden in einer galizischen Schenke bis zur Morgenfrühe vor, dann schwemmte er die Melancholie um sein vertanes Dasein mit Wein fort.

Meine Mutter, sie ist dem Vater bald nachgestorben, war eine schöne Frau und ist in ihrer Jugend viel bewundert und umworben worden. Sie war auch eine starke Frau, aus einem starken Geschlecht, wovon ein Beweis ist, daß weder sechs Geburten noch die Armseligkeit der Verhältnisse etwas über sie vermochten. Sie verstand ihr Leben zu genießen, und die Leute munkelten allerlei; es gab auch viel Zank und Streit zwischen ihr und meinem Vater, so daß das Familienleben bei uns jedenfalls kein erquickliches war; aber wenn ich mir ihr Bild zurückrufe, hab ich eine stattliche stolze Dame vor mir, und die Erinnerung an sie ist pures Vergnügen, was auch sonst dahinter liegen mag. Sie wird schon gewußt haben, was sie tat; darüber steht am wenigsten denen ein Urteil zu, die ihre Erbärmlichkeit im Finstern betreiben. Wen der Herrgott in großer Form zugeschnitten hat, der verachtet das Krüppelpack, das Gut und Böse beständig

ineinandermanscht, daß es sich ausnimmt, wie wenn einer das Tedeum und das Gaudeamus in einem Atem plärrt.

In meinem fünften Jahr war ich mit der Mutter und meinem älteren Bruder Franz, der jetzt bei der Botschaft in Madrid ist, einen Winter lang hier in Wien. Die Mutter war krank und mußte in einem Heim liegen, wir zwei Kinder wohnten beim Onkel Klemens und seiner Smirczinska, die ihm auch heut noch die Wirtschaft führt. Eines Tages, ich glaube, es war zu Weihnachten, schenkte er mir einen funkelnagelneuen Golddukaten. Es war ein Wunder, das damals viel beredet wurde, denn Geben und Schenken war seine Sache nie. Kurz, ich bekam den Dukaten, mit vielen kräftigen Ermahnungen, und von da ab mußt ich jeden Sonntag nach dem Kirchgang zu ihm in sein Zimmer gehen und ihm den Dukaten vorweisen. Da sprach er dann von dem Wert des Goldstücks, was man sich dafür kaufen könne, wie es sich, zweckmäßig verwendet, von selbst vermehre und sogar den Grundstock zu künftigem Reichtum zu bilden vermöge. Das verstand ich natürlich nicht, aber der goldene Dukaten wurde mir auf die Art ein verehrungswürdiges Ding; ich trug ihn eingenäht in ein Leinwandsäckchen auf meiner Brust, jahrelang, ich knüpfte meine Träume und meine Hoffnungen an ihn, es gab keine Versuchung, die mich hätte bewegen können, ihn auszugeben, es hätte kein Betrüger so schlau sein können, ihn mir zu entlocken, und kein Dieb so abgefeimt, ihn mir zu stehlen. Nicht als hätt ich damals und auch später das Geld blind vergöttert wie so manche, die sich eher das Herz herausschneiden lassen, als daß sie einer armen Seele mit dem, was sie errafft haben, eine Freude bereiten; eigentlich gings mir nur um den Dukaten: ein Bild von Hilfe und Verlaß. Geld, ja Geld; soviel man nur gewinnen kann; um nicht leiden zu müssen, um nicht

hungern zu müssen, um nicht demütig zuschauen zu müssen, wenn die andern vor der besetzten Tafel sitzen. Das erkannte ich früh; Schmalhans war Küchenmeister bei uns; es fehlte an allen Ecken und Enden; nichts war in gutem Stand; die Wäsche zerlumpt, Kleider gerade zur Notdurft; das Silber versetzt; Schulden über Schulden. Die Mutter kümmerte sich wenig, mit den Jahren ging sie immer trotziger ihre eigenen Wege, dem Vater glitt das Hauswesen aus den Händen, Dienstpersonen hatten wir längst keine mehr außer dem Burschen, der kochte und die Zimmer aufräumte. Ein Bruder starb an Scharlach, ein Schwesterchen an der Auszehrung, ich mußte sie pflegen und war zu der Zeit kaum zehn Jahre alt. Aber von Jahr zu Jahr wurden mir mehr Lasten aufgewälzt. Beim Umzug in eine andre Garnison war die Mutter jedesmal lang vorher verreist. Die Gläubiger drangsalierten mich; ich mußte bei Fleischer und Bäcker um Verlängerung des Kredits betteln; ich mußte sorgen, daß der Vater sein Essen bekam und die jüngeren Geschwister die Schule nicht versäumten. Oft saß ich die Nächte bis zum Morgen beim Strümpfestopfen und Hemdenausbessern, auf dem Tisch vor mir eine englische oder französische Grammatik. Ich will mich nicht rühmen, aber ich habe was geleistet bis zu meinem siebzehnten Jahr, das steht fest vor Gott und Menschen. Was dann kam, ist wieder ein Blatt für sich.

Um jene Zeit, meine beiden Brüder waren schon in der Kadettenschule, zu Hause war nur noch ich und meine Schwester Anastasia, ereignete sich die Geschichte mit Vaters Geige. Diese Geige war ein altes Instrument; er hatte sie von seinem Vater geerbt, dem Liebling Paganinis eben; mehr wußten wir nicht, mehr wußte er selber nicht. Später stellte es sich heraus, daß der Großvater ein die Geige betreffendes wichtiges Dokument deponiert hatte, aber da er ganz plötzlich

am Schlagfluß starb und während seines Lebens nie darüber gesprochen hatte, vermutlich weil er nicht wünschte, daß man in seiner Umgebung den Wert des Instruments erfuhr, damit es nicht zum Gegenstand von Habgier und Spekulation gemacht würde, wußte auch niemand, wo und bei wem sich dieses Dokument befand, ja nicht einmal, daß es überhaupt existierte. Er hatte die Geige ausdrücklich dem jüngeren Sohn vermacht und darüber erhob sich auch kein Zweifel oder Zwist. Mein Vater hatte Anrecht auf sie schon durch seine Fertigkeit im Spiel und hielt sie auch stets in Ehren.

Sooft er spielte, fiel sogar den unmusikalischesten Zuhörern der herrliche Silberton der Geige auf; ich selbst habe ihn nur zwei- oder dreimal spielen gehört und erinnere mich, daß ich ganz hingerissen war. Als er einst wieder vor den Kameraden spielte, trat ein junger ungarischer Offizier namens Ribeny auf ihn zu und ersuchte ihn, die Geige betrachten zu dürfen, da er, wie er behauptete, etwas vom Geigenbau und von alten Geigen verstehe und es ihn dünke, daß dies ein ungewöhnlich schönes und kostbares Instrument sei. Mein Vater reichte ihm die Geige, der andere besah sie lange, drehte sie um und um, beklopfte und behorchte sie, danach zog er meinen Vater beiseite und sagte, er möchte die Geige kaufen und biete ihm dreitausend Gulden. Da lachte mein Vater und antwortete, sie sei ihm nicht feil, und er wolle sich nicht von ihr trennen. Ribeny bot vier-, dann fünf-, dann sechstausend, aber mein Vater, obwohl er nachdenklich und ihm die Weigerung schwer wurde, wies ihn entschieden ab.

Eines Tages nun erhielt er einen Brief von seinem Bruder Klemens, dem Hofrat, der ihn in große Aufregung versetzte. Ich muß bemerken, daß Onkel Klemens, der um zwanzig Jahre älter war als er und heute ein Mann von

sechsundsiebzig Jahren ist, für ihn fast ein höheres Wesen war, nicht bloß seiner Stellung und Vergangenheit wegen, sondern weil er schon als junger Mensch dazu erzogen worden war, sich ihm in allem zu fügen und unterzuordnen. Was Klemens sagte, war wie Spruch des obersten Gerichts; was Klemens tat, war Vorbild und nicht zu erschüttern. Onkel Klemens hatte Großvaters Möbel geerbt, und unter diesen befand sich auch ein uralter Sekretär aus Nußbaumholz, so ein richtiges ehrwürdiges Stück, wie es oft in Familien von einer Generation auf die andre kommt. Bei einer Reparatur, die notwendig geworden war und zu der Onkel Klemens den Tischler gerufen hatte, wurde in dem Sekretär ein bisher verborgen gewesenes Geheimfach entdeckt, und darin lag das Dokument, durch das unbezweifelbar erwiesen wurde: erstens, daß die Geige eine echte Guarneri war; zweitens, daß Paganini selbst darauf gespielt und sie meinem Großvater als Zeichen seiner Liebe geschenkt hatte. Hierdurch erhielt die Geige einen kaum schätzbaren Wert, wie ihr euch denken könnt, und es begann um sie ein langer und aufreibender Kampf, der meinen Vater schließlich Gesundheit und Leben kostete.

Aller Einzelheiten kann ich mich nicht entsinnen, auch die Hauptsache, um die es ging, wurde mir erst nach und nach bekannt. Doch weiß ich, daß jede Woche zwei oder drei Briefe von Onkel Klemens kamen, von denen jeder meinen Vater aufs neue alterierte. Sein Bruder wünschte erst, forderte dann, befahl endlich, daß er die Geige ihm zur Verwahrung übergeben solle; sie sei bei ihm sicherer aufgehoben, und es verstehe sich von selbst, daß er als Repräsentant und Ältester der Familie die Befugnis habe, eine so kostbare Rarität unter seine Obhut zu nehmen, die meinem Vater all die Jahre her bloß aus dem Grund stillschweigend

überlassen geblieben sei, weil man eben von ihrem eigentlichen Wert nichts geahnt hatte; jetzt aber müsse es als frivol und ungehörig bezeichnet werden, wenn er, ohne die möglichen Folgen, auch für seine Kinder, zu erwägen, das einzigartige Instrument den Zufällen und Widrigkeiten seines ruhelosen Lebens aussetze, von der Gefahr der Beraubung oder Verbrennung nicht zu reden.

Mein Vater weigerte sich standhaft. Es wurde ihm schwer, dem Bruder gegenüber Festigkeit zu bewahren, aber zunächst war die Sache stärker als die Person. Meine Mutter riet ihm, das Instrument aus dem Hause zu schaffen, es einem Freund zu übergeben und Onkel Klemens hinzuhalten. Ihre Meinung war, daß der Vater von seinem Bruder betrogen oder gar um die Geige gebracht werden solle, und sie hoffte, auf dem von ihr empfohlenen Weg den Verkauf zu erzwingen, denn an der Geige lag ihr nichts, das Geld aber war bei unseren Umständen eine beträchtliche Lockung. Mein Vater wollte nichts davon hören. Es schien, daß ihm die Geige immer lieber wurde, je umstrittener und bedrohter seine Eigentumsrechte waren. Da kam es zu nächtelangen, heftigen Auseinandersetzungen zwischen ihm und der Mutter, und ich kann nicht verhehlen, daß sie ihn auf ihre Weise mehr als billig quälte und nichts unterließ, ihm das ohnehin schwere Leben noch schwerer zu machen. Dazu hatte er auf einmal Schwierigkeiten im Dienst, wurde durch allerlei Mahnungen und Reprimanden erbittert, was vordem nie geschehen war, und er mußte seine Pensionierung befürchten, ein Gedanke, der ihn mit Verzweiflung erfüllte. Der Argwohn, daß Onkel Klemens dahinter steckte, war nicht abzuweisen, er hatte in gewissen Hof- und Militärzirkeln von früher her mächtigen Einfluß, und während mein Vater in seiner Gutmütigkeit noch schwankte, einem so häßlichen Verdacht Raum zu geben,

erklärte ihm der Bruder in einem seiner Briefe ganz zynisch, daß er in der Tat der Urheber des Kesseltreibens sei. Gleich darauf kam er selbst, und zwar hatte er seinen Besuch auf einen Tag verlegt, wo er die Mutter abwesend wußte; sie fuhr sehr oft nach Krakau oder Pest.

Dieses Tages entsinne ich mich noch genau. Ich sehe Onkel Klemens noch vor mir, als wärs gestern gewesen, wie er zur Tür hereintrat in seiner hageren Länge, den Geierkopf vornübergebeugt, in der einen Hand den Stock mit der Elfenbeinkrücke und mit der andern sich beständig das Kinn reibend, wobei er seltsam lautlos lachte. Ich seh ihn in dem endlos langen, schäbigen Gehrock, den er heut noch trägt, und der hochgeschlossenen Samtweste. Der Vater war sehr bleich, als er ihn begrüßte; ich glaube, sie hatten einander seit einem Vierteljahrhundert nicht gesehen, denn mein Vater pflegte keine Reisen zu machen, und wie er vor ihm stand: es war ein Jammer; ich hätte ihm zurufen mögen: Mann, wo ist dein Rückgrat? Sie verschwanden dann in Vaters Zimmer, und es kam, wie es kommen mußte. Der brieflichen Drangsal hatte der Vater widerstehen können, Aug in Aug mit dem Bruder war er wehrlos. Er lieferte ihm die Geige aus. Er hatte einen Revers gefordert und auch erhalten, aber das Papier ist auf rätselhafte Art in Verlust geraten. Onkel Klemens gab ihm auch dreitausendfünfhundert Gulden, als Abschlagszahlung hieß es; der Wert des Instruments belief sich, wie uns später Ribeny naiv versicherte und wie wir dann auch von anderer Seite erfuhren, mindestens auf das Zehnfache. In derselben Nacht noch verlor der Vater, der sonst nie eine Karte berührte, die ganzen dreitausendfünfhundert Gulden am Spieltisch, hauptsächlich an jenen Ribeny, was sonderbar genug ist. Danach ging es rasch bergab mit ihm; nach sechs Monaten starb er.

Die Mutter zog mit uns Töchtern nach Czernowitz, wo die Brüder lebten; sie kümmerte sich auch jetzt nicht viel um das Hauswesen, das nun in unverstellte Ärmlichkeit versank. Ich aber wollte in die Welt hinaus, ich hatte Vorsätze, den Wunsch vor allem, daß die Geschwister nicht ins Elend gerieten, und außerdem ließ mir die Geschichte mit der Guarneri-Geige keine Ruhe. Die Mutter und ich hatten oft darüber gesprochen, sie: erbittert und rachsüchtig, aber ohne Mittel und ohne Aussicht auf Entschädigung oder Wiedererstattung; wußten wir doch nicht einmal, was mit der Geige geschehen war und was der Vater mit Onkel Klemens vereinbart hatte, so daß ein Prozeß zu nichts führen konnte; ich: entschlossen, nicht bloß den Hofrat aufzusuchen und ihn zu mahnen, daß sein Bruder vier unversorgte Kinder zurückgelassen hatte, sondern auch nachzuforschen, wo sich die Geige befand und unsere Rechte darauf geltend zu machen, sollte es mich gleich Jahre meines Lebens kosten. So ging ich also nach Wien.

Onkel Klemens war höchlichst verwundert, als ich ihm eines Novemberabends von seiner Smirczinska gemeldet wurde. Er fragte barsch, wozu ich gekommen sei, was ich bei ihm wolle. Ich antwortete, die Sehnsucht nach ihm hätte mich hergetrieben. Er merkte den Spott nicht und sagte, in seinem Hause sei kein Platz für landflüchtige Nichten, ich möge zusehen, wo ich einen Unterschlupf finden und mein Brot verdienen könne. Ich begriff, daß ich mich nicht einschüchtern lassen durfte; wenn ich als die zerknirschte Bittstellerin aus der Provinz zu ihm kam, die ihm für seine Fußtritte zitternd die Hand küßte, was er jedenfalls erwartete, war meine Sache keinen Schuß Pulver wert. Ich nahm mir also kein Blatt vor den Mund und schilderte ihm, in welchen Sorgen die Mutter steckte; daß Anastasia, Schmach für die

Tochter eines Obersten und die Nichte eines k. k. Hofrats, sich als Küchenmagd oder Frisiermamsell verdingen müsse, wenn er sich ihrer nicht annehme; daß er in den Augen von aller Welt die Pflicht habe, meinen Brüdern fortzuhelfen, von denen der ältere weder Lust noch Neigung zum Soldatenberuf hätte, und die in ihrer Anstalt als mittellose Stipendiaten gerade noch geduldet seien; daß ich selber auf eine gnädige Unterstützung dankend verzichte und mich auf meine Manier durchschlagen würde, daß ich ihn aber aufgesucht hätte, um ihm den Standpunkt klarzumachen und ihn daran zu erinnern, daß es außer ihm noch einige Woytichs gäbe, die vielleicht nicht ganz ohne sein Verschulden ins Unglück geraten seien, und ich nicht eher von seiner Schwelle weichen würde, bis ich die Gewähr und Sicherheit von ihm erhalten, er werde sich um die Bruderskinder gebührlich kümmern.

Das war ihm kurios zu hören. Er schaute mich an, als wolle er mich verschlingen oder zertreten. Er ging herum, die lange Pfeife im Mundwinkel, wie ein Gorilla im Käfig. Er werde kurzen Prozeß mit mir machen, sagte er, und mich der Polizei übergeben. Ich lachte ihm ins Gesicht und antwortete ihm, er scheine zu vergessen, daß wir nicht mehr anno achtzehnhundertfünfzig lebten. Er ergrimmte und schrie: Kröte, scher dich fort, und die Smirczinska rang die Hände und schlug ein widriges Geheul auf. Ich lachte. Nachdem dies eine Weile gedauert hatte, änderte er den Ton. Er wolle sichs überlegen, wolle es beschlafen, sagte er. Die Smirczinska führte mich mit meinen Siebensachen in die Dachkammer. Am anderen Morgen schickte er mir einen altmodisch gefalteten Brief mit einer Zehnguldennote und der im umständlichsten Kanzleistil gehaltenen Aufforderung, mich ohne Zögern wieder nach Hause zu begeben. Ich strich den Zehnguldenschein glatt aufs Butterbrot und reichte es

der vor Entsetzen sprachlosen Smirczinska. Onkel Klemens raste unten, ich lachte oben.

So fingen wir an. Er bekam Respekt. Widerwillig und Schritt für Schritt ließ er sich zu Verhandlungen herbei. Das zog sich wochen- und monatelang hin. Er suchte mich einzufädeln, abzulenken, zu beschwichtigen, zu vertrösten. Ich gab nicht nach. Endlich erklärte er sich bereit, meinen Bruder Franz aufs Gymnasium zu schicken und ihm die Wege zum konsularischen Dienst zu öffnen; der Erfüllung von Franzens Wunsch, Musik zu studieren, wozu er große Begabung hatte, setzte er ein unüberwindliches Nein entgegen; er wolle keine Zigeuner in der Familie, sagte er; Severin, der jüngere, sollte bei den Kadetten bleiben; er wurde anständig ausstaffiert und erhielt ein monatliches Taschengeld; die Mutter bekam einen Zuschuß, so daß sie, rechnete man die Pension dazu, mit Anastasia standesgemäß leben konnte. Dies alles erreichte ich unter unablässiger Bemühung, täglichen stundenlangen Streitereien, unter Schimpfen, Geifern, Feilschen und Verwünschungen von seiner Seite und kaltblütiger Geduld von meiner, mit Listen, Bitten, Drohungen und Herumzanken überdies mit der Smirczinska, die an den Türen horchte, Ränke spann und vor Angst verging, ich könnte sie in der Gunst ihres Hofrats ausstechen.

Schwerlich hätte er sich so weit gefügig gezeigt, wenn er nicht aus meinem Benehmen den Verdacht geschöpft hätte, daß ich noch was anderes im Auge hielt, als was ich offen von ihm forderte. Es zeigte sich jetzt, wie klug ich daran getan, mit keiner Silbe von der Geige zu sprechen, obwohl sich die Versuchung oft genug geboten hatte. Er nun schien darauf zu warten. Er schien es zu fürchten. Er belauerte mich. Er witterte Unheil. Glaubte er mich

arglos, so spürte ich, wie er frohlockte; meinte er mich nicht länger täuschen oder im ungewissen halten zu können, so wurde er wild und drohte wieder, mich auf die Straße zu werfen. Aber ich verdiente mir nun durch Unterricht im Zeichnen und in Sprachen einiges Geld, so daß ich vor dem Schlimmsten nicht zu bangen brauchte; das wußte er und es imponierte ihm. Außerdem las und lernte ich in meiner Dachkammer wie ein Student vor dem Examen; das vermehrte seine instinktive Furcht vor mir, denn im Grunde seiner Seele war ihm alles, was nach Buch und Bildung roch, ein ausgemachter Greuel.

Eines Tages nun war ich nicht wenig überrascht, als er selber auf einmal von der Geige zu reden anfing. Und zwar erst nach endlosen Umschweifen und anzüglichen Wendungen, die mir verbargen, worauf er hinauswollte. Er könne sich schon denken, was ich bei ihm suche, sagte er dann, aber damit sei es nichts, das möge ich mir aus dem Kopf schlagen, die Geige gebe er nicht her, die sei wohlverwahrt in seinem Hause, die lasse er nicht aus der Hand. Dabei streichelte er die Katze, die auf seinem Schoß saß, lachte in der gewohnten lautlosen Art und nickte mir schadenfroh zu. Er habe auch im Sinn, noch recht lang in ihrem Besitz zu bleiben, fuhr er fort, gering gerechnet noch fünfundzwanzig Jahre, denn auf fünfundneunzig werde ers bringen, das sei ihm geweissagt worden, des versicherten ihn auch Leibesbeschaffenheit und Blutkonsistenz, und daher könne es ihm niemand verargen, wenn er sich eines solchen Juwels nicht leichtsinnig entäußere, sondern es für die späten Tage in Reserve halte. Er habe das Ding von Fachleuten taxieren lassen, selbstverständlich unter Vorweis des Dokuments, und was die ausgesagt, habe seine kühnsten Erwartungen übertroffen, da könne sich die Familie dereinst gratulieren, in ferner Zukunft

freilich erst, so um das Jahr neunzehnhundert herum. Und lachte wieder und schielte mich triumphierend von der Seite an.

Mir schien das alles kindisch-greisenhaftes Geschwätz, und ich glaubte, er habe einfach seine sonstige schlaue Überlegung eingebüßt. Nach und nach aber begriff ich, daß er eine Absicht dabei verfolgte, und die war, mir zu verstehen zu geben, daß er mein geheimes Streben durchschaut hatte und daß es zwecklos sei, ihn etwa überlisten zu wollen oder zu neuen Unterhandlungen zu verführen. Er wollte sich den steten Zwang zur Wachsamkeit und die Belästigung ersparen und mich durch das Unerwartete seiner Taktik verblüffen. Er wollte mich loswerden, da er ja spürte, daß mich kein anderes Interesse an seine Person fesselte. So entschloß er sich, wie die Diplomaten, wenn sie immer noch genug Hintertüren wissen, zu dieser trügerischen Offenheit.

Ich fragte mich nur: was soll ihm die Geige? Er legte keinen übermäßigen Wert auf Geld und Lebensgenuß. Er war nicht geiziger und habsüchtiger als die meisten alten Männer. Er war nicht reich, vielleicht nicht einmal wohlhabend. Seine Bedürfnisse waren seit fünfzig Jahren die nämlichen, und daß er sie bis an sein seliges Ende würde befriedigen können, war ziemlich sicher. Warum also die Gier und Ungeduld zuerst, sich in den Besitz der kostbaren Geige zu setzen, und dann, als er sie hatte, das Sichgenügenlassen am bloßen Haben? Er hatte sich daraufgestürzt wie eine Elster auf ein funkelndes Stück Metall und sie irgendwo in seinem Nest versteckt; denn daß sie sich wirklich im Haus und unter seinen Augen befand, bezweifelte ich keinen Moment. Weshalb zog er nicht greifbaren Nutzen daraus, wenn er schon den rechtmäßigen Eigentümern verwehrte, ihre bedrängte Lage durch sie zu verbessern? Ich fand auf diese

Fragen keine Antwort; es war ein Geisteszustand, den ich nicht enträtseln konnte, und ich sinne noch heute vergeblich dran herum. Aber einmal werd ichs schon erfahren.

Nun begann also ein neuer Kampf, sozusagen mit aufgedeckten Karten. Als er einsah, daß er seinen Zweck, mich zu entmutigen, nicht erreichte, wurde er wütend. Er verbot mir den Platz an seinem Tisch. Nichts konnte mir gleichgültiger sein. Ich verzehrte mein Wurstbrot in der Mansarde. Er schickte mir geharnischte Episteln herauf, alle wie mit Mönchsschrift gemalt; ich beantwortete sie nicht und ließ die Smirczinska nicht mehr zur Türe herein. Dafür spionierte die hinter mir her, verbündete sich mit dem Hausmeister und hinterbrachte ihrem Herrn Botschaft von jedem meiner Schritte und jedem Gespräch, das ich mit Menschen führte. Da bekam der Alte Angst, daß ich etwas wider ihn anzettelte, und er befahl mich zu sich. Er verfluchte mein Leben und benahm sich wie ein leibhaftiger Teufel; fletschte die Zähne und schrie, daß die Leute auf der Gasse zusammenliefen. Meine Beherrschung und mein spöttisches Gesicht stachelten ihn noch mehr auf; er wollte mich nicht aus dem Zimmer lassen, versperrte die Tür und steckte den Schlüssel in die Tasche. Als er mich aber anpackte, da hatte ers zu bedauern und versuchte es nicht zum zweitenmal. Auch den Schlüssel mußte er ausliefern. Am anderen Tag war er nicht wiederzuerkennen, so freundlich, daß mir bange wurde, und er sagte, daß er sich entschlossen habe, mir die Geige testamentarisch zu vermachen, bis jetzt habe er sie dem kaiserlichen Privatschatz zugedacht, doch knüpfe sich daran die Bedingung, daß die Smirczinska ein Legat von zehntausend Gulden erhalte; wenn ich mich dazu verstehen wolle, könne das Testament gleich aufgesetzt werden. Ich erwiderte, keinen roten Heller bekäme das Frauenzimmer von mir, und er meinte hämisch,

das habe er ohnehin vermutet, und so müsse alles beim alten bleiben.

Es war, als ob man mit einem Werwolf rang, aber ich lernte menschliche Natur dabei kennen, das darf ich wohl behaupten, denn der eine Mann war ein Zusammengebrautes von vielen und ein Sinnbild für vieles. Eigentlich machte mir da eine ganze Zeit zu schaffen, eine Welt, die in Zersetzung war, etwas Finsteres, Tückisches und Gewalttätiges, dessen Griff ich bis ins Herz spürte. Ich sagte ihm einmal in aller Ruhe, seit ich mit ihm zu tun hätte, wüßte ich, was Österreich sei, seitdem verstünde ich erst unsere Geschichte und unser armes Volk. Den Blick, mit dem er mich danach anschaute, werd ich nicht vergessen; fast bereute ich das Wort. Es war das erstemal, wo ich die Empfindung hatte: du hast ihn getroffen.

Wie's in der Bibel heißt: ich lasse dich nicht, du segnest mich denn, so sprach ich zu ihm: erst gib mir mein Recht, dann wird dir deine Ruhe. Ich brach zu jeder Zeit des Tages und der Nacht bei ihm ein. Ich drohte ihm mit den Gerichten. Ich schickte ihm kleine Briefchen, die ihn in Schrecken versetzten. Ich beredete Leute, die zu ihm kamen und ihn fragten, ob er keine alten Geigen zu verkaufen habe. Ich legte Zeitungsausschnitte auf seinen Tisch, in denen von Mordanfällen auf hartherzige Greise berichtet wurde. Ich ließ ihm sagen, daß ich um eine Audienz beim Kaiser angesucht hätte. Dieses letzte wirkte wie ein Zauber. Er kam und bat um Frieden. Wir schlossen endlich einen Pakt. Er sah, daß es kein anderes Mittel gab, sich von mir zu befreien, und ich wollte ja mein Leben nicht von ihm in Fetzen reißen lassen. Seine Forderung war, daß ich mir eine Stellung in der Welt machen solle; entweder durch Heirat oder sonstwie, die Art sei ihm gleichgültig, meinte er; aber Karriere

sollte ich machen, ich hätte das Zeug dazu. Wenn mir dies klärlich und einwandfrei gelungen sei, wolle er mir nach zehn Jahren, nicht früher, nicht später, die Geige als unveräußerliches Eigentum überlassen, vorausgesetzt, daß ich dann auch die Sorge für seine Person und seinen Unterhalt auf mich nähme. Außerdem erklärte er sich bereit, mir zum ersten Fortkommen dreihundert Gulden zu geben. Nun, ich hatte Zutrauen zu meinem Glück; dreihundert Gulden waren ein Vermögen für mich; ich willigte ein, die Bedingungen wurden schriftlich stipuliert, auch die, daß ich die Geige erben würde, falls ihn vor Ablauf der zehn Jahre der Tod ereilen sollte, und ich zog von dannen. So froh hatt ich ihn noch nie gesehen wie in der Stunde, wo ich ihm adieu sagte.

Es sind nun sechs Jahre von den zehn vergangen, aber meine Umstände haben sich bis heute nicht so geändert, daß der Vertrag zur Erfüllung reif wäre, und ich kann mir auch nicht denken, wie sie es je werden sollten. Hab ich auch nicht alle Hoffnung aufgegeben, von Karrieremachen ist weit und breit nichts zu sehen. Onkel Klemens aber lebt, bei trefflicher Gesundheit sogar, und ich meine, er wird recht behalten und ins neue Jahrhundert treten, von dem uns beinahe noch zwei Dezennien scheiden. Ich war drei Jahre in der Familie eines Grafen Lippa in Böhmen; schwere Jahre; dann ging ich in den Westen hinüber, bekam mit allerlei Sorten von Menschen zu tun, allerlei Narren, allerlei Bösewichtern, allerlei Dummköpfen, und wenn ich die Wahl habe, sind mir die Narren und die Bösewichter unbesehen lieber als die Dummköpfe. An denen geht die Menschheit nur nicht so geschwind zugrunde und außerdem langweilen sie einen schon vorher zu Tod. Aber was ich in all den Jahren erlebte, das kann ich heut nicht mehr erzählen. Wie heißt es in ‚Tausend und eine Nacht'? Schahrasad bemerkte das Grauen

des Tages und hielt inne in der verstatteten Rede. Es graut nicht der Tag, sondern es wird Nacht, und das zwingt nicht weniger, Schluß zu machen."

Ulrike erhob sich lächelnd und mit gravitätischer Verbeugung. Keiner ihrer Zuhörer stellte eine Frage oder sagte ein Wort, aber an den Augen, die erregt und verwundert auf sie gerichtet waren, erkannte sie, daß sie sie völlig gewonnen hatte, jeden in seiner Weise, auch Helmut Otto Mylius, der noch ganz wie zu Beginn am Türpfosten lehnte.

Ulrike handelt furchtlos, wo alle zittern

Esther gestand der Mutter den Plan mit dem Akademieball. Die ersten Vorbereitungen waren getroffen; man bedurfte nur der Zustimmung und Hilfe Christines.

Diese erschrak. Da war, was sie stets zu verhüten bestrebt gewesen, der Abweg, die Heimlichkeit. Aber ihr Einspruch war matt, weil sie sich bewußt war, mit Josephe ein schlechtes Beispiel gegeben zu haben; außerdem hatten sich beide Mädchen in das freudige Vorhaben bereits so eingelebt, daß sie keiner Ermahnung mehr zugänglich waren. Die Erlaubnis des Vaters zu erwirken war ein aussichtsloses Beginnen, das mußte auch Christine einräumen, also waren sie entschlossen, das Verbotene hinter seinem Rücken zu tun, und forderten von der Mutter stürmisch, daß sie es decke.

„Es läuft meiner Natur zuwider," sagte Christine in ihrer schüchternen Art zu Ulrike; „es ist der erste Keim zum Unfrieden und zur Lüge. Man kann freilich einwenden, daß den Mädchen das harmlose Vergnügen zu gönnen ist, ja, daß es ihnen gebührt. Sie sind nicht mehr in dem Alter, wo

sie wie Gefangene leben können, das weiß ich. Aber bisher ist es mir gelungen, sie in Gehorsam und Ehrfurcht gegen ihren Vater zu halten; darin hab ich meine Pflicht gesehen. Es hat viel gekostet, allerdings; oft bin ich mir wie eine Zielscheibe vorgekommen, die von zwei Seiten beschossen wird. Dafür ist aber mein Gewissen rein."

Ulrike hatte Mühe, ihre Ungeduld zu unterdrücken. Soviel Entsagung und Selbstüberwindung fiel ihr auf die Nerven. Wofür und für wen? fragte sie sich achselzuckend. Im allgemeinen konnte sie schon etwas wagen an Spott und Widerspruch. Christine hörte auf ihre Meinung; sie hatte sich langsam daran gewöhnt, daß in die steinernen Vorurteile Bresche geschlagen wurde. Sie staunte über den Mut und die meist ziemlich derbe Form der vorgetragenen Ansichten. Ohne daß sie es merkte, wurde sie nach und nach davon umstrickt und schlürfte das Gift der Auflehnung ein wie eine Medizin, deren kräftigende Wirkung man erst nach einem kleinen Schauer spürt.

Doch in diesem Fall verteidigte sie heiliges Gebiet, und Ulrike erkannte, daß sie vorsichtig sein mußte. Sie wählte daher, um die neue Sprengmine zu legen, einen andern Weg als den geraden. Sie ließ sich Christines Erziehungsgrundsätze erklären, hörte ungemein interessiert zu und brachte jeden einzelnen durch schlaue Fragen und mit advokatorischer Geschicklichkeit ins Wanken. Indem sie beizustimmen schien, wies sie die Unhaltbarkeit geglaubter Dogmen nach. Sie zergliederte die Charaktere der Kinder und zeigte scharfsinnig, wie jedes einzelne unter der Zuchtrute eine innerliche Krümmung erleide. Ihre Worte waren so eindringlich, daß Christine erblaßte.

Sie fing an, die Dinge anders zu sehen. Um junge Menschen zu führen, war es vielleicht notwendig, ihnen, wenn

auch nicht die Freiheit selbst, so doch einige Illusion der Freiheit zu geben. Geschah das nicht, so verhärteten sich die Herzen und die angesammelten Explosivstoffe zertrümmerten alle Fesseln, auch die wohltätigen. Besonders leuchtete Christine das Urteil Ulrikes über Mylius ein, und sie bewunderte den klaren Blick der Freundin; ein Mann von primitiver Anlage, den Arbeit und bürgerlicher Ehrgeiz verhindern, die kleinen Forderungen des Tages zu erkennen; er verschließt sich ihnen vorsätzlich, und sein Zorn richtet sich nicht so sehr dagegen, daß ein Betrug verübt wird, sondern dagegen, daß er den Betrug erfährt. Vielleicht wünscht er, daß man ihn ein bißchen täuscht, da er ja viel zu verständig ist, um anzunehmen, daß fünf erwachsene Menschen unaufhörlich nach seiner Pfeife tanzen. Nur durch offenen Widerpart will er nicht gereizt werden, das beleidigt seine Eigenliebe und stört seine häusliche Bequemlichkeit.

Christine mußte lachen. „Es ist möglich, daß Sie recht haben", sagte sie; „aber recht haben heißt nicht recht tun, heißt nicht einmal im Recht sein."

„Nun, wie man sich bettet, so liegt man", gab Ulrike zurück. „Sie liegen schlecht, und daß Sie das harte Lager nach dem verlogensten aller Sprichwörter als ein gutes Ruhekissen bezeichnen, geht über meinen Horizont. Ich bin eine hausbackene Person und verstehe nichts von den seelischen Feinheiten, die einen edelgeborenen Menschen dazu bringen, sich irgendeiner Tyrannei zu beugen. Die Gewaltnaturen sind den Fügsamen in jedem Betracht überlegen, denn sie tun, was ihnen nützlich ist und was ihnen Spaß macht, haben ihr Schäfchen im Trockenen, eh man noch recht weiß, daß es regnet, und die Sanften, die Geduldigen haben das Nachsehen. Schön; wems behagt, der mag sich damit abfinden."

Christine gab nach. Das Zimmer der zwei Schwestern

wurde zur Schneiderinnenwerkstatt. Christine, Josephe, Esther, Aimée und Ulrike nähten und hantierten von morgens bis abends. Esther und Aimée fanden keinen Schlaf mehr und hatten eingefallene Wangen und fahle Augen. Noch war das Geld nicht beschafft, das sie zum Ballbesuch brauchten; es handelte sich um ungefähr dreißig Gulden insgesamt. Die Summe von Fremden auszuborgen, hatte Christine energisch abgelehnt; das Wirtschaftsgeld darum zu schmälern, konnte sie sich nicht entschließen; sie hätte es Mylius bei der Verrechnung gestehen müssen, und er sollte ja nichts erfahren. Etwas zu versetzen weigerte sie sich ebenfalls, und so war guter Rat teuer. Während man dies und das erwog und sich einander seine Befürchtungen mitteilte, verhielt sich Ulrike still und verzog die Miene nicht. Aimée heftete die Augen fragend auf sie, wie um sie zu mahnen und zum Sprechen aufzufordern, denn Ulrike hatte ja gesagt, sie sollten sich keine Sorgen machen.

Plötzlich begann sie, indem sie vor sich hinlächelte: „Wißt ihr, von wem ich das Geld kriege?"

Niemand wußte es, wie sich denken ließ.

„Das ist doch ganz klar," sagte Ulrike in harmlosem Ton, „von Herrn Mylius natürlich."

Allseitiges Staunen, ja Erschrecken. „Wie? vom Vater? Sie träumen wohl? Wachen Sie auf, Ulrike."

„Nicht auf der Stelle krieg ichs, nicht heut und morgen," fuhr Ulrike gleichmütig weiternähend fort; „ich werde nicht etwa jetzt zu ihm gehen und sagen: so und so, ich brauche dreißig Gulden, die jungen Damen wollen mit mir auf den Ball. Das wäre das dümmste von der Welt. Man muß es anders anpacken. Wie, wird vorläufig noch nicht verraten. Aber mit einer Bagatelle laß ich mich dann nicht abspeisen, da gehts ums Ganze, das könnt ihr ruhig glauben."

Man lauschte atemlos, zwischen Zweifel und Hoffnung. Ulrike musterte prüfend ihre Arbeit, schlug das linke Bein über das rechte und fing mit ihrem pfiffigen Lächeln wieder an: „Die Sache liegt also sehr einfach. Frau Christine hat das Geld nicht, ihr Mädchen habt es nicht, der Herr Papa wird es hergeben, aber nicht gleich: daraus folgt wie das Amen aufs Vaterunser, daß Ulrike einstweilen die Nothelferin machen wird. Unterbrechen Sie mich nicht, Frau Christine, und sagen Sie nicht nein, sonst leg ich Nadel und Schere hin und verschwinde auf Nimmerwiedersehn. Ich greife meine Ersparnisse an, was ists denn Großes? Sollen Ersparnisse etwa nicht angegriffen werden? Ist das ein Myliussches Hausgesetz? Sollen sie im Kasten liegen, bis man sich einen Altjungfernkranz dafür kaufen und übers Bett hängen kann? Was könnt ich besseres mit ihnen tun, als sie meinen Freunden zur Verfügung stellen? Deshalb sind sie ja noch nicht verloren. Ich habe an zwanzig Pfund aus England mitgebracht, das sind zweihundertvierzig Gulden. Was ich davon für euch ausgebe, wird bei Heller und Pfennig verrechnet. Und nun kein Wort mehr drüber. Schluß. Es ist widerwärtig, immerfort von Geld zu reden."

Christine wollte trotzdem noch Einwendungen erheben, wurde aber von Ulrike kurz, beinahe schroff abgewiesen. „Sie sind einfach überstimmt," sagte sie; „denn ich denke, es sind alle andern meiner Meinung, sogar Josephe. Nicht wahr, Josephe," wandte sie sich schmeichelnd an diese, „Sie finden auch, daß Ihre Mutter mich beleidigt, wenn sie aus einem Freundschaftsdienst eine Ehrensache macht?"

„Verzeihen Sie, Ulrike, das war die Absicht nicht", beeilte sich Christine errötend zu versichern.

Josephe schwieg, und ob sie Ulrike oder der Mutter recht gab, war in ihren Zügen nicht zu lesen, die bei allem Reiz

verträumter Mädchenhaftigkeit eine gewisse Starrheit stets behielten. Nur in den Augen war ein Strahl leidenschaftlichen Forschens, als wolle sie das ihr so heiter, so werbend zugekehrte Gesicht Ulrikes durch und durch ergründen, als frage ein in ihr verborgener wachsamer Geist: wer bist du und was hast du im Sinn?

Unvergeßlich war der Eindruck, den ihr die Erzählung von Ulrikes Kindheit und Jugend gemacht. Noch nie hatte sie so gewaltig gespürt, was das Schicksal ist. Die Brust hatte sich ihr wie von einer Flamme gespaltet und sie hätte vor Ulrike knien mögen, nur weil es ihr so wahr dünkte, so unerbittlich und grausam, so wie sie eben das Menschenlos empfand. Sie floh dann in ihre Kammer und betete mit der ihr eigenen Art, Gebete, vielmehr Anrufungen und Fragen formlos aus der inneren Bedrängnis zu reißen. Sie stellte sich Gott gegenüber wie zum Kampf, und in ihrem Munde wurde der Name Gottes ein Wort zum Staunen, ein Wort zum Schaudern. Du hast mich geschaffen und du hast sie geschaffen, so ungefähr bedrängte sie Gott, warum mich mit der leichten Last und sie mit der schweren? Bist du in ihr auch ein Inwendiges, warum hast du sie mit soviel mehr Finsternis umgeben als mich? Warum bin ich denn ich und nicht sie? Warum bleibt das so ehern unwandelbar, das Josephe-Sein, das Ulrike-Sein?

Man sieht, sie griff in ihrer naiven Erschütterung an die Wurzel der Dinge. Und es war nicht bloß der seelische Sturm, nicht bloß das fortwirkende Dankbarkeitsgefühl, das sie so nah an Ulrike trieb, es war auch der Zweifel, immer wieder auftauchender dumpfer Zweifel, mit dem sie kämpfte und der sie zwang, sich mit ihr zu beschäftigen.

Sie sah, daß irgend etwas anders wurde im Haus, daß Mutter und Schwestern plötzlich andere Worte hatten,

andere Mienen, daß die Farbe des täglichen Lebens verändert war, zuerst kaum merklich, doch von Tag zu Tag deutlicher wahrnehmbar, und von alledem war Ulrike die Urheberin. Es war nichts Böses, nichts, was schlechthin hätte mißbilligt werden können, aber eine dunkle und fremde Macht war es, etwa wie wenn man aus einer gewohnten und natürlichen Bewegung in eine neue und den Gliedern unwillkommene gerissen wird. Licht und Schatten waren nicht mehr wie früher verteilt; Alleinsein war nicht mehr dasselbe; Gespräch mit der Mutter nicht mehr dasselbe; Arbeit und Schlaf nicht mehr dieselben, und es gab fast keinen Gedanken mehr, der sich nicht quälend und beunruhigt an Ulrike kettete.

Doch niemand in Josephes Umgebung erriet etwas von dieser Verwirrung ihres Gemütes, auch Christine nicht.

Am dritten Tag waren die seidenen Dominos für Esther und Aimée fertig; der eine war weinrot, der andere teerosengelb. Für beide waren Gewänder Christines zerschnitten worden, die seit Jahren im Schrank hingen und die sie nicht mehr trug. Das Zubehör war unter alten Resten herausgesucht und mit Geschicklichkeit und Geschmack verwendet worden. Ulrike hatte ihrerseits auch ein altes Samtkleid in ihren geringen Beständen entdeckt und so gut es gehen wollte zurechtgeschneidert.

Sie war damit schon am Montag vormittag zustande gekommen und nahm es gleich mit nach Hause. Dann half sie den Schwestern bei der Arbeit, und am Dienstag, gegen Mittag, war der letzte Nadelstich getan. Die Verabredung war so: beim Mittagessen hatten Esther und Aimée dem Vater mitzuteilen, daß sie für den Abend zu Ulrike geladen seien; mochte er sich darunter vorstellen, was ihm beliebte, bei der Harmlosigkeit der Sache würde er sich schnell beruhigen. Am Nachmittag sollten sie ihre Besorgungen machen; sie

mußten noch passende Strümpfe und ein paar Kleinigkeiten kaufen; Geld hatte ihnen Ulrike bereits gegeben. Nach dem Abendessen sollten sie sich in ihrem Zimmer umziehen, selbstverständlich unter Anwendung aller Vorsicht; vielleicht daß Josephe Wache hielt; dann hatten sie sich in einen Einspänner zu setzen und zum Hause Dorotheergasse Nummer zehn zu fahren, wo Ulrike sie Punkt neun Uhr erwarten würde.

Alles lief wider Vermuten gut ab, und trotz des Lampenfiebers der Mädchen: die Erlaubnis zu dem abendlichen Besuch ward erteilt, wennschon unter Brummen und Nörgeln. Mylius zog sich zur Siesta zurück, Esther und Aimée gingen fort, Josephe begleitete eine halbe Stunde nachher die Mutter zum Zahnarzt.

Unbedachterweise, im Glauben auch, die Mutter bleibe als Aufpasserin in der Wohnung, hatten die Schwestern ihre Dominos in der gemeinsamen Schlafstube über eines der Betten gebreitet, und als Mylius sich von der Mittagsrast erhob und wahrnahm, daß niemand zu Hause war, geriet er in schlechte Laune, denn er hatte es nicht gern, wenn alle außer dem Haus waren. Sei es, um zu spionieren, sei es nur, um sich Bewegung zu machen, er trat einen Gang durch sämtliche Räume an, und als er in das Zimmer von Esther und Aimée kam, sah er sogleich die beiden Kostüme. Sah, daß sie neu waren, sah, daß sie zu einem verdächtigen Zweck bereit lagen. Eine Weile verharrte er und dachte nach; plötzlich hatte er die Erleuchtung: der angebliche Besuch bei der Woytich am Abend war ihm ohnehin nicht ganz geheuer vorgekommen. Also war etwas im Werk; also geschah Verwerfliches und ohne sein Wissen; das roch von weitem nach Lustbarkeit, nach Vergnügungstaumel, nach Geldverschleuderung. Er stieß einen leisen Pfiff aus, ergriff die beiden Gewänder, legte sie geschickt zusammen, holte einen

großen Bogen braunes Papier aus dem Flur, machte ein kunstgerechtes Paket und nahm dieses unter den Arm, um es in seinen Laden zu schaffen und zu verschließen. Während er die Stiege hinunterging, schmunzelte er grimmig.

Als Esther und Aimée gegen fünf Uhr heimkamen und die Dominos nicht vorfanden, hatten sie noch kein Arg; sie dachten, die Mutter habe sie vorsichtshalber verwahrt. Ziemlich mißmutig harrten sie auf deren Rückkehr, und es wurde halb sieben, bis Christine und Josephe endlich kamen. Zum Schrecken der beiden erklärte Christine, daß sie die Kostüme nicht weggeräumt, nicht einmal angerührt habe. Therese wurde gerufen und verhört. Sie wußte nichts. Aimée schrie: „Der Vater! nur er kann es gewesen sein." Die ganze Wohnung wurde durchsucht, Schubladen aufgerissen, Schränke entleert, unter den Betten Nachschau gehalten, in Küche, Flur, Vorratsraum, Magdkammer alles um- und umgewühlt: vergeblich. Esther irrte bleich von Stube zu Stube; Aimée warf sich aufs Sofa und brach in unstillbares Weinen aus; um diese war Josephe mitleidig bemüht, jene zu beschwichtigen, war Christines Bestreben. Als Lothar nach Hause kam und Zeuge des Jammers wurde, schlug er vor, Josephe solle in Vaters Laden und ihn geradezu fragen; was Schlimmeres, als daß er sie wieder gehen heiße, könne ihr nicht passieren. Er selbst, in einer Beklommenheit und Hast, die noch auf anderes deutete als brüderliche Teilnahme, erbot sich, in die Dorotheergasse zu laufen und Ulrike zu holen. Josephe war bereit, obgleich ihr bei dem Auftrag nicht wohl war; ihr Verhältnis zum Vater war das einer gespannten Scheu; er war ihr ein wenig fremd, aber sie begegnete ihm mit der zartesten Rücksicht und Achtung; indem sie alles vermied, was sein Mißfallen erregen konnte, kostete sie auch jede Annäherung einen Entschluß.

Als sie in die Himmelpfortgasse kam, war es sieben Uhr vorüber und das Gewölbe schon gesperrt. Man wußte, daß Mylius in der Zeit zwischen sieben und acht Uhr in einem kleinen Kaffeehaus an der Bäckerstraße zu sitzen pflegte; er trank dort, stets einsam, eine Schale schwarzen Kaffee und las die deutschen Zeitungen. Josephe mochte nicht unverrichteter Dinge zurückkehren; sie ging zur Bäckerstraße, stand alsbald vor der Eingangstür des Kaffeehauses, wollte warten, schritt auf und ab. Doch wurde ihr unbehaglich, als vorübergehende Männer sich umdrehten und sie anstarrten; sie trat an eines der Fenster, wo der Vorhang nicht bis an den Rahmen zugezogen war, und lugte hinein. Wie sehr erstaunte sie, als sie an einem der kleinen Tischchen den Vater in Gesellschaft Ulrikes erblickte. Sie saßen einander gegenüber, und Ulrike redete mit der Fülligkeit ihrer Gebärden, der Unbekümmertheit ihrer Haltung, den blitzenden Augen, dem heitern, immer ein wenig mokanten Lächeln auf ihn ein. Der Vater hörte zu, im Sessel zurückgelehnt, mit einer gewissen Höflichkeit, ja Verbindlichkeit, die Josephe an ihm nicht kannte und die seinem Gesicht einen für sie neuen Ausdruck verlieh.

Sie machte sich wieder auf den Heimweg und begriff ihre Bestürzung nicht recht. Sie begriff nicht, was ihr an dem Anblick so ungewöhnlich und beängstigend gewesen war. Und sie begriff endlich nicht, weshalb sie nicht einfach hineingegangen war, um ihre Bestellung auszurichten. Zu ihrer Rechtfertigung sagte sie sich, es sei ja nun alles in bester Ordnung; da der Vater und Ulrike gemütlich beisammen saßen, brauchten die Schwestern nicht mehr zu bangen. Dabei fiel ihr ein, wie nichtig der Gegenstand dieses Bangens im Grunde war, und das vermehrte ihre Verstimmung.

Doch sonderbar, Josephe konnte zu Hause nicht sagen, was

sie gesehen. Sie zürnte sich selbst, aber die Lippen waren ihr wie versiegelt, als ob ein drohender Bote sie zum Schweigen aufgefordert hätte, und sie berichtete nur, daß der Laden geschlossen gewesen sei, was den Kummer und die Wut der Schwestern nicht eben verringerte.

Freilich war Josephe auch sonst, wo es sich um Mitteilungen im Familienkreis handelte, von einer fast trotzigen Zurückhaltung. Sie hatte die Erfahrung gemacht, daß man den Menschen nicht dient, wenn man sich über ihr Tun und Lassen verbreitet, und daß es besser ist zu warten und zuzusehen, als sich voreilig in ihre Angelegenheiten zu mischen. In diesem Fall hatte ihr zudem ein unerklärliches Etwas in Ulrikes Miene Furcht eingeflößt, sie zu verraten oder überhaupt von ihr zu sprechen.

Ein paar Minuten nach Josephe kam auch Lothar mit der Kunde, Ulrike sei nicht daheim. Eine gelbe alte Person habe ihn bös angefahren und ihm die Tür vor der Nase zugeschlagen. Hierdurch schien er gereizt und erklärte, gleich wieder hingehen und Ulrike am Haustor erwarten zu wollen. Er stieß die Worte atemlos heraus und war augenscheinlich in Verzweiflung, daß er Ulrike nicht getroffen hatte. Jetzt fiel Christine seine Fahrigkeit und sein rastloser Blick auf, aber ehe sie ihn fragen konnte, war er schon wieder fort.

Er hatte seiner Freundin ein schlimmes Geständnis zu machen. In seinem plötzlich erwachten Lebenshunger und den Begierden, die Ulrike allerdings mit Plan und Absicht in ihm geschürt, durch Geldmangel lästig eingeengt, hatte er, um sich zu helfen, zu einem verbrecherischen Mittel seine Zuflucht genommen und in einem unbewachten Augenblick im Geschäft des Vaters eine silberne, auf dem Deckel mit einem Smaragd besetzte Dose entwendet. In der begründeten Furcht, die Tat könne entdeckt werden, wenn er das

gestohlene Gut an einen Händler in der Stadt verkaufte, hatte er die Dose seinem Freund Robert Elmenreich als Pfand gegeben, wofür ihm dieser seine gesamten Ersparnisse ausgehändigt hatte, an vierzig Gulden. Schon vorher hatte er kleine Beträge von ihm ausgeliehen, so daß er ihm im ganzen achtundvierzigeinhalb Gulden schuldig war. Weil nun Robert nach einigen Tagen selbst in Bedrängnis geriet, verlangte er das Geld zurück, und zwar mit unangenehmer Dringlichkeit. Lothar wußte nicht, wie er sichs verschaffen sollte; der andere drohte, das Pfand zu veräußern; Lothar stellte ihm die Gefahr eines solchen Schrittes vor und daß er als Hehler mitbezichtigt werden würde, da hatte ihm Robert Elmenreich, der für sein Vermögen zitterte, kurzweg erklärt, er werde die Dose Herrn Mylius übergeben und von ihm sein Geld fordern. Lothar kannte den Kameraden zur Genüge, um überzeugt zu sein, daß er den Vorsatz ausführen würde. Er sollte vierundzwanzig Stunden Frist haben; diese Zusicherung hatte er am Nachmittag von Robert erhalten, und nun war Ulrike seine letzte Hoffnung.

Ungeduldig ging er vor dem Haus in der Dorotheergasse auf und ab. Schon wollte er noch einmal in der Wohnung nachfragen, ob sie nicht inzwischen heimgekehrt sei, da kam sie mit ihren raschen Schritten auf ihn zu und blieb verwundert stehen. Zuerst berichtete er ihr, was zu Hause vorgefallen war. Sie schüttelte den Kopf, schaute auf die Uhr und sagte, sie werde gleich mit ihm gehen. Er hielt sie zurück. Er bat, sie möge ihm einen Augenblick Gehör schenken und mit ihm unters Tor treten. Sie horchte auf, witterte Unheil, zog ihn ins Haus, und er beichtete.

Ulrike schwieg eine Zeitlang. Den Übeltäter ein bißchen zappeln zu lassen, empfahl sich. So hatte es kommen müssen, so hatte sie vielleicht gewollt, daß es kam. Genaue

Rechenschaft gab sie sich nicht. Es war eine dunkle Tatsache, die im Bereich der Kombinationen gelegen war und die ihr Fäden in die Hand spielte.

Sie fragte, was er mit dem Geld angefangen. Zögernd zählte er auf: soundsoviel habe er beim Konditor verbraucht, soundsoviel für heimliche Kaffeehausbesuche, soundsoviel für ein verbotenes Buch, soundsoviel für Handschuhe und eine neue Krawatte, die er zu Hause nicht einmal zeigen durfte.

„Kindskopf," sagte Ulrike; „und was sonst? Denken Sie nach." Ihr durchdringender Blick fing seinen fliehenden und unter Errôten und Erblassen bekannte er, er sei bei einem Mädchen gewesen, einer Statistin vom Carltheater, bei der ihn ein Mitschüler eingeführt.

Ulrike lachte verächtlich, und ihr Gesicht wurde finster. „Sind Sie mir böse?" erkundigte sich Lothar mit zuckendem Mund.

Ulrike erwiderte: „Es ist nicht nett und es ist nicht sauber, wenn ein so hübscher Bursch zu Frauenzimmern geht, die er für ihre Liebe bezahlt. Pfui!"

Mit gefalteten Händen flehte er, sie solle ihm verzeihen. Sie solle ihm in seiner Not beistehen, sie sei der einzige Mensch, zu dem er Vertrauen habe; weise sie ihn ab, so sei er verloren und müsse sich erschießen. Ulrike lachte ihn aus. Er war aber so reizend in seiner Bekümmernis, so pagenhaft schmiegsam als zerknirschter Sünder, daß sie ihn tröstete und aufrichtete und sagte, sie werde sichs auf dem Weg überlegen, jetzt müßten sie vor allem zu Esther und Aimée, damit denen in ihrem Unglück geholfen werde.

Während sie eilig an seiner Seite durch die beschneiten Gassen schritt, dachte sie an das Beisammensein mit Mylius, von dem sie eben kam. Sie hatte sein abendliches Retiro ausgespäht; sie wollte ihm einmal Aug in Aug gegenübersitzen,

ihn einmal zeugenlos beobachten und daraus für die Zukunft ihre Schlüsse ziehen. Ein Unterfangen, das nicht den Schatten eines Argwohns in ihm wecken konnte. So war sie von ungefähr an seinen Tisch getreten, irrender Gast, hatte sich überrascht gestellt, ihn hier zu finden, sich bei ihm niedergelassen und ihre ganze Plaudergabe entfaltet, um ihn zu fesseln und mit einem Wort oder Blick aus sich herauszulocken. Vergeblich. Ebensogut hätte sie versuchen können, einen hundert Zentner schweren Felsblock vom Fleck zu rücken. Er hatte sein säuerliches Schmunzeln, nickte ihr bisweilen gnädig oder teilnehmend oder amüsiert zu, zeigte auch wohl sonst, daß ihm ihre Gesellschaft nicht gerade mißfiel, aber einen andern Erfolg hatte ihre Bemühung nicht gehabt.

Trotzdem war sie befriedigt. Sie hätte nicht sagen können wodurch; doch gab es einige kleine listige, perfide Wahrnehmungen, die ihr Bürgschaft zu bieten schienen, daß der Felsblock nicht immer und ewig träge ruhen bleiben würde.

Das gab den Ausschlag für ihr Verhalten gegen Lothar, und nachdem sie alles reiflich erwogen, sagte sie, als sie im Mylius'schen Hause angelangt waren und die Treppe hinaufgingen, zu dem ängstlich auf ihren Bescheid Harrenden, sie werde ihm die achtundvierzig Gulden vorstrecken, er solle sich das Geld morgen mittag bei ihr abholen und ihr dann die Dose bringen, von der sie vermutete, daß sie wertvoller war als dieser Betrag. „Wirklich? wahrhaftig und wirklich?" rief er erlöst und hob das Gesicht mit strahlendem Ausdruck zu ihr. Sie mahnte ihn mit den Augen zur Vorsicht und erwiderte in hofmeisterndem Ton, sie hoffe, daß ihn ihre Gutwilligkeit vor weiteren Torheiten der Art bewahre. Er versprach es mit Eifer.

Um acht Uhr, pünktlich wie immer, war Mylius zum

Abendessen nach Hause gekommen. Esther und Aimée erhoben sich; jede trat hinter ihren Stuhl; jede sah ihn an, furchtsam, bleich, schweigend. Sie wagten die Frage nicht zu stellen, die solche Fülle des Lebens für sie barg, Glanz und Wunder einer festlichen Nacht. Bittend kehrten sich Esthers Augen zur Mutter. Christine näherte sich ihrem Manne und flüsterte halb mutlos, halb im voraus begütigend: „Du hast die Ballkleider der Kinder weggenommen?"

Mylius, äußerst verwundert tuend, antwortete mit hochgerundeten Brauen: „Ballkleider? Die jungen Damen hatten Ballkleider? Ei was! Sieh doch, sieh doch. Vielleicht wieder ein kleines Feuersbrünstchen gefällig? Oder soll gar bei mir im Hause ein Ball gegeben werden? Davon hatte ich keine Ahnung. Das überrascht mich sehr. Ich habe allerdings ein paar närrische bunte Fetzen liegen sehn und sie in mein Kontor geschafft, das ist richtig. Ist nichts dran passiert, habe sie gut aufgehoben, und wenn wirklich der Ball stattfindet, kann ja sein, daß sich das so trifft, sollt ihr sie haben. Jetzt will ich in Frieden essen und wünsche nicht mit euern Späßchen behelligt zu werden."

Man wußte und hatte es oft erfahren, daß es keinen Appell gab, wenn er in diesem Ton und mit dieser Miene redete. Die schlimmen Folgen, Untersuchung und Strafe, Taschengeldentziehung, Verdikt, einen Tag lang in der Küche zu essen, kamen dann hinterher. Esther und Aimée stürzten aus dem Zimmer, die Hände vors Gesicht gepreßt, Christine saß unschlüssig und leidvoll auf ihrem Platz; Josephe, neben ihr, schaute mit großen Augen vor sich hin. Ein verstohlener Blick traf bisweilen den Vater, um erschrocken wieder abzugleiten. Sie erwartete, daß er von Ulrike sprechen würde, in deren Gesellschaft er noch vor einer Viertelstunde gewesen. Welchen Grund hätte er haben sollen, es vor der Mutter zu

verhehlen? Aber er schwieg. Das ruhige Behagen, mit dem er sich der Mahlzeit widmete, dünkte ihr kaum auszuhalten. Um die glattrasierten Lippen zuckte das undeutbare Schmunzeln, und er schwieg. Ihr Gerechtigkeitsgefühl lehnte sich auf. Sie dachte: da er mit Ulrike so freundlich war, wie ich es gesehen, warum verwehrt er den Schwestern, was doch ihre und Ulrikes gemeinsame Sache ist? Warum hat er Ulrike nicht mitgeteilt, daß er den Plan zunichte gemacht hat? Das ist seiner nicht würdig. Und andererseits, warum hat Ulrike, die so offen und aufrichtig ist, ihm nicht alles gestanden, wär es auch nur, um die Mutter vor einer Demütigung zu bewahren? Warum müssen die Dinge verworren und häßlich sein, während sie einfach und erfreulich sein könnten, wenn die Menschen ein bißchen darüber nachdenken würden, was sie tun?

Josephe atmete und webte in einer klaren inneren Welt, in der kein Falsch und kein Arg war, deren Schwelle die Erfahrungen des Lebens noch nicht befleckt hatten.

Es läutete. Aufgeregtes Wispern war vernehmbar, gleich danach traten Ulrike und Lothar ein. Nach flüchtigem Gruß setzte sich Ulrike an den Tisch, Mylius gerade gegenüber. Sie kreuzte die Arme über der Brust und sagte lächelnd: „Die Kostüme werden wir herausgeben, nicht wahr?"

Mylius wiegte den Kopf und erwiderte: „Daran ist nicht einmal zu denken."

Vielleicht war es seine in solchen Momenten besonders hervortretende heimatliche Mundart, das behäbig-breite Hessische, das Ulrikes Heiterkeit erweckte; sie lachte belustigt auf und sagte: „Ich weiß es ganz gewiß."

„Da bin ich neugierig, wie Sie das fertigbringen", antwortete Mylius, ohne die Augen vom Teller zu erheben.

Ulrike beugte sich vor. „Ziemlich einfach, will ich hoffen,

da ich es doch mit einem redlichen Manne zu tun habe. Die Dominos gehören nämlich mir. Ich habe den Stoff bezahlt, ich habe die Arbeit bezahlt, ich bezahle die Gelegenheit, zu der sie dienen."

Mylius schwieg verstockt.

„Verstehen Sie, Herr Mylius, bezahlt!" sagte Ulrike beinahe drohend; „bezahlt! das Wort wird Ihnen doch was gelten: bezahlt!" Dabei klopfte sie mit dem Daumennagel auf das Tischtuch und zeigte ihre untadeligen weißen Zähne.

Etwas betroffen versetzte Mylius: „Bedaure. Kann Ihnen die Kleider unmöglich ausliefern. Sind im Laden. Habe sie dort eingeschlossen. Muß bitten, sich bis morgen zu gedulden."

Ulrike stand auf. „Das ist starker Tabak," rief sie; „unmöglich? Eine erbauliche Rechtsordnung wäre mir das. Und ich sage Ihnen, daß ich die Dominos haben muß und zwar gleich. Ich brauche sie und zwar heute Abend noch. Und muß ersuchen, sich gütigst hinzubemühen und sie zu holen. Tut mir leid, Sie zu inkommodieren, aber es hängt was dran, es hängt Licht, Musik, Freundschaft, Freude dran, lauter Dinge, die Sie verachten mögen, die für mich aber Gewicht haben. Vielleicht wiegen sie nur einen schönen Atemzug, vielleicht nur einen glücklichen Gedanken, doch laß ich mir auch das nicht rauben; ich will, was mein ist, haben."

Mylius entgegnete nichts mehr. Sein Gesicht wurde finster, der Unterkiefer mahlte verlegen. Ein scheuer Blick schoß unter den gesenkten Lidern hervor und streifte Ulrike. Die Niederlage, die er vor Frau, Sohn und Tochter erlitt, war schwer zu verwinden. Aber wie Ulrike vor ihm stand, Kopf zurückgeworfen, die schwarze Pelzkappe studentenhaft schief auf den vom Sturm und schnellen Gehen zerzausten Haaren, die Wangen flammend, das Auge herausfordernd,

der üppige Mund halb geöffnet, fühlte er sich widerwillig bezwungen, fast mehr noch von ihrer seltsam spöttischen Leidenschaftlichkeit als von ihrer Kraft und Entschlossenheit. Er erhob sich, murmelte etwas Unverständliches, trat ans Fenster, klimperte mit den Schlüsseln und Münzen in der Hosentasche, lachte zornig und befangen gegen die schneebeschlagenen Scheiben und sagte endlich in unfreundlichem Ton: „Na schön; wenn Sie darauf bestehen, mag es also sein." Und ging.

Kaum war die Korridortür hinter ihm ins Schloß gefallen, wandte sich Ulrike an Lothar und gebot ihm, die Schwestern zu rufen. Aber Esther und Aimée kamen schon.

„Rafft alles zusammen, was ihr braucht, und geht in die Dorotheergasse," sagte Ulrike hastig und befehlend zu ihnen; „wartet auf der Treppe bis ich komme, oder nein, geht in die Mansarde hinauf, da habt ihr meinen Schlüssel. Ich werde hier unten am Haustor auf euren Vater warten, damit es keine weitern Verzögerungen und Inquisitionen gibt, ihm die Kostüme abnehmen und so schnell wie möglich bei euch sein. Nicht fragen, nicht danken, marsch, adieu." Die Mädchen winkten der Mutter frohbewegt zu, und Ulrike schob sie zur Tür hinaus.

Dann kehrte sie sich zum Tisch, schnitt von dem Laib Brot ein mächtiges Stück ab und biß herzhaft hinein. Christine, von deren Lippen keine Silbe gekommen war, seit Ulrike das Zimmer betreten hatte, schaute sie schüchtern-staunend an und sagte: „Was sind Sie für ein merkwürdiger Mensch, Ulrike."

Ulrike antwortete kauend: „Warum denn? Ich weiß wirklich nicht, was ich für ein Mensch bin. Ich denke nie darüber nach. Ich weiß nur, daß ich schreie, wenn man mich zwickt, und daß ich mich da kratze, wos mich juckt. Das

wichtige im Leben ist, daß man den Leuten, die allen Platz für sich alleine haben wollen, begreiflich macht, daß man auch auf der Welt ist. Solang ich meine Lungen zum Schnaufen und meine Zunge zum Reden habe, geb ich mich zu niemandes Schindluder her."

Christine wollte Fleisch und Gemüse für sie aufwärmen lassen, aber sie wehrte ab und sagte, dazu sei keine Zeit mehr. Sie reichte ihr die Hand, nickte Josephe freundlich zu, gab Lothar einen Klaps auf die Schulter, und fort war sie.

Als Christine und Josephe dann allein in der Stube waren, Lothar hatte sich im Salon trotz der Kälte ans Klavier gesetzt und klimperte in hoffnungsvollem Tempo einen Gassenhauer, trat Josephe zur Mutter, beugte den Kopf und sagte leise: „Mir ist sehr bang, Mutter."

Christine, die die Regung nicht verstand, schaute sie besorgt an und streichelte ihr das Haar.

Monolog und häuslicher Sturm

Ulrike hatte noch nicht fünf Minuten am Haustor gewartet, als sie Mylius schon mit seinem Paßgängerschritt durch den Schnee der Gasse herauftappen sah. Unter dem Arm trug er die eingepackten Kleider. Sie sehend, prallte er zurück, faßte sich aber schnell, klopfte den Schnee von dem Paket, reichte es ihr und sagte mürrisch: „Pfui, was für ein Wetter. Einen alten Mann in der Nacht wegen der Fetzen fortjagen. Mangel an gutem Willen können Sie mir jedenfalls nicht vorwerfen, meine geehrte Dame."

„Die Suppe haben Sie sich selber eingebrockt, folglich mußten Sie sie auch auslöffeln", erwiderte Ulrike ungerührt;

„warum ziehen Sie denn übrigens keine Handschuhe an? Haben Sie keine? Trägt das Geschäft nicht soviel? Und der dünne schäbige Mantel da; besitzen Sie denn keinen wärmeren? Reicht der Profit nicht zu einem Pelz? Schämen Sie sich nicht, so am eigenen Leib zu knickern? Oder wenn ich Sie bedauern soll, daß Ihnen die Verhältnisse den Luxus nicht erlauben, sich vor der Winterkälte zu schützen, dann muß ich fragen: wozu schuftet ein Mensch wie Sie sein lebelang? Wozu verkriecht er sich hinter seinen Gewölbemauern jahraus, jahrein und plagt sich ärger als ein Kuli, wenn er bloß knapp das Schmalz für den Braten erschwingen kann? Dann gilt mein Bedauern nicht dem alten Mann, so hoch bei Jahren sind Sie nicht und so gebrechlich noch weniger, sondern dem Mann überhaupt, ders zu nichts Rechtem gebracht hat und dems vielleicht an Genie fehlt, vielleicht an Glück. Das ist meine ehrliche Meinung, Herr Mylius, und nun gute Nacht, mir frieren die Füße an."

Sie wollte gehen, aber sein Blick hielt sie fest. Er schaute zu ihr auf, denn er war erheblich kleiner als sie, hatte die Hände auf dem Rücken, sein Luchsgesicht zog sich zusammen, und der Blick war scharf, ängstlich, argwöhnisch, unschlüssig. Die fragende Kopfbewegung Ulrikes schüchterte ihn ein, und plötzlich stotterte er: „Ich hätte ein paar französische Geschäftsbriefe zu schreiben, dürfte ich da um Ihre Hilfe bitten? Wäre Ihnen sehr dankbar."

Ulrike antwortete, sie stehe ihm gern zur Verfügung und werde morgen gegen Abend in seinen Laden kommen. Mit kurzem Gruß entfernte sie sich. Der kleinlaute, bedrückte Ton des Mannes lag ihr im Ohr und gab ihr zu denken.

Mylius ging in die Wohnung hinauf. Christine und Josephe hatten sich bereits zurückgezogen. Lothar saß in der Küche, wo es noch leidlich warm war, und schrieb an einer

Schularbeit. In der großen Stube auf- und abschreitend, sagte Mylius vor sich hin: „So eine Person; jagt einen mir nichts dir nichts auf die Gasse. Verfährt mit einem, als wäre man ihr Schuhputzer. So haben wir nicht gewettet, meine Dame. Besinnen Sie sich. Sie könnten sonst zu Ihrer Überraschung erfahren, wer H. O. Mylius ist. Ja, das könnten Sie. Ist nicht ganz ausgeschlossen."

Es geschah nicht selten, daß er laut mit sich selber redete, schon deswegen, weil er mit niemand auf der Welt von seinen Angelegenheiten hätte reden können oder wollen. Mißtraute er doch jedem auf ihn gerichteten Blick.

„Wahrscheinlich glaubt sie, man sei so ein armer Teufel, der gerade nur für den nächsten Tag zu beißen hat", fuhr er in seinem Selbstgespräch fort; „oder einer von den hunderttausend kleinen Strebern und Zapplern, die an der Oberfläche mitschwimmen und an jedem Monatsersten kniefschlotternd vor dem Abgrund winseln, den sie der Familie verhehlen müssen. Schadet nichts. Soll sich nur den Kopf zerbrechen. Bin immer am besten gefahren, wenn ich die guten Leute habe an mir herumraten lassen. Da haben Sie den Beweis für die Richtigkeit meines Prinzips, hochgeehrtes Fräulein. Schweigen; hinterm Berg halten; Schweigen. Wittern die Menschen Geld, so ist ihre Phantasie wie ein losgelassenes Feuer. Jeder Lump, klappert man mit Goldstücken vor seinen Ohren, wird anspruchsvoll. Es gibt keinen Kerl, dem nicht sofort schwummerig ums Herz wird, wenn man nur den Kassaschlüssel zwischen den Fingern dreht. Geh ich auf den Markt als ein Mann, dem man reichliche Mittel nachsagt, schon heftet sich der Betrug an meine Fersen, und ich muß für jegliches Ding doppelt und dreifach bezahlen. Und riecht erst die eigene Familie Lunte, ists mit der Seelenruhe aus. Man erlebts ja Tag für Tag; Blutegel, die sie

sind; die Gier frißt sie mit Haut und Haar, die Gelüste verbrennen ihnen das Hirn; Geld, Geld, Geld, schreien einem ihre Augen zu. Ein Tierbändiger wäre nötig, sie zu zähmen. Man kann sichs ja ausmalen, wie sies treiben würden, wenn sie wüßten, wenn sie nur den blassen Schimmer hätten. Da muß man gewaltig auf der Hut sein, liebe Dame."

Eine Zeitlang schien es, als zähle er seine Schritte, dann begann er wieder zu sprechen. „Immerhin, einen Menschen sollte es geben, nur einen, der Bescheid weiß. Wozu hätte man sonst wirklich gesammelt und gespart, wozu sich die Genüsse des Lebens verweigert? Genüsse des Lebens, das ist natürlich Unsinn. Kein Lebensgenuß, der nicht in dem Leben enthalten wäre, das man durch Zwang seiner Natur führt. Genieße ich etwa nicht? Sind die Früchte, die ich gepflückt habe, etwa eingebildet? Ist nicht alles da, alles verbucht, alles greifbar, verwertbar, Zeugnis meiner Umsicht und Berechnung und unwiderleglich mein eigen? Brauch ich wen, damit er es bestätigt oder anerkennt oder bewundert oder mir Rats erteilt? Einen Aufpasser, einen Kritiker, einen Denunzianten am Ende? Habe mich bis jetzt ganz wohl befunden in meinem Heimlichen, warum soll es einen geben, der Bescheid weiß? Der müßte schon verdammt viel Grütze im Kopf haben, um zu begreifen. Wie könnt ich seinen Trugschlüssen zuvorkommen, das falsche Bild auslöschen, das er sich sofort macht? Er sieht einen Kapitalisten in der Tarnkappe, einen Zinseszinsenhamster und Kuponaufhäufer, der zähneklappernd die verborgene Schatzkammer bewacht und seinen Lebenszweck darein setzt, den Staat, die Mitbürger, Weib und Kinder über seine wahren Umstände zu täuschen. Da wären Sie auf dem Holzweg, mein Fräulein. Kein Literatur-Geizhals steht vor Ihnen, kein Bühnenwüterich mit Krallen und zerrissenen Pantoffeln, kein Onkel Klemens, der

sich eine spionierende Smirczinska auf den Nacken lädt. Das ist alles ganz anders; viel schwerer ist das, viel verwickelter, viel unsäglicher."

Er nickte vor sich hin, dann starrte er in die Luft, als verfolge er einen Gedanken, der ihn geierhaft umkreiste. „Es müßte aber einmal eine Probe gemacht werden, trotzdem," sprach er weiter; „setze man den Fall, ein Bildhauer meißelt eine schöne Statue, ein Maler schafft ein wunderbares Gemälde. Sinnt und bosselt und werkt daran Jahr für Jahr und kein Menschenauge hat es je gesehn, ist er dann ein Tor, ein Prahlhans, wenn ers endlich zeigen möchte? Die Frage ist nur, ob der, den er auswählt, des Vertrauens auch würdig ist, ob nicht hinterher die blutige Reue sich meldet. Schwer zu beantwortende Frage; gefährlicher Entschluß. Diese Person; betrachten wir sie einmal. Gehen wir mit ihr ins Gericht. Was ist es für eine Person? Was ist die Ursache, daß es mich vom ersten Augenblick an gereizt hat, ihr, gerade ihr und keinem andern reinen Wein über mich einzuschenken? Ein hergelaufenes Frauenzimmer, möglicherweise sogar eine Abenteuerin. Familie nicht eben schlecht, aber ohne Zweifel deklassiert. Schlau, verteufelt schlau; geriebener Weiberverstand; zähe Art: will sich durchsetzen um jeden Preis; unheimlich resolut. Weiß, was die Sachen wert sind, weiß, was die Menschen wert sind. Nennt alles beim richtigen Namen. Sieht allem Ungemach mutig ins Gesicht. Angenehme Figur; prächtige Haltung; fester Händedruck; Augen wie vom Herrgott selber eingesetzt, damit sie das Miserable in der Welt vom Nützlichen und Tüchtigen sondern sollen. Gut, da wären wir. Da liegts wohl, was mich lockt. Möchte diese Augen sehen, wenn ihnen klar wird, was es mit H. O. Mylius für eine Bewandtnis hat. Müßte sein, wie wenn man in der Nacht einen Holzstoß anzündet. Da

würden sie aufhören, geringschätzig zu blicken, die Augen. Warum ziehen Sie keine Handschuhe an? haben Sie keine? trägt das Geschäft nicht soviel? Mitleid! zum Lachen. Nur eines Wortes bedürfte es, und sie würde verstummen, maßlos verstummen würde sie; zittern würde sie und verdammt bescheiden den hübschen Kopf hängen lassen. Schluß mit Ironie und Mitleid. Mitleid! zum Lachen. Da hätte man sie gepackt und niedergezwungen. Das wäre ein Sieg. So was zu erleben, lohnte der gehabten Mühe. Aber es ist noch nicht an dem. Vorsicht, alter Mylius, Vorsicht. Erst sieh zu, ob du keine zum Himmel schreiende Dummheit begehst. Nicht dich hinreißen lassen. Bleib dir treu. Erwäge jedes einzelne Wort, das du sprichst, daß es schließlich auch ein Scherzchen gewesen sein und zurückgenommen werden kann. Gib dich nicht unbedacht in eine fremde Hand."

Es war elf Uhr geworden, und nachdem er über den Flur Lothar mit seiner Keifstimme zugerufen hatte, er solle die Lampe auslöschen und zu Bett gehen, begab er sich selbst zur Ruhe. Doch floh ihn der Schlaf. Spöttisch-mitleidig auf ihn gerichtete Augen hielten die seinen durch viele Stunden wach.

Derweil ließ die Urheberin solch ungewöhnlichen Aufruhrs es sich angelegen sein, alle ungestümen Erwartungen ihrer Schutzbefohlenen zu erfüllen, und sie lernte kennen, was entflammtes Blut ist in behüteten jungen Geschöpfen und die Begierdenwut, die sich in Träumen angesammelt hat.

Die beiden waren kaum zu zügeln und stürzten sich bedenkenlos in das Element, dessen Breite und Tiefe ihnen so groß dünkte wie ihr Hunger. Sie redeten wirr; sie schweiften trunken umher; sie ergriffen jede sich bietende Hand und bedauerten es, wenn sie sie wieder lassen mußten, weil eine andere sich ausstreckte. Blicke versetzten sie in schwindelnde

Unruhe; alles war betäubend neu, Ankündigung eines noch seligeren Zustandes, Lockung, Gefahr und Dramatik. Dabei waren sie furchtsam, besonders Aimée, deren etwas verschlagene Lüsternheit durch Stolz und Sprödigkeit gehemmt war. Um so verlangender brannten die Augen hinter der Maske. Esther äußerte sich offenherzig: „Der Gedanke, daß man in dieser Welt nur der Gast für ein paar erbärmliche Stunden sein darf, könnte einen rasend machen. Was für eine Existenz führt man Tag für Tag! Helfen Sie mir aus dem Sumpf, Ulrike, und ich will Ihnen bis an mein Lebensende dankbar sein."

„Was nicht ist, kann noch werden", antwortete Ulrike gelassen und machte ihre stillen Glossen zu diesem bemerkenswerten Ausbruch von Temperament. Sie dachte zynisch: die könnte man alle zwei dem Teufel verkuppeln, und sie würden seinen Schwanz für einen Regenbogen halten.

Sie für ihre Person langweilte sich. Die etwas zahme Ausgelassenheit ringsum ließ sie kalt; der Schaum trug sie nicht, sie sah nur den schalen Bodensatz, das Zweck- und Vernunftlose, daher erregte die leidenschaftliche Sucht ihrer Gefährtinnen, dieses Neulingsfieber, ihren heimlichen Hohn. Doch erinnerte sie sich, daß sie nicht bloß zur Betreuung da war, sondern auch zur Belehrung. Die Erde, einmal umgepflügt, mußte auch gedüngt werden. Es sollte etwas wachsen. Es war für künftige Ernte zu sorgen.

Von beiden, der einen links, der andern rechts, mit Fragen bestürmt über Menschen und was zwischen den Menschen an Begebenheiten lag, hielt sie mit ihrer Wissenschaft nicht zurück, und als sie mit den Kenntnissen zu Ende war, phantasierte und dichtete sie frisch drauflos. Sie brauchte dabei nur zu fürchten, daß sie die Wirklichkeit nicht erreichte; sie zu überbieten war nach allem, was sie von der menschlichen Gesellschaft

erfahren hatte, ziemlich schwer. Die käuflichen Frauen, die abenteuernden Männer, die Spieler, die Verführer, die Bankrotteure, die kupplerischen Matronen, die kahlköpfigen Wüstlinge, die ordengeschmückten Streber, notorische Verschwender und Schuldenmacher in glänzenden Uniformen, Aristokratinnen mit zweideutigem Ruf, Träger und Trägerinnen erlauchter Namen, denen die Fama wenig Erlauchtes nachzusagen wußte, alle bekamen ihren Steckbrief und führten vor den Augen der erstaunten Novizen die ränkevolle Komödie auf, die man die große Welt nennt. Binnen kurzem hatte sich vor den zwei atemlosen Zuhörerinnen ein so monströses Gemälde von Verirrungen, Verbrechen, Niedrigkeiten, Lügen, Grausamkeiten, privaten und öffentlichen Sünden entrollt, daß ein geschickter Verfasser von Hintertreppenromanen ein Dutzend Bände damit hätte füllen können, ohne seine Einbildungskraft im mindesten zu vergewaltigen, und was Esther und Aimée betraf, so empfanden sie denselben wohlig-gruselnden Kitzel, den hervorgerufen zu haben den Ehrgeiz besagten Autors vollauf befriedigt hätte.

Denn es lag ja Ulrike nicht daran, nach Moralistenart abzuschrecken; sie verstand es und zielte darauf hin, das Laster schmackhaft zu machen und die Verderbnis in reizenden Farben zu malen. Alles, was da wogte und flatterte, liebte und haßte, lächelte und scherzte, war weit entfernt von der gültigen Regel des Wohlverhaltens; alles, was sich abspielte, vor und hinter den Kulissen, spottete der bürgerlichen Begriffe von Maß und edlem Betragen. Straflosigkeit war zugesichert; ja man bedeckte sich mit Ruhm und genoß die Bewunderung des Publikums, wenn man sich darin vor andern hervortat. Dies ließ Ulrike durchblicken, und ihre Schülerinnen lauschten gläubig und andächtig.

Sie erlaubte ihnen, sich für eine Weile auf eigene Faust

zu vergnügen. Während dieser Zeit kauerte sie sich in eine Logenecke und schlief. Als sie erwachte, war es schon spät, und sie begab sich mütterlich besorgt auf die Suche. Sie fand ihre Freundinnen in einer lärmenden Gesellschaft junger Herren, bedenklich munter, ja in nicht ganz einwandfreier Geistesverfassung, mahnte zum Aufbruch, begleitete die beglückt Erschöpften nach Hause und nahm die Ergüsse ihres überströmenden Dankes mit leisem Sarkasmus entgegen.

Zu Mittag kam Lothar, um sich die versprochenen achtundvierzig Gulden zu holen, und eine Stunde später brachte er die Dose. Er zerdrückte ihr beinahe die Hand vor Dankbarkeit, auch der, aber es war doch ein anderes: da leuchtete sie ein ihr gemäßeres Wesen an, Wille, der dem ihren verwandt war. Da hatte sie ein Rad in Schwingung versetzt, das lief sicher und schnell seine kühne Bahn. Sie ertappte ihre Gedanken, wie sie naschhaft um das Bild des Jünglings kreisten, aber sie schüttelte sie ab und der gemeine Alltag stellte seine Forderung.

Ihre Barschaft überzählend, sagte sie sich, daß sie damit den unterschiedlichen Seitensprüngen der Myliusschen Sprößlinge nicht mehr lange Vorschub leisten könne und es nötig war, sich eine Hilfsquelle zu erschließen oder ohne Umstände geradezu aufs Ziel zu marschieren. Die Ereignisse zeigten ihr den Weg.

Als sie am späten Nachmittag in die Myliusssche Wohnung kam, fand sie alle verstört. Christine erzählte ihr, was geschehen war.

Das alte Fräulein von Elmenreich war höchst aufgeregt zu Mylius in den Laden gekommen und hatte ihm mitgeteilt, daß Lothar ihrem Neffen achtundvierzig Gulden fünfzig Kreuzer schuldig sei, und daß bisher alle Versuche, das Geld von ihm zurückzuerhalten, vergeblich gewesen wären. Längst

schon sei ihr das bedrückte Wesen Roberts aufgefallen, heute habe sie ihn ins Gebet genommen und er habe ein Bekenntnis abgelegt. Sie sei nicht reich genug, um den Verlust einer solchen Summe verschmerzen zu können, und wende sich daher an den Vater. Mylius, in fassungslosem Entsetzen, hatte sie, keines Wortes mächtig, angestiert (die Törin war nachher, als ihr klar wurde, was sie getan, zu Christine geeilt, um ihr Bericht zu erstatten); plötzlich hatte er zu schreien begonnen: er wolle mit der Sache nichts zu schaffen haben, er leugne die Verpflichtung zu zahlen, jedenfalls müsse er die Angelegenheit gründlich untersuchen, sie möge an einem andern Tag wieder vorsprechen. Kaum war sie wieder daheim, als ihr Robert verkündete, Lothar habe inzwischen das Geld gebracht. Mylius aber war in unmäßigem Zorn nach Hause gekommen, hatte sich, den Stock in der Faust, über Lothar förmlich gestürzt, hatte ihn in das eheliche Schlafzimmer gezerrt, schreiend zur Rede gestellt, die Antworten nicht abgewartet und ihn so fürchterlich geschlagen, daß der Stock zerbrochen war und der Knabe schließlich wie leblos dalag. Die Tür hatte er verriegelt; Christine, Esther und Aimée rüttelten daran und riefen, weinten, flehten; umsonst; erst als er ausgetobt, erschien er wieder mit blutunterlaufenen Augen und schweißtriefenden Haaren. Die drei Frauen brachten Lothar in seine Kammer, betteten ihn dort und wuschen Kopf und Gesicht mit kaltem Wasser. Dann hatte sich Christine zu ihrem Mann begeben, der allein bei Tische saß und mit noch immer verzerrten Mienen die Suppe schlürfte, die ihm Therese unterdessen aufgetragen, und hatte ihm, an allen Gliedern bebend, doch mit ruhiger Bestimmtheit erklärt, solche Mißhandlung eines Kindes überschreite seine Befugnis, vom menschlichen Gefühl ganz zu schweigen, und sie sei nicht gesonnen, dergleichen weiterhin

zu dulden. Stets habe sie, ob sie eines Sinnes mit ihm gewesen oder nicht, sich vor den Kindern und um der elterlichen Autorität willen zu ihm bekannt, auch wo er nach ihrem Dafürhalten zu scharf ins Gericht gegangen sei und seine erzieherischen Prinzipien allzu unerbittlich ins Werk gesetzt habe. Dies aber sei die Grenze, an diesem Punkt trennten sich die Wege und ende die Solidarität.

Da sie in ihrer dreiundzwanzigjährigen Ehe eine so entschiedene Sprache zum erstenmal führte, schaute Mylius außerordentlich verwundert empor. Er runzelte die Brauen, sah eine Weile wie suchend herum und murmelte durch die Zähne: „Wenn da nicht wieder das verdammte unruhstiftende Frauenzimmer dahintersteckt, will ich Zwillich heißen. Reden Sie keinen Unsinn, Frau Mylius. Geben Sie lieber acht, daß aus Ihrem Söhnchen kein Taugenichts wird."

Christine wußte, daß Ulrike die Helferin gewesen war. Der Ausdruck ihres Dankes war nicht frei von Scham. Sie wußte auch von dem Diebstahl der Dose. Außer sich vor Kummer wie vor Zorn über die grausame Züchtigung hatte Lothar es ihr zugeschrien; sie solle es dem Vater nur sagen, auch das; er fürchte sich nicht; wer ihn so geschlagen, könne ihn auch umbringen, der Unterschied sei nicht gar so groß.

Düster sinnend sagte Christine: „Ein ganz anderer Mensch. Nie hätte er gewagt, so zu mir zu sprechen. Und das Schreckliche ist, daß ich ihm in meinem Innern das Verbrechen nicht einmal so verübeln kann, wie ich müßte. Denn Verbrechen ist es und bleibt es. Da handelt sichs bloß um den ersten Schritt, hernach gibts kein Halten mehr. Ich fürchte, ich komme selber auf die schiefe Bahn; ich weiß schon nicht mehr, wie ich recht tue."

„Um den Buben haben Sie keine Angst," beruhigte sie Ulrike etwas kalt; „der ist von guter Art und man kann ihn

lenken. Ich habe mir sagen lassen, daß ganz ehrenwerte Staatsbürger in ihrer Jugend manchmal ein wenig über die Schnur gehauen haben. Das sind so moralische Masern. Seien wir froh, daß der verräterische Lump nichts von der Dose geschwatzt hat. Malen Sie sich aus, was geschehen wäre, wenn Herr Mylius das wüßte! Es graut einem beim bloßen Gedanken."

„Freilich ists ein Glück", gab Christine zu: „aber was machen wir jetzt mit der verhängnisvollen Dose?"

„Die behalt ich vorläufig als Pfand," erklärte Ulrike lachend; „es wird sich schon eine Gelegenheit bieten, sie ihm wieder zuzuschanzen, ohne daß ers merkt. Es kommt ja vor, daß die Höhlenmenschen in ihrer Höhle schlafen."

Christine stand am Fenster und mit Ulrike nur halb zugekehrtem Gesicht sagte sie traurig: „Wie gering Sie von ihm denken! Ich müßte ihn ja verteidigen. Zwanzig Jahre hab ich ihn vor mir verteidigt und ihm ein Postament gebaut. Wenn ich zulasse, daß Sie hart über ihn urteilen, ist meine Schwäche daran schuld, nichts anderes."

Ulrike unterdrückte ein zufriedenes Lächeln. „Ich denke durchaus nicht gering von ihm," erwiderte sie; „im Gegenteil, ich denke sehr hoch von ihm. Ich halte ihn für einen Riesen an Kraft. Er ist so stark, daß er nicht bloß Sie und Ihre vier Kinder, sondern noch ein paar hundert arme Zwerglein außerdem in den Sack steckt, ohne mit der Wimper zu zucken. Nicht die Schwäche ists, die Sie verhindert, eine Lanze für ihn zu brechen, o nein; ein Gefühl der Menschen- und Frauenwürde ists, wie ich glaube und hoffe, das jetzt, nicht ganz ohne mein Zutun, in Ihnen erwacht ist. Um was dreht sich denn das alles eigentlich? Nennen wir doch das Ding beim rechten Namen: worum geht denn die beständige Müh und Plage? Um zwei Gulden, um drei Gulden, um

fünf Gulden, um dreißig Gulden. Herrgott, dazu sind Sie die Frau nicht, dazu geben Sie sich nur her, weil Sie sich einmal drauf eingeschworen haben; Ihr inneres Gewissen will nichts damit zu schaffen haben."

Christine sagte hierauf: „Es kann wahr sein, es kann falsch sein, ich wills nicht untersuchen, ich darfs nicht untersuchen. Jawohl, ich hab mich drauf eingeschworen. Und was beschworen ist, muß gehalten werden, einmal für ewig."

Die letzten Worte hatte Josephe gehört, die eingetreten war. Sie blieb stumm an der Tür stehen, und der Blick, mit dem sie die Mutter anschaute, war von so inniger, so schwingender Liebe erfüllt, daß Ulrike, als wäre sie geblendet davon, unwillkürlich die Augen abwandte.

Sie ging in Lothars Kammer. Er lag angekleidet auf dem Bett und rührte sich nicht, seit Stunden. Das weiße Tuch um die Stirn verlieh den entfärbten Zügen einen Liebreiz, dessen er sich trotz seines Zustandes wahrscheinlich bewußt war. Ulrike berührte seine Hand. Er öffnete die Augen und sah sie an. Der Starrkrampf der Erbitterung löste sich, die Lippen bewegten sich. Ulrike schaute sich vorsichtig um. Es war niemand im Zimmer. Da beugte sie sich herab, küßte ihn auf den Mund, und während sich sein Gesicht mit freudig-flammender Röte bedeckte, flüsterte sie: „Ich geh jetzt zu ihm. Ich werde dich rächen. Steh auf. Sei ein Mann."

Danach huschte sie fort.

Ulrike entringt dem Schatzhüter sein Geheimnis

Es war dreiviertel sieben vorbei, als Ulrike den Mylius-schen Laden betrat. Der Angestellte, ein kahlköpfiger, leidend

aussehender Mensch mit einer blauen Brille, rüstete sich zum Weggehen. Ein alter Diener trug die Verschlußbretter für die Tür und die Schaufenster hinaus. Im Hintergrund des langen Raumes tauchte spähend Mylius auf. Da die meisten Gasflammen schon verlöscht waren, herrschte unangenehm bleiches Zwielicht. Doch Mylius erkannte sie sogleich, kam mit seinem torkelnden Gang, die Hände in den Taschen, auf sie zu und grüßte verdrossen.

Wenn es ihm recht sei, möchte sie jetzt die Briefe schreiben, sagte sie; früher habe sie leider nicht Zeit gefunden; wie sie sehe, werde aber das Gewölbe geschlossen, es sei also wohl nicht mehr möglich?

Mylius zog die Uhr und überlegte. Ulrike erkannte sehr genau, daß er auf sie gewartet hatte und längst mit sich im reinen war. Sehr freundlich, daß sie sich erinnere, antwortete er; für ihn sei es nicht zu spät, für ihn gebe es keine Feierstunde; ob sie sich in sein Privatbureau bemühen wolle?

Er wies nach hinten und sie folgte ihm. Dem Diener gebot er, die Lichter im Gewölbe brennen zu lassen, den Gasometer werde er selbst zudrehn. Dann ging er noch einmal hinaus und gab ihm mit leiser Stimme einen Befehl. Wieder in dem engen, von zwei grünbeschirmten Lampen erleuchteten Kontor angelangt, entnahm er einer Pultlade ein paar vollbeschriebene Blätter und reichte sie Ulrike. Es waren die deutschen Texte zu den Briefen, die sie übersetzen sollte. Sie ließ sich auf einem der beiden Schraubstühle nieder, dem Platz des Bebrillten offenbar, denn Mylius saß auf der gegenüberliegenden Seite des Doppelpultes, und fing an zu lesen. Das eine Schriftstück betraf den Verkauf der Einrichtung aus einem herzoglichen Schloß, das andere die Erwerbung zweier Bilder, eines Watteau und eines Turner. In beiden Fällen handelte es sich um

bedeutende Summen. Mylius hatte den Stummel einer ausgebrannten Virginiazigarre im Mund, er rauchte aus Sparsamkeit meist kalt, addierte halblaut Zahlen in einem Heft und schien Ulrikes Anwesenheit vergessen zu haben. Doch entging es ihr nicht, daß er bisweilen einen forschenden Blick auf sie warf.

Sie legte die Blätter weg. Es würde zu lange dauern, wenn sie das heute noch machen sollte, sagte sie; es seien ja ganze Prozeßschriften; darauf sei sie nicht gefaßt gewesen.

„Fangen Sie heute wenigstens an, morgen ist auch ein Tag," antwortete Mylius unzufrieden; „oder haben Sie die Lust schon verloren? Hätte mirs denken können. Junge Damen haben was anderes im Sinn."

„Stimmt diesmal zufällig," sagte Ulrike; „aber es ist nichts Erfreuliches. Erlauben Sie, daß ich ohne Umschweife davon rede. Wollen Sie mir zuhören oder soll ich warten, bis Sie mit dem Zusammenzählen fertig sind?"

Mylius hob den Kopf. „Bitte höflichst, Verehrteste," sagte er mit unangenehmem Glitzern im Blick, „was steht zu Diensten?"

„Wüßt ich nur, wie ichs vorbringen soll," begann Ulrike mit einem fast salbungsvollen Ton von Bescheidenheit; „ich meine die Geschichte mit Lothar. Unterbrechen Sie mich nicht, begehren Sie nicht auf, es kann mir nicht einfallen, mich in Ihre Erziehungsmaßregeln zu mischen. Es war ein leichtsinniger Streich, und der Bub hat die Lehre verdient, die ihm zuteil geworden ist. Wenn einer meiner Brüder so was angestellt hätte, der Vater hätte ihn zu Brei zerschlagen. Ein belgischer Baron Saville, den ich kannte, hat seinen zwanzigjährigen Sohn, weil er sich mit Wucherern eingelassen hatte, vier Monate lang bei Wasser und Brot in das Verließ seiner alten Burg gesperrt; erst die Polizei mußte

ihn befreien. In London hab ich einmal zugesehn, wie ein Metzger einem verhungerten Köter, der ihm eine frisch-abgeschnittene Hammelrippe vom Hackblock stibitzte, das Beil nachschleuderte und ihm den Schädel zerspaltete. Der Mann war in seinem Recht. Hammelrippen sind heilig, besonders in England, und müssen verteidigt werden. Jeder wehrt sich wie er kann. Hierzulande ist man wehleidiger als anderswo; so eine Mutter hierzulande schreit gleich Zetermordio, wenn man das Söhnchen unsanft beim Schopfe packt. Ich hab was übrig für die Leute à la Saville, und die Köter, die auf Diebstahl ausgehn, sind mir verhaßt."

„Bravo, mein Fräulein, an gesundem Menschenverstand fehlt es Ihnen wahrlich nicht", entgegnete Mylius, ohne den heimlichen Hohn in Ulrikes Worten zu spüren. „Alte Erfahrung: mit einem Menschen, der etwas von der Welt gesehn hat, läßt sich reden. Ich sage Ihnen, der Junge hat den Teufel im Leibe; was ist zu tun? Den Teufel hat man bekanntlich schon in alten Zeiten durch Prügel ausgetrieben. Man muß das Leck verstopfen, will man das Schiff vorm Sinken bewahren."

„Ist wahr," nickte Ulrike, und der bescheidene Ton wurde geradezu unterwürfig; „bei Ihnen kann man lernen. Immerhin, das Malheur war geschehen, der angerichtete Schaden mußte gutgemacht werden. Der Stock, so nützliche Dienste er geleistet haben mag, ist noch kein Zahlmeister, und die Ehrenreichs brauchten ihr Geld. Frau Christine hatte das Geld nicht, also hab ich mich zur Hilfe erboten und es vorgestreckt. Seien Sie nur ganz getrost, ich werde Sie nicht darum mahnen, ich weiß, daß es Ihnen schwer fiele, einen solchen Betrag unvorbereitet aus dem Geschäft zu nehmen; ich kenne das, habe ja selbst in den engsten Verhältnissen gelebt, man ist nicht alle Tage bei Kasse, Schulden da und dort,

erst schindet man sich um den Taler, dann fliegen zwanzig zum Schornstein hinaus. Das verfluchte Geld; wie edelmütig könnte der Mensch sein, wäre nicht das Geld. Zu danken haben Sie mir nicht, ich tu es aus Freundschaft, Zinsen verlang ich keine. Sie unterschreiben einen Zettel: ich schulde an Ulrike Woytich oder deren Rechtsnachfolger achtundvierzig Gulden fünfzig Kreuzer, die ich zurückerstatten werde, sobald ich in der Lage bin. Sie können auch in Raten zahlen; wie Sie wünschen, wie es Ihnen am besten paßt. Nur möchte ich bitten, daß Sie über unsere Verhandlung zu Hause schweigen. Es ist Ihnen doch nicht lästig, daß ich so offen mit Ihnen rede?"

Die Frage klang außerordentlich treuherzig, und Ulrike griff gleich nach einem Stück Papier und dem Federhalter, um den Schuldschein auszufertigen. Sie wußte, daß es nicht dazu kommen würde. Mylius schob den Stummel vom rechten Mundwinkel in den linken und biß mit den kleinen gelben Zähnen grimmig in das zerkaute Ende. Ulrike tat, als bemerke sie es nicht. „Es ist eben schwer für einen Mann," sagte sie elegisch, wie zu sich selbst; „mein Gott, in heutiger Zeit. Zahlreiche Familie, Ladenmiete, Wohnungsmiete, Steuern, Gehälter, ein gewisser Schein von Wohlhabenheit und Kreditfähigkeit muß aufrechterhalten werden; ein paar hundert Gulden will man zurücklegen für Krankheitsfälle oder Extratouren; das alles aufzubringen, ist keine Kleinigkeit. Wenn man ein junger Mensch ist, na ja, da verträgt man einen Puff, da schlüpft man so mit durch, aber in gesetzten Jahren und mit solcher Last und soviel Existenzen auf dem Buckel, da ist es bitter." Sie seufzte. „Könnt ich Ihnen nur helfen!" brach sie aus und schlug auf das Pult, „wär ich doch kein Frauenzimmer!"

Mylius erhob sich. Er schritt eine Weile zwischen dem

eisernen Ofen und dem Geldschrank hin und her, und Ulrike beobachtete ihn neugierig. Plötzlich blieb er stehen, wandte sich zu ihr und sagte lakonisch: „So ein einfältiges Geschwätz hab ich all meine Tage nicht gehört." Er kicherte.

Ulrike machte ein erstauntes und beleidigtes Gesicht.

„Kommen Sie mal mit mir," fuhr er fort und winkte ihr mit dem Finger; „ich will Ihnen mal was zeigen." Er ging voran und führte sie quer durch das vordere Gewölbe, in dem die Lichter brannten, in einen finstern Raum, der seitlich davon lag. Er zündete zwei Gasflammen an und sagte in gönnerhaftem und humoristischem Ton: „Jetzt passen Sie auf, Sie unschuldsvolle Seele. Sehen Sie den Schrank da?" Er deutete auf ein riesiges wurmstichiges Möbelstück, das schwarz neben der Tür aufragte.

„Ja; ein alter Kasten, gewiß," antwortete Ulrike harmlos; „auf dem Trödelmarkt gibts viele von der Art. Was ists mit ihm?"

Mylius lachte. „Es ist ein Augsburger Schrank aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, Herzchen. Ich habe ihn auf einer Auktion in Stuttgart um achtzehntausend Mark erstanden. Er ist mehr als das doppelte wert. Die geschnitzten Engel sind allein eine Kostbarkeit."

„Achtzehntausend Mark?" rief Ulrike mit dem Ausdruck vollkommensten Unglaubens; „was soll denn an dem verräucherten Brettergestell achtzehntausend Mark kosten? Mir können Sie leicht einen Bären aufbinden. Um das Geld kann man ja das ganze Zeug, das da herumsteht, beim Juden erhandeln."

Mylius lachte bloß. Er geriet nun in eine wunderliche Geschäftigkeit. Er schleppte einen Stuhl mit geschnitztem Wappen herbei und sagte, der sei aus dem Palazzo Strozzi in Florenz und für Sammler eine begehrenswerte Rarität.

Wenn sie ihm fünftausend Gulden dafür biete, sei er ihm noch nicht feil. Er führte sie zu einem Reitsattel, der eine verschossene Samtdecke und Verzierungen aus Elfenbein hatte und aus der Zeit der Maurenherrschaft in Granada stammte; dafür habe er siebentausend Gulden auf den Tisch gelegt. Er zeigte ihr eine Bronzefigur von Riccio, Kopf des schlangenhaarigen Neides, und meinte, wer die besitze, könne sich ins Fäustchen lachen; er wies ihr Medaillen von Pisanello und Miniaturen von Füger und Isabey und sagte, die repräsentierten, wie sie sie da sehe, ein ganz stattliches bürgerliches Vermögen. Während sie noch in Betrachtung stand, kam er mit einem Becher, bei dessen Anblick sie stutzte, denn er war aus purem Gold und Mylius sagte, es sei ein Gefäß von Jamnitzer, einem berühmten Meister der deutschen Renaissance, und sei nicht für fünfzigtausend Gulden zu haben. Dann zog er sie am Ärmel zu einer Vitrine; in dieser befand sich etwas Merkwürdiges, ein winziges Bett mit entzückend geschnitzten Elfenbeinengeln und einem Baldachin, von dem ihr Mylius mitteilte, er sei aus echtem Genueser Samt, einem der seltensten Stoffe der Welt; das Ganze sei das Puppenbett einer burgundischen Prinzessin aus der Zeit Karls des Kühnen, ein Museumsstück von unermeßlichem Wert, das er durch Zufall an sich gebracht.

Ulrikes Augen bekamen einen gierigen Glanz, den sie zu verbergen bestrebt war. Allmählich war ihr die Lachlust vergangen. Das Puppenbett der burgundischen Prinzessin gefiel ihr. Sie konnte den Blick nicht losreißen. Sie prägte sich die Formen und Figuren ein. Es erwachte ein neuer Instinkt in ihrer Brust, ein neues, aus Aberglauben, Verlangen, Scheu und Wertahnung gemischtes Gefühl für die schmückenden Dinge, die leblosen, mit Vergangenheit beladenen, an Vergangenheit gebundenen Dinge, von denen ein jedes

einzig in seiner Art war, jedes den Wunsch der Wissenden ausmachte, jedes ein Stück Reichtum in sich trug und infolgedessen Schutz und Sicherheit verschaffte gegen die Not und gegen die Gewöhnlichkeit. Das Puppenbett der burgundischen Prinzessin mit den zierlichen Säulchen und dem Samtbaldachin wurde ihr zum lockenden Bild einer unbekannten Welt, und beinahe hätte sie die Hände ausgestreckt, um es zu nehmen und zu behalten, so unabweisbar hatte sie die Empfindung: das ist für mich bestimmt, das gehört mir und gehört zu mir.

Sie hütete sich aber, hiervon etwas merken zu lassen, auch lenkte Mylius' Gebaren ihre Aufmerksamkeit völlig auf seine Person. Er kramte in Truhen, Fächern, Schubladen, schleppte Dutzende von Gegenständen herbei, erklärte, deutete, bewunderte, forderte sie auf zu bewundern, nannte Preise, berichtete, wo er dies entdeckt habe, welche Geschichte hinter jenem lag, wer es veräußert habe, wer es zu erwerben trachte, nannte Namen von Herzogen und Herzoginnen, Fürsten und Fürstinnen, Grafen, Baronen, großen Herren aller Länder, zitierte Gespräche mit ihnen, schilderte die Mühen und Listen, deren es bedurft, um eine Schale, ein Service, einen alten Schreibtisch, eine Schmiedearbeit, ein Gemälde in seinen Besitz zu bringen. Er war verwandelt, ein Mensch von anderer Kategorie als der, den sie in ihm zu sehen gewohnt war; seine Miene hatte etwas still Verliebtes und Gehobenes wie bei einem Trophäenträger; das allein schon hätte Ulrike Vorstellung und Begriff von dem Wert der aufgehäuften Altertümer gegeben, auch wenn sie minder weltläufig und unbelehrter gewesen wäre, als es ihr paßte, sich zu stellen. Sein Lächeln war gutmütig-spöttisch, als wollte er sagen: du hast dich getäuscht, Armselige, bekenne nun deine traurige Ignoranz. Er hatte gleitende, geschmeidige,

streichelnde, sachtreue Bewegungen, die Hände umfaßten das einzelne mit stolzer Sorgfalt. Da war ein Ding, das einer Königin zu eigen gewesen war; da eines, an dem das Schicksal eines großen Geschlechtes hing; da eines, das von der Verarmung eines ehemals glänzenden Hauses zeugte; da eines von unbekannter Herkunft, bedeutend und anziehend nur für Kenner. Mylius betastete sie, schätzte sie ab, klammerte sich mit den Blicken an sie, kannte ihre verborgenen Merkmale, ihre geheimen Fehler, wußte um ihre Einzigkeit oder ob der Wert verringert war durch Duplikate, Pendants und Nachahmungen, hielt Zwiegespräche mit ihnen, als seien sie lebendige oder schlummernde Geschöpfe, warf eine Anekdote hin, die an diesem haftete, ein historisches Ereignis, das jenes erhöhte und beleuchtete, einen langwierigen Prozeß, der um ein drittes geführt worden war. Da war eine mit Halbedelsteinen besetzte Kette aus erstaunlicher Silberfiligranarbeit; wie er sie wog; wie er sie bedächtig auf die Stoffunterlage breitete; er sagte, sie sei einst Eigentum der schönen Fürstin Sapieha gewesen; als wenn er sie um den Hals der Fürstin legte, war die Gebärde, als wenn mit der Kette auch die Fürstin selbst sein geworden wäre und er Macht hätte über ihre abgeschiedene Seele oder sie auferstehen lassen könnte aus dem Grab.

Es war Äußerung von Macht. Zum erstenmal erfuhr Ulrike zu innerst und im tiefsten Kern, was Besitz ist. Dieser Mann besaß! Alle diese Gegenstände waren sein, weil er in allen lebte, in allen herrschte, sie alle durchdrang, durchwirkte, durchblutete. Dieser alte Mann war unnahbar, unangreifbar durch Besitz, und durch Besitz wuchs er in ihren Augen zu gewaltiger Größe.

Aber sie hätte sichs nie verziehen, wenn sie das geringste hiervon hätte wahrnehmen lassen. Was sie da sah und

gesehen hatte, galt nicht und entschied nicht für sie. Ihr war nötig Einblick, Überblick, Zahl, Bestimmtheit, Maß und Unbezweifelbarkeit. Mit ihren aufgestachelten Sinnen witterte sie aufs schärfste, daß alles, was er ihr dargeboten und gewiesen, etwas anderes verbarg, Wichtigeres noch, daß es nur das Fundament war, über dem sich ein Gebäude erhob, dessen Umfang und Höhe sie nicht zu erkennen vermochte, weil er es wie ein Zauberer den Blicken der Menschen entrückt hatte, zu dem er ihr aber den Zutritt je früher freigeben würde, je blinder sie sich stellte.

Es war indessen acht Uhr geworden, und Ulrike sagte, sie müsse nach Hause, sie wolle ihn nicht länger stören. Mylius schüttelte den Kopf. Er habe seiner Frau Botschaft durch den Diener geschickt, daß er spät oder gar nicht zum Essen kommen würde, antwortete er; habe ausrichten lassen, er habe eine Besprechung mit einem Geschäftsfreund, der morgen früh wieder abreise. Warum das? fragte Ulrike verwundert, es laufe ja seiner ehrwürdigsten Gewohnheit entgegen; man wisse ja, daß er in Jahren nicht den Abend außerhalb der Familie verbracht habe; was ihn denn eigentlich verhindere, nach Hause zu gehen? Es sei nun so, antwortete er, plötzlich mürrisch geworden; er habe sichs schon gestern vorgesetzt, als sie ihm ihr Kommen angekündigt, und als sie in den Laden getreten, sei es beschlossen gewesen. Es wäre etwas zwischen ihm und ihr, das hätte erledigt werden müssen. Also ihretwegen? fragte Ulrike noch verwunderter; es schmeichle ihr natürlich ungemein; sie könne sich nicht denken, worauf er es beziehe; meine er den Trödelladen, mit dessen Inhalt er sie eben bekannt gemacht, sie sagte es in absichtlich geringschätzigem Ton, so müsse sie gestehen, es habe sie interessiert, mal so was zu besichtigen, aber damit seien sie ja nun fertig, und er brauche zu Hause das Essen nicht versäumen. Mylius schien geärgert;

er entgegnete, um sein leibliches Wohl möge sie sich nicht sorgen, er habe ein paar Brote in die Tasche gesteckt und werde sie jetzt mit ihrer Erlaubnis verzehren. Er zog ein nicht ganz sauberes Päckchen aus der Rocktasche, wickelte es auf, es enthielt drei mit Wurst belegte Semmeln, und reichte es ihr auf der flachen Hand. Sie dankte; sie ihrerseits müsse heim, sagte sie und schickte sich an, durch den vorderen Raum ins Kontor zu gehen, um Mantel und Hut zu holen.

Dieser ganze banale Wortwechsel war von Ulrike aus eine höchst geschickt inszenierte Komödie.

Mylius folgte ihr langsam. Er verwandte kein Auge von ihrem Gesicht. Sein Blick war unruhig und finster. Als sie nach dem Mantel griff, sagte er: „Sie irren. Wir sind durchaus noch nicht fertig."

„Wieso?" fragte sie, erschrocken tuend, „soll ich vielleicht noch mehr Trödel bestaunen? Genug für heute."

Mylius würgte den Bissen, den er im Munde hatte, hinunter und sagte erbost: „Trödel? Trödel? Das Wort scheint Ihnen Spaß zu machen. Sie haben also nicht begriffen, was der Trödel ist und was dahintersteckt? Ist in dem geehrten Köpfchen zu wenig Platz also. Das geehrte Köpfchen kann nicht fassen, daß der Trödel eine ungeheure Lebensarbeit veranschaulicht und in sich schließt? Schade. Hätte das geehrte Köpfchen für klüger gehalten."

„Lassen Sie mein Köpfchen gefälligst aus dem Spiel", fuhr ihn Ulrike mißmutig an. Dann, nach einer Pause, sagte sie, es sei Maulwurfswesen. Staub sei es, Wurmfraß, Verfall, Überbleibsel, Allerweltshausrat. Daß Hunderttausende in dem Ramschmagazin steckten, wolle sie nicht leugnen, dürfe sie auch nicht bezweifeln, aber das sei, wie wenn man Goldkörner aus einem Berg graben wolle. Wer habe was von den Hunderttausenden? Er allein habe Freude davon. Doch das

sei Narrenfreude nur, denn er gönne sich ja nicht die Butter aufs Brot. Es seien auch bloß eingebildete Werte, abhängig vom Belieben der Sonderlinge und der ridikülen Laune reicher Dummköpfe. Heute Mode, morgen Moder. Eine Zufallswoge treibe den Preis empor, eine andere stürze ihn. Handel sei soviel wie Borg; man setze die Dinge gegeneinander zum Pfand. Das sei nichts Festes, nichts wobei man sagen könne: das und das hab ich, keiner kann mirs streitig machen und keiner wegnehmen, darum muß ich nicht zittern in der Nacht, nicht Diebe und Feuer fürchten, es steht da wie ein Turm. Ihr imponiere bloß das Feste; sie sei für den Turm und nicht für Ramsch. Und wenns noch zehnmal soviel Trödel wäre und hundertmal so kostbar, es könne ihr nichts bedeuten, nicht mehr als schillernde Seifenblasen, die ja auch aus trübem Wasser entstünden. Er wiege sich vielleicht in der Illusion, er schwimme in Reichtümern, aber sie wisse recht gut, daß er sich selber keinen Glauben beimesse und es in seinem Innern für eitel Blendwerk halte. Wie käme es denn sonst, daß er ein Leben führe wie ein Armenhäusler und den eigenen Sohn wegen jämmerlicher fünfzig Gulden zuschanden schlage? Er möge ihrs nicht übelnehmen, aber sie müsse reden, wie ihr der Schnabel gewachsen sei, und ihr widre nun einmal gründlich vor der Armenhäuslerluft um ihn herum. Ihr widre einerseits, andererseits daure er sie, daure sie die Frau, dauerten sie die Kinder.

Mylius entgegnete nichts. Er ging hin und her, hin und her, unablässig. Die Stimme, die da sprach, verursachte ihm eine ungewohnte Pein. Sie durchwühlte ihn; es war, als schabe sie ihm die Haut vom Leibe, aber er erinnerte sich nicht, je eine so sonderbare Lust beim Anhören einer Stimme verspürt zu haben. Sie versetzte ihn in einen Rausch von Zorn und Haß, doch Zorn und Haß mündeten in jene Lust. Er

fühlte manchmal ähnliches, wenn er unerkannt eines seiner Häuser betrat, die irgendwelchen Strohmännern zugeschrieben waren, aber in Wirklichkeit ihm gehörten, ihm vom Dach bis zum Keller, und wenn ihn niemand grüßte, niemand beachtete, während doch jeder einzelne in Devotion erstorben wäre, hätte er gewußt, wer der unscheinbare Fremdling war. Darauf eben war seine Existenz gegründet, ihr Verführerisches, ihr Gefährliches, auf das Harun-al-Raschid-Sein, das heimliche König-Sein, Fülle der Gewalt zusammengepreßt in einen unscheinbaren Kern, so daß Wirklichkeit schon beinahe Traum wurde und die Stunden des Tages sich in Zauberspiegel verwandelten, die der Welt eine armselige Lüge, ihm aber die berückende Wahrheit zeigten.

Die Stimme war ein Verdichtetes von vielen Stimmen auf dem dreieinhalb Dezennien langen Weg zum Ziele. Er hatte keiner das Ohr geliehen; er hatte es verstanden, hart und fest zu bleiben. Man konnte behaupten, sein Herz habe sich nicht geregt in dreieinhalb Jahrzehnten; seine Sinne hatten einem zugefrorenen See geglichen. Diese Stimme rief ihn anders an; er konnte nicht umhin, ihr zu lauschen. Sie verhieß etwas; sie hatte ein dunkel-ehernes Metall; und wenn es bloß wäre, daß man sie vor Erstaunen verstummen machen konnte: herrlichster Augenblick. Er ging hin und her, hin und her, lauernd, furchtsam, unschlüssig. Da sagte Ulrike: „Vergessen Sie nicht, den Schuldschein zu schreiben; daß ich eine Sicherheit haben muß, werden Sie einsehen."

Erst verzerrte sich sein Gesicht vor Ärger, dann kicherte er. Er schritt zum Geldschrank, öffnete die angelehnte schwere Stahltür, entnahm ihm ein grüngegittertes Körbchen, das mit Silbergeld angefüllt war, stellte es auf das Pult und zählte mit ungeduldig stoßenden, gehässigen Handbewegungen achtundvierzig Gulden fünfzig Kreuzer vor Ulrike hin,

immerfort boshaft kichernd, da er wußte und wünschte, daß ihr die Unterbringung so vieler Münzen lästig fallen würde.

Ulrike zählte nach, langte nach ihrem Stoffbeutel und schob seelenruhig das ganze glockentönende Geld hinein.

Nun herrschte eine Weile Schweigen. Mylius setzte sich auf seinen Drehstuhl und verschränkte die Arme. Er knirschte ein wenig mit den Zähnen und fragte plötzlich, indem er sie starr ansah, ob sie ihn für einen sehr einsamen Menschen halte. Sie besann sich und bejahte, doch in einer Art, als denke sie an etwas anderes. Ob sie eine Vermutung über den Grund dieser Einsamkeit habe? Sie runzelte die Stirn und war eine Sekunde lang über den Zweck des Verhörs im unklaren, aber nur eine Sekunde lang; eine minder scharfsinnige Person hätte durch Befremdung oder zur Schau getragene tugendhafte Frostigkeit einen kaum mehr gutzumachenden Fehler begangen. Sie entschloß sich, wieder die bescheidene, gelehrige Miene zu zeigen, und lächelte aufmerksam. Mylius sagte, seine Einsamkeit rühre her von der Furcht; Furcht vor den Menschen, Furcht vor ihrem Neid, ihrer Neugier, ihrer Habsucht, ihrer Begehrlichkeit.

Er hielt inne, um den Eindruck seiner Worte zu beobachten. Ulrike sagte nichts. Die Finger der rechten Hand spielten mit dem Korallenkettchen am Gelenk der linken. Ihre Augen waren gesenkt, das Herz klopfte heftig.

Er wisse nicht, ob sie Vertrauen verdiene, fuhr er fort; wäre er überzeugt, daß er sich auf ihre Verschwiegenheit verlassen könne, Verschwiegenheit, die unbrechbar sein müßte wie Gold, so würde er ihr etwas eröffnen, was er noch keiner Menschenseele eröffnet. Sie werde also begreifen, daß es sich um ein Vertrauen höchsten Grades handle, ein erprobtes und bewiesenes; aber obschon er sie für ein ungewöhnliches Frauenzimmer halte, ungewöhnlich durch Schicksal wie

durch Charakter, in dem Punkt habe er seine Bedenken, das mache ihn zaudern.

„Soll ich mich selber rühmen?" fragte Ulrike; „hab ich ein anderes Zeugnis als mein Gesicht und meine Augen? Und wenn ichs hätte, wärs glaubwürdiger als die? Für die Welt ist der Mensch, was er scheint, aber wer die richtige Nase hat, wird dann auch nicht enttäuscht von dem, was er ist. Ich seh mir die Leute immer besser an, als sie mich ansehn, dadurch bleibt mir ein Vorteil in der Hand. Verschwiegenheit ist zuweilen ein gutes Geschäft, zuweilen ein schlechtes. Ich kann von einem schlechten erzählen. Meine erste Stellung in Brüssel war bei einer Baronin Desmaresť; sie lebte mit ihrem Mann im Scheidungsprozeß, und es war noch ungewiß, wem die Kinder zugesprochen würden. Die Frau hatte die geringeren Aussichten, die Kinder, zwei engelschöne Geschöpfe, die der Baron über die Maßen liebte, befanden sich aber noch bei ihr. In der Angst, sie zu verlieren, faßte sie den Entschluß, sie aus dem Hause zu geben; das geschah in großer Heimlichkeit. Sie brachte sie zu ihrer alten Amme in ein Dorf bei Rouen, und ich begleitete sie auf der Reise, war also der einzige Mensch, der den Aufenthalt der Kinder kannte. Die Baronin war eine äußerst launenhafte Dame; die Trennung von den Kindern und die Angst vor dem Gerichtsbeschluß, der dann auch wirklich zu ihren Ungunsten ausfiel, verstörte ihr Gemüt, und das gute Einvernehmen zwischen mir und ihr endete eines Tages mit einem Streit, den sie vom Zaun brach und in dessen Verlauf sie mich gröblich beleidigte. Sie hatte es darauf angelegt, daß ich Knall und Fall das Haus verlassen mußte, da sie seit der Scheidung in bedrängten Umständen war und sich schämte, mir zu gestehen, daß sie mir nicht einmal mehr den Gehalt bezahlen konnte. Ich hatte keine fünf Franken im Vermögen, ein

anderer Posten wollte sich nicht finden, ich führte wochenlang ein Leben zum Gotterbarmen, und es kam vor, daß ich in Tagen nicht ein Stück Brot zu essen hatte. Also Hunger, nackter blöder Hunger. Da erschien eines Morgens der Baron Desmarest bei mir; weiß der Himmel, wie er es fertig gebracht hatte, meine Wohnung zu entdecken. Er wollte mich dazu bewegen, daß ich ihm verriet, wo die Kinder hingeschafft worden waren, nach denen er seit dem gerichtlichen Spruch unablässig, aber vergeblich, gesucht hatte. Ich weigerte mich. Die erste Unterredung war nur kurz, doch er kam wieder. Er erschöpfte sich in Bitten und Argumenten, er bot mir Geld, eine beträchtliche Summe, er versprach, meine Zukunft sicher zu stellen, er weinte und tobte vor mir, ich ließ mich auf nichts ein und sagte, das könne ich vor der Mutter nicht verantworten. Wie die Geschichte ausging, weiß ich nicht; es gelang mir ein paar Tage darauf, ein Unterkommen zu finden, und ich war nun doppelt froh, daß ich mich nicht verkauft hatte. Eher noch hätt ichs für die guten Worte tun können als für Geld; ich mochte nicht, vielleicht aus Eigensinn nicht, vielleicht aus esprit de corps nicht, denn die Männer haben fast immer Unrecht gegen die Frauen, auch wo das Recht auf ihrer Seite ist. Sie sehen also, schweigen kann ich; ich muß nur wissen, was auf dem Spiel steht."

Mylius nickte mehrmals düster versonnen. „Freilich," murmelte er, „um Bagatellen verlohnt sich kein Eid. Auch besteh ich nicht auf einem Eid. Ein Handschlag ist oft besser und bindet stärker. Was auf dem Spiel steht? Weiß nicht. Ich weiß bloß, daß mich die Last zu drücken anfängt. Das Netz wird eng; der Fäden sind zu viele. Bisweilen verlangt mich nach einem Menschen, zu dem ich sagen kann: da und da haperts, was soll geschehen? da und da hab ich

meine liebe Not, ich tue das und das, ists gut so? Der oder die Betreffende brauchte nicht zu antworten. Nötig ist, daß er hört und versteht. Haben Sie draußen im Laden die marmorne Grabstele gesehn? Es soll der römische Kaiser Septimius Severus sein, behaupten die Archäologen. Vor den postier ich mich manchmal hin und red ihn an. Frag ihn zum Beispiel, ob ich den Anbau zu dem Haus auf der Rossauerlände dazukaufen soll; ob die Sägemühle bei Mönchskirchen nicht mehr Nutzen abwerfen würde, wenn man das Stauwerk höher legte; ob es geraten ist, den Duborczinschen Wald zur Hälfte schlagen zu lassen; bricht Krieg aus, ist der ganze verloren. Wenn ich nachts aufwache, stürmen die Gedanken wie ein Rudel Wölfe auf mich ein. Der Verwalter auf dem Landskroner Gut scheint kein ehrlicher Mann zu sein; ein anderer, unter dessen Namen der Gleichenberger Meierhof gekauft worden ist, fordert Provision über die Gebühr und man muß ihm den Standpunkt klar machen; statt für fünfzehntausend Pfund englische Konsols hätte man vielleicht nur für zehntausend kaufen und für den übrigen Betrag afrikanische Minenpapiere anschaffen sollen, die jetzt soviel versprechen; der Verkauf der Petroleumaktien war übereilt, sie steigen sicher noch im Kurs; so muß man alles mit sich selber abmachen. Wen sollte man einweihen? Die Frau? die würde mit den Ohren von allen ihren Kindern hören, und bin ich nicht jetzt schon der Rabenvater, der seine Familie darben läßt, weil er kein Gefühl für sie hat? Sie selber haben mirs ja eben an den Kopf geworfen. Aber die mag ich nicht zu Mitwissern haben, die von mir zehren wollen. Was ich aufgerichtet habe, ist für künftige Zeiten aufgerichtet, es ist mein, verstehen Sie? ausschließlich mein. Da gibt es keine Blutsbande, keine väterliche Schwäche, keine sentimentalen Rücksichten, das laß ich

mir nicht wegdisputieren, sie haben zu leben, sie haben ein Dach überm Kopf, das andere ist mein. Aber nehmen wir an, ein Mensch gräbt im Dunkeln, im Innern der Erde fördert er gigantische Schätze und ist sich dessen bewußt; trotz dieses Bewußtseins kommt es wie Geistesverwirrung über ihn und er verliert den Maßstab, den Blick, er wünscht, daß ein Strahl Licht auf sein Getanes fällt, daß einer, den er achtet und der ihn nicht erkennt, die Meinung über den einsamen Wühler gründlich ändern muß und zur Einsicht kommt: der alte Mylius, aufgepaßt, ist kein Stück Dreck am Weg, das man mit dem eleganten Fußspitzchen beiseite schleudern kann; ihr täuscht euch, ein Block ist er, ein Berg ist er, ein Gebirg ist er, aufgepaßt, sonst rennt ihr euch die Schädel ein. Sehen Sie, das ist mein Fall. Neun Millionen Gulden hab ich mir errungen, errungen, so darf ichs wohl nennen; und Sie, mein liebenswürdiges Kind, halten mich für einen Bettler, dem man achtundvierzig Gulden fünfzig Kreuzer mitleidig borgen muß."

Er stieß ein meckerndes Gelächter aus, und Ulrike, die überzeugt war, daß er plötzlich verrückt geworden sei, sah ihn an und mußte gleichfalls lachen.

„Nun, was sagen Sie jetzt?" fragte er, indem er sich vor ihr aufstellte, die Arme auf die Hüften gestemmt, den Kopf zurückgeworfen.

„Ich sage, daß Sie ein bißchen übergeschnappt sind und daß Sie sich ins Bett legen und ein beruhigendes Pulver nehmen sollten", antwortete Ulrike unwillig.

„Dacht es mir", nickte Mylius grinsend. „Solche Zahl hat etwas als ob einen der Donner anrührte. Dacht es mir, daß Sie glauben würden, es sei in meinem Uhrwerk da oben nicht recht richtig. Ist auch ganz in der Ordnung so, denn für Aufschneiderei und Zungengeläufigkeit eines Möchtegern

und Gernegroß könnte das nicht mehr gelten. Liegt schon jenseits der Grenze. Würde mich an Ihrer Stelle nicht anders verhalten. Aber Gott sei Dank gibt es ja Beweise, und sogar unumstößliche Beweise. Was hätte es auch für einen Sinn gehabt zu reden, wenn ich nicht dokumentarisch belegen könnte, was Ihnen so ungeheuerlich, so hirnverbrannt scheint, meine Gute, meine Teure."

Er ließ sein unleidliches Kichern hören, ging abermals zum Geldschrank, holte aus dem oberen Fach ein umfängliches blaues Kuvert heraus und entnahm diesem einige Bogen Papier, die er mit zitternden Fingern auseinanderfaltete und Ulrike dicht vor die Augen hielt. „Was ist das?" fragte er heiser und gebieterisch; „was ist das? Ein Testament, nicht wahr? Ausgefertigt, eigenhändig unterschrieben, notariell beglaubigt und mit dem Amtssiegel versehen: wann? Am zweiten Januar dieses Jahres. Gut. Was steht hier, am Schluß der fünften Seite, das da, was als Endresultat mit roter Tinte doppelt unterstrichen ist, was steht da? Lesen Sie! Lesen Sie laut!"

Ulrike las gehorsam vor: „Gesamtstand meines Vermögens am heutigen Tage Summa Summarum: neun Millionen einhundertdreiundzwanzigtausend Gulden."

Ulrikes Gesicht wurde so weiß wie das Blatt vor ihr. Die Stimme brach und verlor sich in ein rauhes Gurgeln. Die Augen näßten sich, wie sie oft unter dem Einfluß des Grauens oder der tragischen Erschütterung feucht werden. Sie schaute Mylius leeren Blickes an, verstummt, regungslos, atemlos.

Diese Wirkung hatte Mylius erwartet, genau diese hatte er ersehnt. Seine Züge vergrößerten sich, ein fast irres Leuchten der Freude war in ihnen, etwas wie die glückliche Befriedigung eines Liebenden, der endlich Erhörung gefunden hat; er zog einen Stuhl ganze nahe zu Ulrike heran, setzte sich,

blätterte hastig in den zusammengehefteten Bogen, deutete mit dem knochigen Zeigefinger auf einzelne Stellen, und seine Stimme klang sonderbar zärtlich, während er redete. „Sie sehen, meine hochgeschätzte Dame und Freundin, wie diese nicht unbeträchtliche Ziffer zustande gekommen ist. Es gesellt sich eben eines zum andern, sachte, sachte, keiner merkts, auf einmal läufts in die Milliönchen. Schöne Milliönchen, brave Milliönchen. Hat mans in Jahren und Jahren mit Fleiß und Geduld und Wachsamkeit und Sparsamkeit und Spürsinn bis zur ersten gebracht, dann folgt die zweite, die dritte, die vierte und so weiter bald nach wie die Schäfchen dem Leithammel. Da haben Sie zunächst den Überschlag über das Ramschmagazin, wie Sie es zu betiteln beliebten; hier: Abteilung Mobilien und Liegenschaften. Eindreiviertel Millionen. Ist natürlich nur eine ungefähre Schätzung, da es sich um fließende Werte und veränderlichen Bestand handelt, doch eher zu niedrig als zu hoch gegriffen. Dann die Häuser. Drei Häuser in der Stadt, darunter das, in dem die Wohnung ist, und das, in dem wir uns befinden; zwei in der Vorstadt. Grundbücherlich auf Decknamen eingetragen, doch mittelst sicherer Verträge insgeheim auf mich überschrieben. Eine Million achtmalhunderttausend. Der galizische Wald, zehntausend Joch: zwei Millionen. Das Gut, die Meierei, das Schloß Gleichenstein, der ehemalig gräflich Weißenwolffsche Besitz, in Summa: zwei Millionen zweimalhunderttausend. Zuletzt: Wertpapiere, Renten-titres, Aktien, Promessen, Pfandbriefe, Obligationen, Schuldverschreibungen und Wechsel, in Summa: eine Million dreimalhundertdreiundsiebzigtausend. Capito, mein Fräulein Ulrike Woytich?"

Er schaute sie betroffen an, denn was ihm antwortete, war kein menschlicher Laut, sondern ein eigentümliches

Krächzen; zugleich brach aus ihren weitgeöffneten Augen eine diabolische Flamme, etwas Verheerendes, Gelbes, Jaguarhaftes, das seinen zärtlichen und wortreichen Fiebereifer plötzlich dämpfte. Noch war das unbegrenzte Erstaunen in ihren Mienen; der ungläubige Schrecken, der ihm schmeichelte; das Nichtfassenkönnen, Nichtausdenkenkönnen; die Starrheit wie bei der Erscheinung eines Phänomens, für das keine Einbildungskraft zureichte; aber alles dies sammelte sich, ohne daß sie die Regung zu beherrschen oder zu verschleiern vermochte, zu jenem maßlosen Blick aus dem innersten Innern. Sie stand auf. Sie stotterte, ihr sei nicht wohl; er möge draußen aufsperren und sie fortlassen; sie müsse an die Luft; sie könne nicht mehr zuhören, nicht mehr sprechen; sie müsse erst alles überdenken und sich zurechtfinden. Dabei warf sie den Mantel über, nahm sich nicht die Zeit, den Hut aufzusetzen, griff nach dem vom Silbergeld beschwerten Beutel und lief wie gehetzt in das vordere Gewölbe. Mylius folgte ihr aufgeregt und ängstlich verwundert, kehrte aber zurück, um auch seinen Mantel und Hut zu holen, da schrie sie wie außer sich: „Aufmachen! sofort aufmachen!" und erschrocken gehorchte er.

Nun war sie auf der Straße. Sie rannte ein paar Schritte. Dann blieb sie stehen und preßte die Hände gegen die Brust. Dann rannte sie wieder. Achtlos trat sie in Schneepfützen; das Wasser spritzte empor. Dann blieb sie abermals stehen, drückte die Schultern zusammen und flüsterte inbrünstig, drohend, überwältigt, fliegenden Atems: „Neun Millionen Gulden!"

Eine Weile starrte sie stumm die nächtlich verödete Gasse entlang, dann sagte sie mit dunkler voller Stimme: „Jetzt, Ulrike, nimm alle Kraft zusammen. Jetzt gibts Arbeit und Lohn für dich."

Indes ein wildes Lächeln ihre Lippen kräuselte, setzte sie ihren Weg fort, äußerlich ruhiger, doch erfüllt von stürmischen Gedanken und Erwägungen.

Eine halbe Stunde danach, es war zehn Uhr, läutete sie an der Wohnung des Hofrats.

Hier wird nicht geträumt

An den Gewohnheiten des Alten gemessen war es spät. Das ungestüme Ziehen der Glocke scheuchte zuerst die Smirczinska auf; sie erschien im Nachtkittel, struppig und erbost, und wollte Ulrike nicht einlassen. Der Streit artete in ein Handgemenge aus, der Lärm lockte den Hofrat herbei, gespenstisch hager stand er im grünen Schlafrock auf der Türschwelle. Ulrike drang mit Gewalt in sein Zimmer. Er maulte, doch wies er die keifende Smirczinska zur Ruhe. „Was fällt der Nachteule ein?" schrie Ulrike; „bin ich so heruntergekommen, daß ich mich von diesem wackligen Knochengerüst beleidigen lassen muß? Schaffen Sie Ordnung zwischen mir und ihr, Onkel Klemens, sonst nehm ich den erstbesten Stuhl und schlag ihn an ihrem polnischen Querkopf entzwei."

Der Hofrat maulte stärker. Er stelzte mit vorgestrecktem Hals wie ein schwarzer Storch um den Tisch herum und verschlang Luft. Sperrstunde, Bettzeit, Schlafenszeit; nichts war ihm so verhaßt wie Störung. Ein Begriff von widerwärtig einschneidender Sinnfälligkeit: Störung. Ein österreichischer Begriff, Medusenfratze des Beamten. Was Ketzerei dem religiös Gläubigen, das war ihm Störung. Das, worauf man nicht vorbereitet war; was aus dem Gleichgewicht brachte; was nicht haargenau wie gestern war, mit einem Wort das Andere, das Neue.

Er hatte die Amtsherrschermiene in den Ruhestand hinübergetragen, diesen weltenalten Ausdruck von Reskriptverfassern und Aktenbestattern, den die Menschheit kennt wie ihre Zuchthäuser und ihre Friedhöfe. Wenn er am Fenster seiner düstern Wohnung saß und trübstirnig auf die Gasse blickte, auf die steinerne Madonna in der Mauernische gegenüber, auf den Bäckerladen und die Schusterwerkstatt, auf die Hüte, Mützen, Regenschirme und stapfenden Füße der Passanten, hatte er noch immer das Gefühl, als bestehe das alles, weil er es erlaubt hatte, und als bedürfe es nur einer Urgenz oder eines Marginales, um es aus dem Fluß zu bringen. Daß er es nicht tat, hatte seinen Grund gleichsam darin, daß Störung vermieden werden mußte.

Schon unter Metternich war er im Kanzleidienst gewesen. Er hatte noch, demütig gekrümmt, das schlau und süß lächelnde Diplomatengesicht des alten Gentz gesehen. Er hatte sich unter den bestellten Wächtern befunden, als die Revolutionsraben des Jahres 30 den ehrwürdigen Bau der Monarchie umkrächzten und dank den umsichtigen Vorkehrungen unverrichteter Dinge wieder in ihre gallischen Sümpfe zurückschwirren mußten. Er hatte im Jahre 48 die höchst gefährlichen Meutereien bändigen und ersticken geholfen, und als die Studenten aufs Glacis zogen, hatte er dafür plädiert, daß man die renitente Krapüle mit Kartätschen nach Hause schicke. Denn was war es? Störung. Er war unter Alexander Bach öffentlicher Zensor gewesen, hatte dabei täglich vor Augen gehabt, wessen die zuchtlosen Geister sich erfrechen, wenn man sie über Papier und Druckerschwärze unbehindert schalten läßt, und dem Literaten- und Zeitungsschmiererpack den Nerv abzuschneiden, war ihm Wonne gewesen.

Es gab nur einen einzigen Menschen in der Welt, der sich rühmen durfte, einen gewissen Einfluß auf ihn erlangt zu

haben: Ulrike. Wodurch es gekommen war, wußte er nicht zu sagen, oder er hatte es vergessen; auch gestand er sichs nicht ein. Wenn er bloß ihre Schritte hörte, wurde ihm unbehaglich zumute, und am liebsten hätte er sich versteckt. Unter ihrem heftigen und durchbohrenden Blick befiel ihn eine Schwäche, deren er nicht Herr zu werden vermochte; ihr Auftreten, ihre Sprache, ihre boshaften Anspielungen, ihre unbekümmerte, ja unverschämte Kritik erregten seinen stummen, aber wirkungslosen Grimm. In ruhiger Gelassenheit hätte er seine Tage hinbringen können, wäre sie nicht gewesen; auch wenn sie fern war, erbitterte ihn der Gedanke an sie, an ihr respektloses Einbrechen in seine Existenz, an die Möglichkeit ihres plötzlichen Auftauchens, an die Störung, die sie in seinen Lebensabend gebracht hatte.

„Was ist nun wieder los?" knurrte er sie an, als sie mit ihrer frech-gefälligen Fratze, wie er es im stillen nannte, vor ihm saß; „überfällt man einen alten Menschen bei nachtschlafender Zeit? Wozu treibst du dich noch in Wien herum? Befreie mich endlich von deinen lästigen Scherereien und Quertreibereien; mach daß du mir aus den Augen kommst; du hast um vier Wochen Frist gebeten, die sind um, die Mansarde wird am Ersten vermietet."

„Ich brauche Ihre Mansarde nicht, Onkel, ich werde mich wo anders einquartieren", antwortete Ulrike gleichmütig.

„Wo anders? Was soll das heißen? Willst am Ende hier bleiben? nicht nach Paris gehn?"

Sie nickte freundlich.

„Daraus wird nichts," brauste er auf, „du mußt fort, schnür dein Bündel und schau, daß du fortkommst."

„Echauffieren Sie sich nicht, ich bleibe hier," erwiderte Ulrike kühl; „in Ihrer Nähe, Onkel, unter Ihrem Schutz. Die Familie Mylius wird mich höchstwahrscheinlich bei sich

aufnehmen. Sie wissen ja von meiner Beziehung zu den Leuten, ich hab Ihnen ja davon erzählt. Inzwischen hat sich mancherlei ereignet, und besonders was heute passiert ist, möcht ich Ihnen nicht vorenthalten, in Ihrem eigenen Interesse nicht." Auf einmal lachte sie vor sich hin, ergriff den mit Silbergeld gefüllten Beutel und schleuderte ihn mit ganzer Kraft gegen die Tür. Draußen ertönte ein unterdrückter Schrei.

Der Hofrat fuhr zusammen. Er wollte zornig werden, aber der klirrende Klang des Wurfgeschosses machte ihn betroffen. „Es scheint, du hast da einen Beutel voller Geld", sagte er und sein pergamentgelbes Gesicht zeigte Argwohn und Erstaunen.

Ulrike hob den Beutel auf, schüttete die achtundvierzig Silbergulden auf den Tisch, ordnete sie in zwei Reihen, zog die Dose mit dem Smaragd hervor, die sich ebenfalls in dem Beutel befand, und legte sie an die Spitze der Kolonne. „Wie hoch schätzen Sie das Döschen, Onkel?" fragte sie; „Sie verstehen sich doch auf dergleichen."

Der Hofrat nahm die Dose, betrachtete sie von allen Seiten, öffnete sie, roch hinein, wog sie, faltete die Stirn und entgegnete: „Zwei- bis dreihundert mag sie wert sein; zweihundert gut und gern. Woher hast du sie? Vom alten Mylius etwa? Hast vielleicht ein Techtelmechtel mit dem alten Mylius? Wär gar nicht so dumm. Wär wirklich gar nicht so dumm." Er lachte das lautlose Lachen, bei dem sich die Muskeln des Unterkiefers schmerzhaft verzerrten.

„Können Sie dreißigtausend Gulden flüssig machen, Onkel?" fragte Ulrike, die rüde Anzüglichkeit nicht beachtend; „haben Sie Lust, zehn Prozent dafür einzustreichen, also dreitausend glatt zu verdienen, ohne den Finger zu rühren?"

Der Hofrat riß die Augen auf. „Ich? Dreißigtausend Gulden? Ich? Mich dünkt, meine liebe Nichte, du bist schwachsinnig geworden. Dreißigtausend Gulden! Ich!"

„Hören Sie mir zu, bevor Sie mich anblasen," sagte Ulrike stirnrunzelnd; „es sind meine verwandtschaftlichen Gefühle, die mich veranlassen, Ihnen als erstem das Geschäft vorzuschlagen; wo ein so sicherer Gewinn in Aussicht steht, sind ich Geldgeber soviel ich will."

„Was hat sie da wieder ausgeheckt, heilige Mutter Gottes", brummelte der Hofrat verstört.

„Hören Sie zu." Flüsternd begann sie zu berichten. Sie beugte sich hüben über den Tisch, der Hofrat beugte sich drüben über den Tisch. Die Hängelampe beschien den braunen Scheitel und den eisgrauen. Bisweilen knackte ein Möbel, bisweilen rieselte Kalk hinter der schlottrigen Tapete. Es war eine lange Erzählung. Der Hofrat lauschte mit steinernen Mienen und erloschenen Augen, doch bei der Gipfelung mit dem Testament und den neun Millionen am Schluß sprang er vom Sessel empor. Er drehte sich ein paarmal um seine Achse, was einen schauerlich-komischen Anblick bot, denn der grüne Schlafrock umflatterte ihn dabei und die Pantoffeln klappten wie bei einem Geistertanz. Er stieß unartikulierte Laute aus und brachte endlich die Worte hervor: „Entweder lügt sie wie der Satan, oder das ist die tollste Geschichte, die man je vernommen hat, seit die Welt erschaffen ist."

„Daß Sie mich wieder verdächtigen, tut mir nicht weh und ich trags Ihnen nicht nach," sagte Ulrike; „toll ist die Geschichte ohne allen Zweifel. Fazit: die Frau wird von mir erfahren, wie es steht. Sie wird sich keinen Augenblick besinnen, ihr Leben den Verhältnissen entsprechend einzurichten, schon wegen der Kinder. Der Alte findet sich vor einer vollzogenen Tatsache, und ich stell ihm eine Falle, eine richtige Fuchsfalle, aus der es kein Entkommen gibt. Er wird sich entschließen müssen, seine Schatzkammer aufzusperren, aber bis dahin brauchen wir Geld, viel Geld."

Der Hofrat starrte stumm. Von solchen Vermögen war ihm kaum eine sagenhafte Kunde geworden. Es war das Unwahrscheinliche und das Unbegreifliche. Er wußte von Rothschild; aber Rothschild war eben Sage, etwas sehr Fernes, teuflisch Großartiges und letzten Endes Unglaubhaftes. Die reichsten Leute, die er kennen gelernt, verfügten höchstens über eine Viertelmillion. Zu seiner Zeit war man mit einer Viertelmillion ein bestaunter Krösus gewesen. Die Zahl, die Ulrike genannt hatte, verursachte ihm Schwindel. Er schaute das junge Mädchen immerfort an, mit einem strengen und bösen Blick, und erwartete, daß sie unversehens in ihr herausforderndes Gelächter ausbrechen würde. Es wäre ihm beinahe lieb gewesen. Als es nicht geschah, fing er an, leise und seltsam zu stöhnen. Er habe kein Geld, sagte er; wie sie auf den frevlerisch unnatürlichen Gedanken gerate, daß er soviel Geld habe, er mit seinen dreitausend Gulden Pension und den Zulagen, die nicht der Rede wert seien. Schändlich, daß sie ihm mit solchem Ansinnen komme, schändlich, seinen Frieden mit so frivolen Hirngeburten zu stören.

Ulrike stand auf, wie um zu gehen, und antwortete schnöde, er möge sein Geld ihretwegen in den Rauchfang hängen. Da fuchtelte er mit den Armen, schritt um den Tisch herum und verlangte mit drohender Stimme, daß sie schwöre. Sie solle schwören, es sei die reine Wahrheit, die sie berichtet, schwören, sie habe das Testament und die genannte Zahl mit eigenen Augen gesehen. Ulrike erhob die Hand zum Schwur. „Halt!" rief er, „halt! schwöre bei der Seele deiner Mutter, schwöre Silbe für Silbe, was ich dir vorsage." Er sagte ihr den Schwur vor und sie sprach ihn nach, indem sie auf die Zimmerdecke schaute, als betrachte sie eine Fliege. Trotz dieses Schwurs verfiel der Hofrat wieder in sein seltsames Stöhnen: er habe das Geld nicht; wo solle er dreißigtausend

Gulden hernehmen? wo um Christi willen, das möge sie ihm sagen.

Aber Ulrike schien weiteren Erörterungen abgeneigt; sie wünschte dem Greis mit einem kleinen Knix gute Nacht und verließ schnell die Stube. Ihr genügte sein verzweifeltes Schnappen nach der Angel; sie wußte, daß sie den aufgeregt zappelnden Fisch fangen würde. Geld; Herenwort; es brauchte nur ausgesprochen zu werden, und die armen Menschlein wurden rabiat, die Unerbittlichsten, die Prinzipienfestesten. Kein Charakter war so umpanzert, daß er gegen die giftig-süße Trunkenheit gefeit war. Verächtliche Welt; leicht durchschaubare.

Kaum hatte sie sich in der kalten und zugigen Dachkammer entkleidet, als sie vorsichtiges Pantoffelschlurfen auf der steinernen Stiege vernahm. Sie lauschte, lachte in sich hinein, schlüpfte eidechsenflink ins Bett und zog die Wolldecke bis ans Kinn. Der Hofrat schlich an ihre Tür. Er hüstelte, krabbelte ein wenig mit den Fingern, dann wisperte er ihren Namen. „Wer da?" fragte sie grob. Er näherte den Mund der Türfuge und sagte, dreißigtausend könne er nicht aufbringen, beim besten Willen nicht; wenn er alles zusammenscharre, was er besitze, kämen zwölftausend heraus; zwölftausend könne er gegen einwandfreie Sicherstellung geben, das genüge ja für den Anfang, später werde man sehen. Ulrike antwortete, es sei zu wenig, und blies die Kerze aus. Sie solle sichs noch einmal überlegen, krächzte er. Da entgegnete sie höhnisch, sie wisse ein einfaches Mittel für ihn, sich Geld zu verschaffen; er möge die Guarnerigeige verpfänden; eins zum andern, das reiche dann. Er stieß einen leisen Fluch aus, und die Schritte schlurften wieder treppabwärts.

Ulrike hatte ihre guten Gründe, den Hofrat als Darlehensgeber zu gewinnen. Vor allem erwog sie dabei sein

hohes Alter; starb er, fiel das Geld an sie und ihre Geschwister. Ferner mangelte es ihr an Beziehungen zu den Kreisen, die sich mit derlei Geschäften befaßten; fand sie auch den Weg zu ihnen, so war zu befürchten, daß unangebrachter Eifer und beflissene Recherchen ihre Absichten durchkreuzten.

Als sie am andern Morgen hinunterkam, eröffnete ihr die Smirczinska anklagend, der Hofrat sei krank und liege im Bett. „Was fehlt Ihnen, Onkel?" erkundigte sie sich, an das altmodische Bett tretend, das in einem tiefen Alkoven stand, mit einem Himmel aus verschossener blaßgelber Seide.

Er schwieg böse. In der Nacht gegen vier Uhr war er aufgewacht, und sogleich hatte es begonnen, das Grauenhafte. Von Zeit zu Zeit überfiel ihn die Angst vor dem Tod wie purpurner, klebriger Wahnsinn. So schlimm wie heute war es nie gewesen. Der Tod war in seiner widerlichsten Gestalt erschienen, laut brüllend. Je mehr die Dämmerung heranrückte, je deutlicher sah er ihn: einen nackten, haarigen, fettglänzenden, zähnefletschenden Unhold.

Was willst du von mir? keuchte der Hofrat; da sind andere; da ist der Mylius mit seinen neun Millionen, ein nahrhafter Bissen; was bin dagegen ich? Der Unhold turnte auf den unteren Bettrand und feixte. Seine proletarischen Manieren regten dem Hofrat die Galle auf. Warum darf das sein? haderte der Hofrat, warum ist das gestattet? neun Millionen! Ihn läßt du ungeschoren im Genuß seiner Millionen und mich molestierst du, mich, der keinen Tag von seinem Leben entbehren kann? Der Unhold schüttelte sich vor Schadenfreude. Von Wut und störrischer Bangigkeit erfüllt, begann der Hofrat zu betteln: wenn du mich noch ein paar Jährchen in Ruhe läßt, verschaff ich dir den Mylius; ich und die Ulrike, wir bringen ihn zur Strecke, es soll dein Schade nicht sein, ich bezahle dich mit gemünztem Gold dafür; auch mußt du mir

gehorchen; ich bin die Obrigkeit, bin kaiserlicher Beamter; so lang ich in Amt und Würden saß, war ich stets dein heimlicher Parteigänger; wirst dich noch erinnern, daß ich dir zu mancher unerwarteten Zubuße verholfen habe. Dies schien dem Burschen einzuleuchten; er glotzte eine Weile und verflüchtigte sich in den bleigrauen Februarmorgen.

Da sah der Hofrat, daß er stärker war als der Tod, aber der überstandene Schrecken fesselte ihn noch ans Bett. Er heftete den wasserfahlen Blick auf Ulrike, und er bewunderte, beneidete dieses Stück saftstrotzender, rücksichtsloser Jugend; er fürchtete sich vor ihr und beneidete sie um den frischen Atem, das klare Auge, die junge Stimme; mit fröstelndem Verlangen tastete er in sein abgewelktes Leben hinaus. Er habe alles noch einmal bedacht, fing er an; er traue der Sache doch nicht; es sei doch zu riskant; ob sie sich an den Namen des Notars erinnere, der das Testament beglaubigt. Ulrike bejahte; sie habe sich den Namen sofort eingeprägt; der Notar Helmbauer am Tiefen Graben sei es; bei dem sich zu erkundigen, sei aber nicht nur zwecklos, da er das Amtsgeheimnis zu wahren habe, sondern auch schädlich, da er Argwohn schöpfen und gegen Mylius plaudern könne; überdies habe sie ja geschworen, ob das für nichts gelte? Larifari, polterte der Hofrat, es hätten schon größere Herrschaften falsch geschworen. Helmbauer, fuhr er fort und legte den Finger an die Nase, den Mann müsse er kennen, freilich kenne er ihn, den Notar Helmbauer am Tiefen Graben, seit vierzig Jahren kenne er den; er werde ganz einfach hingehen und den Mann kollegial interpellieren; so und so; einer von seinen Freunden sei im Begriff, sich mit einem sicheren Mylius, Antiquitätenhändler in der Himmelpfortgasse, auf eine weitläufige Transaktion einzulassen, und er möchte Auskunft haben, ob besagter Mylius für hunderttausend Gulden gut sei.

Hiermit war Ulrike einverstanden. Auf einmal war der Alte wieder gesund. Er machte in Eile Toilette und trat in seinem bis an die Schienbeine reichenden Gehrock, der ihm das Aussehen einer von der Witterung geschwärzten Telegraphenstange verlieh, den Gang zum Notar an.

Ulrike ging ruhlos durch die drei Zimmer, unablässig spähend. Nur ein einziges Mal, vor sechs Jahren, als sie aus der Heimat gekommen, war es ihr gelungen, allein in der Wohnung zu bleiben. Auch damals hatte sie gespäht, gesucht, in alle Winkel geschaut, die Tapeten beklopft, die Schubladen geöffnet; umsonst. So war auch heute ihr Suchen umsonst.

Sehr befriedigt kehrte der Hofrat zurück. Die Kriegslist hatte Erfolg gehabt. Der Notar hatte ihn erkannt und respektvoll bekomplimentiert. Auf seine Frage hatte er gelacht und ihm, den Mund an seinem Ohr, zugeflüstert: „Gut für das Vielfache, Herr Hofrat; bitte mich nicht bloßzustellen, es geschieht aus alter Freundschaft, daß ich Ihnen Auskunft gebe und unter strengster Diskretion; gut für das Vielfache, unter uns gesagt."

Noch immer blieben Bedenken. Jedes Für und Wider wurde bis in die letzten Verästelungen pedantisch zerpflückt. Gewinnsucht und Verlustangst hielten einander die Wage. Am längsten dauerte der Streit über die Höhe der Summe. Mit weniger als zwanzigtausend Gulden wollte sich Ulrike nicht begnügen. Am dritten Abend gab der Hofrat endlich nach, ächzend und Verwünschungen ausstoßend, als sei er bereits um das Geld betrogen. Seine Bedingungen waren, daß zuvor eine Zusammenkunft mit Frau Christine Mylius in deren Wohnung stattfinden und sie den Schuldschein in seiner Gegenwart unterschreiben müsse; ferner, daß die Zinsen bei Auszahlung des Kapitals abzuziehen seien.

Als man soweit war, erschien laut aufheulend die Smirczinska. Aus Vermutungen und erlauschten Brocken hatte sie sich eine ziemlich richtige Vorstellung von dem, was im Werke war, gebildet. Sie stürzte dem Hofrat zu Füßen und beschwor ihn winselnd, von dem verderblichen Vorhaben abzulassen. Angewidert von dem Melodram, bedeutete ihr Ulrike, wenn sie nicht augenblicks verschwinde, werde sie ihr erhitztes Geblüt mit einem Eimer Wasser abkühlen.

Der Hofrat schien gerührt. Er sagte jesuitisch salbungsvoll: „Laß das gute Kind. Sie hat ihre Ahnungen. Sie hat mir immer ganz zutreffend prophezeit, wenn mir ein Unglück bevorstand. Als ich im Jahre fünfundsechzig mit dem Statthaltereirat Gayling von Altheim, Gott hab ihn selig, nach Perchtoldsdorf fahren wollte, hat sie mich im letzten Moment zurückgehalten. Und was geschah? Der Statthaltereirat wurde im Wagen am hellichten Tag vom Schlage getroffen. Wie leicht hätte es sein können, daß er mich erwischt hätte, der Schlag, wie leicht! Du siehst also, liebe Nichte, die Person ist wegen ihrer Apprehensionen zu schätzen."

„Das seh ich freilich," antwortete Ulrike mit trockenem Ärger; „den Statthaltereirat Gayling von Altheim wird derselbe Teufel geholt haben, der hoffentlich Ihre Smirczinska samt den Apprehensionen auch bald holen wird. Und mich vielleicht dazu", schloß sie lachend, als sie die fromm entrüstete und entsetzte Miene der Smirczinska gewahrte.

Ein schütteres Grinsen zuckte über das Gesicht des Hofrats. Er gönnte der Smirczinska den Hieb. Sie war ihm lästig, wie ihm seit jeher alle Menschen lästig waren, die er gezwungen war, täglich zu sehen. Er hatte sie im Verdacht der Erbschleicherei und haßte sie insgeheim. Er sagte grämlich: „Hackt euch einander die Augen aus, wenns euch freut, aber ich will nichts wissen davon. Nur Leute, die weder Glauben

noch Religion besitzen, tragen fortwährend ihre Händel vor die Ohren anderer Menschen."

Die Smirczinska ging händeringend hinaus. Wenn er mit der Religion anfing, verlor sie die Fassung. Der Hofrat schaute Ulrike streng an, streckte die rechte Hand flach über den Tisch und sagte: „Es sei also. Es ist entschieden. Die Sache wird gemacht."

„Gut," erwiderte Ulrike, „Sie müssen nur warten, bis ich Ihnen Nachricht gebe, daß alles soweit ist. Es kann noch ein paar Tage dauern."

Der Hofrat nahm ein Stück Papier und einen Bleistift, murmelte vor sich hin, schrieb Zahlen auf, rechnete und vertiefte sich so in diese Beschäftigung, daß er Ulrikes Gegenwart völlig vergaß. Nach einer Weile erhob er sich, zog unter der geblümten Weste ein an einer Nickelkette befestigtes Schlüsselchen hervor und begab sich in das dritte Zimmer, in dem sich in zwei Glasschränken die Sammlung seiner Stöcke und Uhren befand. Aber es mußte noch etwas anderes darin sein; wahrscheinlich der Geldaufbewahrungsort, nach seinem sonderbaren Wesen zu schließen; da er weder einer Bank noch einer Sparkasse traute, hatte er sicher den größten Teil seines Barbesitzes im Hause. Und vielleicht war dort auch das langgesuchte Versteck; Ulrike lief es heiß über den Rücken. Er schien ungewöhnlich zerstreut; er ließ die Tür offen und Ulrike, die sich schattenstill machte, sah, daß er in die Ecke schritt und den goldgerahmten Wandspiegel von seinem Platz rückte. Der Spiegel bewegte sich wie eine Schranktür in Scharnieren. Da jauchzte es in Ulrike, aber als der Hofrat erschrocken innehielt, sich ihrer entsann, zurückkehrte und die Tür schloß, nicht ohne einen mißtrauischen Blick auf sie zu werfen, schaute sie unschuldig gegen das Fenster.

Ehe sie schlafen ging, steckte sie den Schlüssel zur Flurtür zu sich. Und in der Nacht, es war ungefähr zwei Uhr, kam sie in bloßen Strümpfen herunter, sperrte leise auf, schritt auf Zehen über den Gang, öffnete leise die Stubentür und horchte lange. Das den Fenstern gegenüberliegende Dach war von friedlich schimmerndem Mondlicht übergossen. Sie ließ sich lautlos auf dem Sofa nieder und wartete, bis sie die Atemzüge des Greises durch die halboffene Tür seines Schlafzimmers als die eines Schlummernden unterscheiden konnte. Dann erhob sie sich und ging hinein. Auf dem Nachttisch im Alkoven brannte ein Öllämpchen, dessen Schein ihr half, die Kleider des Alten, die über die Stuhllehne gebreitet waren, nach dem Schlüsselchen abzusuchen. Als sie es fand und samt der Kette loslöste, zitterten ihr die Hände bei der Bemühung, ein Klirren zu vermeiden, und sie blickte scheu auf den Schläfer. Er lag auf dem Rücken; das Gesicht war zitronengelb, die Unterlippe hing in welthassender Schlaffheit herab.

Nun schlich sie unhörbar zurück, doch um ins dritte Zimmer zu gelangen, mußte sie die Tür aufklinken, und dies erforderte größte Vorsicht. Sie wußte, daß der Schlaf des Alten wie ein dünnes Membran war, das beim geringsten Geräusch zerriß. Endlich stand sie vor dem Spiegel. Der Widerschein des Mondlichts vom Dach drüben gab genügend Helligkeit, auch hatte sie Augen, die im Dunkeln an Sehschärfe zunahmen. Sie gewahrte sogar ihr Gesicht im Spiegel, und es erschien ihr so unbekannt, daß sie beinahe zurückgebebt wäre.

Der Spiegel wurde beweglich, wenn man einen Metallhebel unten verschob. Dies entdeckte sie schnell. Die Tapete dahinter zeigte ein längliches Viereck, etwa fünfzig Zentimeter hoch und dreißig breit. Sie sperrte auf. In der Tiefe

des eingemauerten Schrankes, den sie mit dem ganzen Arm durchsuchte, lag in einem Lederfutteral die Geige. Sie zog sie heraus, streifte die Hülle ab und hielt das Instrument in Händen.

Sie hielt und betrachtete es lange. Es fühlte sich eigentümlich warm an, eigentümlich zart und glatt wie ein winziger Menschenleib. Es war als vibriere das Holz unter ihren Fingern und als seien die beiden symmetrischen Öffnungen neben dem Steg zwei erloschene Augen. Da fühlte sie eine fremde, unendlich düstere und schwere Bewegung in ihrer Brust. Sie, die von keinem Menschenleid und Schicksalshauch wahrhaft angerührt wurde, die mit Kälte und Gebundenheit zielentschlossen durch die Welt der Kreaturen schritt und sich gewöhnt hatte, deren Not und Qual nur rechnend in sich aufzunehmen, bedurfte der größten Selbstbeherrschung, um beim Anblick der Geige nicht in Tränen auszubrechen und zu weinen wie ein Kind. Es war eine fremdartige und wohl auch unerforschliche Gewalt, die da wirkte; sie empfand es wie Abschied; Abschied von Erinnerungen, von einem Land der Seele, an dem auch sie einst teilgehabt, und das nun versank für immer. Jeder Mensch steht einmal vor seinem inneren Kreuzweg, an dem er sich unwiderruflich entscheiden muß.

Sie verharrte mit tiefgesenktem Haupt. Eine Versuchung kam über sie und verstärkte sich zu leidenschaftlichem Wunsch: sie wollte den Ton der Geige hören, einen einzigen Ton bloß. Und so zupfte sie an der G-Saite. Ein feiner klagender, ungemein melodischer und rasch verhallender Klang antwortete. Sie lächelte und lauschte entzückt.

Im selben Augenblick legte sich eine schwere Hand auf ihre Schulter, und ein unheimlich gluckfendes Geräusch war hinter ihr. Sie drehte sich um. In seinem grünen Schlafrock

stand der Hofrat da. Er sprach kein Wort. Er schaute sie an. Seine Augen schienen bodenlos.

„Sie werden sich erkälten, Onkel Klemens", sagte Ulrike.

Wieder das Glucksen wie aus einem Flaschenhals, halb Gelächter, halb böses Erstaunen. Er nahm ihr die Geige sanft aus den Händen; er stülpte das Futteral umständlich über das Instrument; er legte es wieder in den Mauerschrank, schloß die Türattrappe, drehte den Schlüssel um und sagte hastig, mit hohler Stimme, über die Achsel: „Kannst nicht warten? Bist ungeduldig? Dauerts dir zu lang, bis deine Zeit da ist? Geh fort. Es soll nichts gewesen sein. Ich wills vergessen. Ich will nichts gesehen haben. Es soll eine Nachtwandlerei gewesen sein. Wir wollens geträumt haben."

Ulrike warf den Kopf zurück, deutete mit dem Zeigefinger auf ihre Brust und erwiderte hart: „Machen Sie sich nichts vor, Onkel Klemens, hier wird nicht geträumt." Dann ging sie.

Der Hofrat stelzte hager in seinen Alkoven zurück und, indem er unter die Bettdecke kroch, ächzte er: „Aufpassen muß man, immerfort aufpassen muß man . . ."

Hofrat Woytich begibt sich in das Haus Mylius

In den drei Tagen, die Ulrike ihren Freunden fern geblieben war, hatte man zweimal bei ihr nachfragen lassen, ob sie krank sei. Am letzten Tag hatte sich auffallenderweise auch Herr Mylius durch den blaubebrillten Herrn Schmidt erkundigt. Ulrike sah, daß sie eine wichtige Person geworden

war, und verstattete sich um so mehr Muße. Jetzt durfte nichts überstürzt werden.

Um die Stimmung vorzubereiten und den Boden zu ebnen, hatte sie sich entschlossen, zuerst die älteren Schwestern und Lothar einzuweihen. In allgemeinen Umrissen bloß. Völlige Aufklärung, soweit sie nicht durch die Ereignisse herbeigeführt wurde, konnte später erfolgen. Einstweilen hatten sie nur die für den Feldzug erforderliche Rückendeckung zu bilden.

Josephe war auszuschließen, das stand fest. Auf Josephe war kein Verlaß. Man hatte Eingriffe von ihr zu fürchten, die das Unternehmen gefährden konnten. Man mußte vor ihrer Gewissenhaftigkeit auf der Hut sein. Am besten war es, sie wurde im Lauf der Entwicklung von Christine belehrt, natürlich erst, wenn Christine endgültig gewonnen war und die Gewalt der Tatsachen ihr keine Umkehr mehr erlaubte.

Am Sonntag vormittag bestellte sie Esther, Aimée und Lothar in den Burggarten. Da es schönes Wetter war, nahmen sie selbviert auf einer abgelegenen Bank Platz, und die Geschwister, durch das mit Absicht geheimnisvolle Wesen Ulrikes erregt, warteten, was da kommen würde. Ulrike saß zwischen beiden Mädchen, hielt in jeder Hand eine ihrer Hände, und die Augen hielten Lothar.

Sie sagte, daß sie sich nicht wundern sollten, wenn sich jetzt die Umstände für sie bedeutend veränderten; durch einen langgehegten Verdacht geleitet, habe sie die Entdeckung gemacht, daß die Vermögensverhältnisse ihres Vaters den bürgerlichen Durchschnitt weit unter sich ließen und es ihnen daher ermöglicht werde, das Leben von nun ab in ganz anderer Form zu führen, freier, sorgloser und glücklicher. Der traurigen Kleineleut-Engigkeit enthoben, dürften sie an die Befriedigung ihrer Herzenswünsche denken, und was gestern noch ein unerfüllbarer Traum gewesen, könne morgen oder

übermorgen schon Wirklichkeit sein. Mehr könne sie ihnen zur Stunde nicht verraten, und auch für dies müsse sie strenge Verschwiegenheit verlangen; ein vorschnelles Wort, und alles sei zunichte. Schritt um Schritt nur, mit äußerster Vorsicht, könne sie, niemand auf der Welt als sie, das Große für sie alle erreichen und sie rechne auch, wie der verantwortliche Leiter einer schwierigen Expedition, auf ihren Gehorsam.

Die drei hörten mit leuchtenden Augen zu, aber Ulrikes Eröffnung war zu unbestimmt, als daß sie sich ein Bild hätten machen können. Es war ein wenig zu märchenhaft. Ulrike wollte sie auch im Unbestimmten lassen. Es genügte die Erwartung und die Fügsamkeit. Was sie forderte, wurde versprochen und mit Handschlag bekräftigt. Sie trug ihnen auf, der Mutter zu sagen, daß sie gegen drei Uhr zu einer Unterredung käme, die wahrscheinlich lang dauern würde, sie solle sich also nichts anderes vornehmen. Auch diese feierliche Ankündigung geschah mit Absicht. Zudem war ihr bekannt, wie Mylius den Sonntagnachmittag zu verbringen pflegte; um drei unternahm er einen zweistündigen Spaziergang, und von fünf bis sieben saß er in seinem Kaffeehaus. Sonach hatte man Spielraum und war ungestört.

„Wo haben Sie denn die ganze Zeit gesteckt, liebste Ulrike?" rief ihr Christine zu, als sie ins Schlafzimmer trat.

„Sind wir hier sicher?" fragte Ulrike. Sie verriegelte beide Türen und ging dann, ohne Hut und Mantel abzulegen, die Hände im Muff, dessen Pelzhaare Spuren von Mottenfraß aufwiesen, mit Schritten wie ein Mann auf und ab. Sie hatte Lampenfieber. Endlich warf sie Muff, Hut und Mantel auf einen Sessel, setzte sich Christine gegenüber und begann mit dunkelgurrender Stimme, die starken und wichtigen Momente scharf hervorhebend, wortgetreu zu erzählen, was zwischen ihr und Mylius vorgegangen war.

Aus Christines Gesicht wich langsam alle Farbe. Sie saß am Fenster und rührte sich nicht. Die hübschen kleinen Hände hielten die Stuhllehne umkrampft. Mit runden Augen, in denen sich Entsetzen, Unglauben, kindliches Staunen spiegelte, lauschte sie. Als Ulrike fertig war, brach sie plötzlich in anhaltendes Schluchzen aus. Sie preßte die Hände vors Gesicht und bemühte sich, draußen nicht gehört zu werden.

Ulrike ließ sie eine Weile weinen. „Schön," sagte sie dann, „genug damit. Das haben wir hinter uns. Das verschluckte Elend hat sich Luft verschafft. Jetzt beginnt eine neue Zeit. Nach Regen kommt Sonnenschein. Schluß mit den Tränen."

Sie erhob sich und indes sie wieder durch das Zimmer marschierte, fuhr sie fort: „Man hat nun den wünschenswertesten Einblick. Man ist beispiellos betrogen worden. Betrogen um alles, was das Leben an Annehmlichkeiten und Erleichterungen bietet; betrogen um den tröstlichen Blick in die Zukunft, um tausend und aber tausend geringe Freuden, die harmlos sind, aber die Seele jung erhalten und den Geist kräftig. Betrogen um Freundschaft mit Menschen, um unbefangene Geselligkeit, um Geben und Schenken und Beschenktwerden und Heiterkeit und Lachen und Licht und Wärme. Man war ein geschundenes und geduldetes Lasttier, wegen jeder schäbigen Differenz im Wirtschaftsbuch verdächtigt, mußte seine bessere Erziehung und Abstammung verleugnen, mußte bittstellig werden, wenn ein Kind erkrankte, ob man auch den Doktor rufen dürfe, hat sich und den Seinen jeden billigen Wunsch versagt, weil man doch geglaubt hat, daß es auf den Kreuzer ankam, und ist unter der häuslichen Plackerei vor der Zeit zusammengebrochen und gealtert. So liegen die Dinge, und das ist ja schließlich zum Weinen. Ein Mann, der seine Frau mit andern Frauen hintergeht,

handelt vielleicht schuftig; ich sage vielleicht, weil man nicht wissen kann, ob die Frau nicht auch ihr Teil Schuld trägt oder ob sie nicht am Ende froh ist, Ruhe vor ihm zu haben. Jedenfalls ist es ein Schmerz, den man verwindet, und ein Verbrechen, das man verzeihen kann. Was aber Ihnen dieser Mann angetan hat, dafür gibt es meiner Ansicht nach kein Verzeihen und kein Vergessen, denn es ist eine Summe von kleinen Erniedrigungen, von kleinen hämischen bösartigen fortgesetzten Quälereien, die überflüssig waren; und nur ein ausgemachter Teufel kann Menschen überflüssig quälen. Und warum überflüssig? Weil ein Tausendstel, ein Zehntausendstel seines erhamsterten Reichtums genügt hätte, Ihnen die jämmerlichen täglichen Nadelstiche zu ersparen und das Gefühl dazu, ausgenutzt worden zu sein bis aufs Knochenmark und mit fünfzig Jahren und vier Kindern dazustehen wie eine arme, geplünderte Närrin."

Christine hatte sich wieder gefaßt und sah regungslos in die Luft. „Schreckliche Worte, die Sie da sprechen, Ulrike," sagte sie, „und wie ich fürchten muß, wenn alles sich so verhält, wie Sie es schildern, leider auch wahre. Es dämmert mir nun manches, aber so Ungeheuerliches zu glauben fällt mir natürlich schwer. Man entschließt sich ungern, das ganze gelebte Leben wie einen schmutzigen Fetzen hinter sich zerstampft zu sehen. Die Augen wollen nicht. Daß ich an der Treue Ihres Berichts nicht zweifle, brauch ich nicht zu versichern, aber der Tatbestand selbst ist so unfaßlich, daß meine Vernunft sich weigert, ihn aufzunehmen."

„Das ist es ja eben!" rief Ulrike und hob verzweifelt die Arme; „man kann es nicht fassen, man kann es nicht glauben. Ich hatte eigentlich vorgehabt, nicht mehr ins Haus zu kommen, sondern abzureisen, Ihnen ein Briefchen zu schreiben und zu verschwinden. Denn, was sich hier abspielt, noch

länger mitansehen, das konnt ich nicht, und die Familie sozusagen in zwei feindliche Parteien spalten, das wollt ich nicht. Drei Nächte hab ich schlaflos zugebracht. Für eine Stimme, die mich warnte, mir die Finger nicht zu verbrennen, waren zehn, die mich an meine Pflicht mahnten. Durft ich Sie denn im Stich lassen? Ich sah Ihr liebes süßes versorgtes Gesicht vor mir, und die Mädchen erschienen jedes einzeln, und der Bub, der mir wie ein Bruder geworden ist; da wars entschieden, und ich sagte zu mir: Ulrike, keine blümeranten Ausreden, begib dich auf den Platz, wo dich dein Herz hinweist. Und da bin ich."

Christine streckte ihr schweigend die Hand hin. „Wie ist es zu verstehen?" grübelte sie halblaut: „wie soll man es erklären und zurechtdenken?"

Ulrike ließ sich zutraulich auf den Schemel neben ihr nieder, ergriff ihre Hand, und indem sie die zart streichelte, sagte sie, daß ihr schon beim ersten Betreten des Hauses dies und das nicht habe gefallen wollen; alle hätten ihr sonderbar leid getan, die Frauen samt dem bis zum Ersticken gefesselten Knaben; dann habe sie Argwohn gegen Mylius geschöpft, habe ihn planmäßig beobachtet und sei aus Freundesliebe zur Spionin geworden, um den Mann soweit zu bringen, daß er sich ihr verriet. Nun wisse sies und habe es schwarz auf weiß gesehen, und die einzige Frage, die jetzt zu erörtern wäre, sei die, was Christine zu tun gedenke.

Christine wunderte sich. Was solle, was könne sie denn tun? Wenig. Nichts. Solange Mylius lebe, und sie wünsche ihm wahrlich nicht den Tod, und solange er sei, wie er sei, könne man nichts tun. Da Ulrike mit gesenktem Kopf schwieg und sie dies Schweigen fürchtete, fügte sie hinzu, es könne ihr doch kein Mensch auf Erden zumuten, daß sie nun vor ihn hintrete, um Geld von ihm zu fordern. Das ginge gegen

allen Stolz. Dessen sei sie nicht fähig. Außerdem: auf welches Recht solle sie sich dabei stützen? Gäbe es ein solches Recht, so verschmähe sie es, sich seiner zu bedienen. Und was er Ulrike Aug in Aug und in einer wunderlichen Verblendung eröffnet, könne er ihr gegenüber rundweg leugnen; davor werde er gewiß nicht zurückschrecken, schon aus Zorn über Ulrikes Vertrauensbruch. Seiner ganzen Natur nach wie auch nach ihrer Erzählung sei anzunehmen, daß er auf ihre Verschwiegenheit felsenfest baue.

„Wer wird auch so dumm sein, Ihnen so was anzuraten," entgegnete Ulrike, die den Ärger über die moralische Schwerfälligkeit der Freundin nur schlecht bemeistern konnte, „ein so reines Gemüt wie Ihres denkt bloß an die geraden Wege, wo die verschlungensten und listigsten kaum zum Ziel führen."

„Welche also führen zum Ziel?" fragte Christine trüb lächelnd.

„Da muß ich zuerst wissen, ob Sie nach alledem noch gesonnen sind, dem Oger fünf lebendige Existenzen auf dem Altar seines Geizes zu opfern. Ob Sie ihm noch weiterhin die getreue unbezahlte Magd abgeben wollen. Noch jahrelang still zusehen wollen, wie er die Töchter um ihr Lebensglück bringt und den Sohn ans Halseisen schmiedet. Auch ich wünsch ihm nicht den Tod, Gott bewahre mich vor solcher Sünde; schon deswegen nicht, weil es wenig Zweck hat und der Tod in derlei Fällen schwerhörig zu sein pflegt. Davon kann ich ja ein Liedchen singen. Aber wenn Sie meinen, daß ich, während Sie vor Gram zerfließen, untätig dabeistehen und die Daumen drehen oder mitheulen soll, da kennen Sie eben Ulrike Woytich nicht. Da geh ich lieber auf und davon."

„Man stirbt nicht an Gram, man lebt sich damit ein wie mit vielem andern", erwiderte Christine resigniert. „Was hätte also nach Ihrer Ansicht zu geschehen?"

„Das will ich Ihnen erklären", sagte Ulrike ruhig. Und sie begann, Christine die Ergebnisse ihres bisherigen Nachdenkens auseinanderzusetzen. Sie sprach mit der doppelt so alten Frau wie eine Lehrerin mit einem unerfahrenen Kind. Sie blieb zunächst vorsichtig und wagte nur anzudeuten, was in ihrem Geist schon umrissenes Gebilde war. Den kühneren und weiter hinausgreifenden Teil ihres Planes unterdrückte sie. Die Wirkung dessen, was sie zu fordern für gut fand, war ohnehin heftig genug. Der Satz, Geld sei in jeder beliebigen Menge leicht zu beschaffen, zumindest in der den Bedürfnissen angemessenen, stieß nicht bloß auf Christines Zweifel, sondern auch auf ihre Abneigung gegen Schuldenwirtschaft. Sie fürchtete Verwirrung, Zwist, falsche Maßregeln und Unrecht da und dort. Erlittenes konnte ihr Handeln nicht bestimmen. Ulrike kam nicht sehr weit mit ihr, aber sie hatte es vorausgesehen. Hier lag der schwierigste Teil der Aufgabe. Der Kampf wider die Anständigkeit verlangte tausend Finten und eine beständige Geistesgegenwart.

Als sie sich um halb sieben zum Aufbruch anschickte, war Christine durch all das Vernommene und nicht zu Ende Besprochene in einen Zustand nervöser Reizbarkeit und Ratlosigkeit versetzt. Ihr Blick, an Ulrike hängend, suchte sie zurückzuhalten; auf den Lippen lag eine Bitte. Ulrike sah es, zögerte, fragte. Da faßte sie Mut; ob Ulrike nicht bleiben, nicht im Hause nächtigen wolle. „Warum das?" erkundigte sich Ulrike verwundert, doch innerlich erfreut, denn eben das hatte sie angestrebt; sie hatte damit gerechnet und, ohne daß es Christine gemerkt, darauf hingearbeitet.

Christines hatte sich eine krankhafte Angst vor der ersten Begegnung mit Mylius bemächtigt. Sie hatte Angst, ihm alles ins Gesicht schreien zu müssen und die Beherrschung einzubüßen, die ihr zur zweiten Natur geworden war. Sie

gestand es offen; zugleich begriff sie, daß es um jeden Preis verhütet werden mußte, der Kinder wegen, Ulrikes wegen, ihrer selbst wegen.

„Ich weiß, daß ich Sie dann verlieren würde, und ich will Sie nicht verlieren; alles, nur das nicht," sagte sie, indem sie mit ruheloser Hand bald nach dem, bald nach jenem langte, einer Nadel, einer Schachtel, einem Stück Papier, oder die Finger an die Schläfen preßte; „alles, nur das nicht. Tun Sie, was Ihnen gut dünkt, aber bleiben Sie da, bleiben Sie in meiner Nähe, dann kann ich wenigstens im Notfall zu Ihnen flüchten. Wenn Sie da sind, lenken Sie auch die Aufmerksamkeit der Kinder von mir ab; die dürfen nicht ahnen, was jetzt in mir vorgeht."

Ulrike nickte. Sie werde es einrichten, daß sie in den nächsten Tagen ganz im Haus wohnen könne, erwiderte sie, auch ihr scheine es das beste; Platz werde sich finden. Christine atmete auf. Mit liebevollen Mienen und treuherzig-ungestümen Gebärden sagte Ulrike, all dies Vorhaben brauche Zeit, Ausdauer und kaltes Blut. Es dürfe nichts versäumt, nichts überstürzt werden.

„Herr Mylius darf gar nicht auf den Gedanken kommen, daß etwas gegen ihn im Werk ist. Auf Auseinandersetzungen wird man sich erst einlassen, wenn man ihn vor unwiderrufliche Tatsachen stellen kann, denen er sich beugen muß. Ihn zu beleidigen, zu reizen, zu kränken, ist nicht der geringste Grund vorhanden, aber Kraft muß gegen Kraft stehen."

Mit jedem Wort, das sie sprach, verfiel ihr Christine mehr. Es war eine angenehme Empfindung von Willensablösung, die sich in ihr vollzog. Quälende Spannungen lockerten sich und es schien ihr verstattet, sich einer langgespürten Müdigkeit endlich hinzugeben, weil ein starker Arm sich zu ihrem Schutz erhob.

Dennoch zeigte sie sich verstört, als ihr Ulrike zum Schluß wie beiläufig mitteilte, daß sie Esther, Aimée und Lothar schon unterrichtet habe, und sie mußte von neuem beginnen, sie zu beschwichtigen und eine Handlung zu rechtfertigen, die Christine unüberlegt und verderblich dünkte. Ulrike bestritt es. Sie sagte, sie habe gewußt, was sie getan, und könne es verantworten. Josephe habe sie wohlweislich nicht ins Vertrauen gezogen. Mit Josephe stehe es anders.

„Ja, mit Josephe steht es anders", wiederholte Christine und senkte den Kopf.

„Nie wird sie begreifen, daß Aufrichtigkeit gut für die Aufrichtigen ist, daß sie aber den Winkelzüglern lauter Trümpfe in die Hand spielt", sagte Ulrike.

„Sie meinen also, daß man gegen sie schweigen muß?"

„Es ist das einzige Mittel, sinnlose Redereien zu vermeiden. Bei der ersten schicklichen Gelegenheit wollen wirs ihr mundgerecht machen, aber dann müssen wir die grobe Arbeit schon hinter uns haben. Für Plaidoyers mit ihr ist jetzt keine Zeit."

Christine war nicht überzeugt. Bei dem Verhältnis natürlicher Offenheit, das zwischen ihr und Josephe herrschte wie zwischen Altersgenossinnen, bedrückte sie der Zwang zur Heimlichkeit. Aber Ulrike zu widerstreben, war ihr bereits so unmöglich, wie sich dem Lauf einer Lokomotive entgegenzustellen.

Esther, Aimée und Lothar standen erwartungsvoll da, als Ulrike und Christine Arm in Arm das Zimmer verließen. Der gleiche gespannte, bewundernde Blick aus drei Augenpaaren war auf Ulrike gerichtet, der gleiche fragende dann auf die Mutter. Christine fühlte, da gab es kein Entrinnen mehr; diese wünschenden Herzen zogen sie ins Unabänderliche. Die Mitteilung Ulrikes, sie werde einige Tage im

Hause wohnen, wurde mit Jubel aufgenommen. Josephe kam dazu, hörte es und bot Ulrike ihre Kammer an, in welcher ein zweites Bett bequem untergebracht werden konnte. „Sie sind ein Engel, Josephe," rief Ulrike aus und umarmte sie; „aber Engel muß man duzen, also wollen wir uns du sagen."

Lachend wies sie auf die eifersüchtigen Mienen von Esther und Aimée, auch Lothar senkte schmollend die Unterlippe. Es fand daher sogleich eine improvisierte Feierlichkeit des allgemeinen Duzens statt, die Christines Beifall hatte und sogar in Josephes ernste Züge ein liebliches Lächeln zauberte. Im Küchenkasten wurde eine Weinflasche mit einem Restchen Rotwein aufgestöbert, davon nippte jedes, und dann besiegelte Ulrike die Verschwisterung mit einem vierfachen Kuß.

Als Mylius zum Abendessen erschien, saßen schon alle um den Tisch. Eine heitere Unterhaltung war im Gang, und mit großer Geschicklichkeit verstand es Ulrike, die gute Laune nicht abflauen zu lassen, durch allerlei Erzählungen, Fragen, Witze, kleinen Klatsch aus der Gesellschaft die Aufmerksamkeit ununterbrochen auf sich zu sammeln und dabei Mylius' Gegenwart völlig vergessen zu machen. Sie richtete nicht die Rede an ihn, sie streifte ihn mit keinem Blick oder, noch verschlagener, sie schaute in die Richtung, wo er saß, als wäre er durchsichtig. In Wirklichkeit ließ sie ihn nicht eine Sekunde aus den Augen und hatte auch mit Genugtuung wahrgenommen, daß er bei seinem Eintritt, als er sie im Zimmer gesehen, zufrieden geschmunzelt hatte.

Ein forschender Ausdruck war in seinen Mienen; dann der Beginn eines leutseligen Entgegenkommens; dann wurde er durch die unbefangene Fröhlichkeit, die er antraf, in hohem Grade stutzig, da er an respektvolles Verstummen gewöhnt war. Sein Gesicht verfinsterte sich; er zerkrümelte Brot

zwischen den Fingern; als Lothar einmal in lautes Gelächter ausbrach, schoß ein zorniger Blitz unter seinen dünnen roten Lidern hervor. Dann kam eine unverkennbare Bedrücktheit über ihn; er zog die Uhr, zerrte an seiner Krawatte, hörte zu essen auf, setzte eine Virginia in Brand und erhob sich, indem er einen Blick kränklicher Mißbilligung in die Runde schickte. Jetzt endlich wandte sich Ulrike an ihn.

„Es scheint, nun hab ich Aussicht, Karriere zu machen, Herr Mylius," sagte sie fröhlich; „mit Onkel Klemens hab ich mich verkracht, und Frau Christine hatte die Güte, mir eine Zuflucht anzubieten. Ich habe die Ehre, mich Ihnen als Hausgenossin vorzustellen. Ich fühle mich wie neugeboren, und wenn wir Ihre Einwilligung erhalten, woran ich nicht zweifle, bleibt mir nichts mehr zu wünschen übrig."

Mylius drehte den Kopf kreisförmig im Hemdkragen, wie er stets zu tun pflegte, wenn er verlegen war. „Sieh da," erwiderte er mit einem Versuch, liebenswürdig zu sein, „das nenn ich mir eine Überraschung. Ein Gast unter meinem bescheidenen Dache, und ein so seltener noch dazu. Denn seit einigen Tagen haben Sie sich ja selten gemacht, mein Fräulein; oder täusche ich mich?"

„Zu reizend, daß Sie es bemerkt haben," versetzte Ulrike; „aber ich war ein paar Tage krank, ernstlich krank. Ich hatte große Aufregungen zu überstehen und schwerwiegende Entschlüsse zu fassen. Jetzt bin ich wieder obenauf. Sie haben also nichts dagegen, daß ich mich wie ein armer Vogel auf der Flucht in Ihrem Nest ein wenig ausruhe?" Sie heftete einen seltsam langen und scharfen Blick auf ihn.

„Nichts, durchaus nichts," beeilte sich Mylius zu antworten; „hoffentlich behagt es Ihnen auch in dem Neste und Sie rauben ihm nicht seinen Frieden."

„Amen," sagte Ulrike; „seien Sie versichert, daß ich nicht

ohne Ölzweig im Schnabel zugeflogen bin; ich weiß, was sich gehört. Auch mit löblichen Grundsätzen bin ich gekommen: tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste."

„Na, na," wehrte Mylius etwas erschrocken ab, „Gäste, Feste, das ist gut gereimt, aber schlecht gemeint. Davon will ich nichts wissen." Sein Blick ruhte jedoch mit Wohlgefallen auf Ulrike.

Diese verbeugte sich. „Ganz nach Befehl, mein Herr", sagte sie.

„Was haben Sie denn nun für Ihr Fortkommen im Auge?" erkundigte sich Mylius mit allzu deutlich hervortretender Besorgnis; „eine so praktische und fähige Dame wie Sie denkt doch sicherlich auch an die Zukunft."

Ulrike lachte. „Auch da kann ich mit einem Verschen aufwarten," entgegnete sie; „ich habs einmal vor vielen Jahren wo gelesen." Sie stellte sich in Positur, Hände in den Hüften, den Kopf schräg geneigt, und rezitierte langsam, die Silben skandierend:

„Des Froschfangs, wie es scheint, vergaß
der Storch und stolzet durch das Gras.
Er setzt mit Lust ein rotes Bein
ums andere bedächtlich ein
und lehrt dich durch sein Beispiel nun
die Kunst, mit Anstand nichts zu tun."

„Aber nur keine Angst, Herr Mylius," fügte sie mit bittend gefalteten Händen hinzu, „es sind wiederum bloß leichtsinnige Reime, in Wirklichkeit leg ich mich schon ins Zeug, das werd ich Ihnen bald beweisen."

Das schillernde und hintergründige Gespräch erweckte bei allen eine peinliche Empfindung, aber Ulrikes Witz und Schlagfertigkeit verursachte ihnen zugleich ein Entzücken, das

sie vor Mylius nur nicht zu äußern wagten. Christine lächelte wie jemand, der einem Seiltänzer zusieht, und auf ihrer Stirn standen kleine Schweißperlen.

Um zehn Uhr ging Mylius zur Ruhe. Christine schickte auch die Kinder zu Bett, dann saß Ulrike noch stundenlang flüsternd mit ihr bei der Lampe. Und am Morgen gingen sie zusammen auf den Markt, und am Nachmittag zogen sie sich in eine Kammer zurück, und am Abend saßen sie wieder bis spät bei der Lampe; und Unterredung folgte auf Unterredung, Erörterung auf Erörterung.

Ulrike ließ alle Register spielen. Hatte sie die eingeschlummerte Empörung frisch entfacht und zornige Anklagen gegen Mylius geschleudert, so malte sie die Zukunft in verlockendsten Farben, nannte Pflicht, was Christine Verrat dünkte, predigte List und Täuschung, berief sich, um das Schicksal der Kinder sorgend, auf ihr Herz und ihre Gerechtigkeitsliebe, vermischte unversehens eins mit dem andern, gab sich schroff und ungeduldig, schmeichlerisch und scheinbar unschlüssig und erzeugte so eine eigentümliche Verwirrung in Christines Gemüt. Indem sie diese Taktik ausbildete und steigerte, immer verfänglichere Schlingen knüpfte, von Mal zu Mal kühner, herrischer, selbstbewußter, siegessicherer wurde, beseitigte sie Christines letzte Bedenken und Einwände und brachte sie endlich soweit, daß sie sich bereit erklärte, den Hofrat Woytich zu empfangen und ihm gegen Auszahlung von achtzehntausend Gulden, einer Summe, die ihr beängstigend hoch erschien, eine Schuldverschreibung auszustellen.

„Sie riskieren nicht das mindeste," beruhigte sie die fieberhaft erregte Freundin; „erstens ist es Ihr gutes Recht und das Gesetz steht auf Ihrer Seite, zweitens mach ich mich zu Ihrem Sachwalter und trete für Sie ein."

Eine Arbeit, härter als Steineverladen, sagte sie wütend

zu sich selbst, als sie in die Dorotheergasse eilte, um den Hofrat in Aktion zu setzen. Danach packte sie in der Mansarde oben ihre Habseligkeiten in das Holzköfferchen, das sie auf allen ihren Fahrten mitgeführt hatte, und ließ es durch einen Dienstmann zu Mylius schaffen. Mit dem stritt sie eine Weile heftig wegen der achtzig Kreuzer herum, die er verlangte, dann ging sie zu Christine, teilte ihr mit, der Hofrat käme um fünf Uhr, und belehrte sie schulmeisterlich, wie sie sich zu verhalten habe. Da sie genau vorauszusagen wußte, was er sprechen und wie er auftreten würde, konnte wie in einer Schauspielstunde festgelegt werden, was Christine zu antworten hatte und mit welcher Miene und Gebärde. Ulrike entwickelte dabei die Gaben und die szenische Phantasie eines gewiegten Regisseurs und Christine hatte bei aller Beklommenheit etwas zum Lachen.

Zu Mittag war Ulrike nicht zu Hause und als sie zurückkehrte, erfuhr sie, daß Mylius zu einer großen Auktion nach Genf gereist sei. Seine Abwesenheit sollte eine Woche dauern. Sie äußerte lebhaftes Vergnügen über diese Nachricht. Nun mußten alle Maßregeln beschleunigt werden. Man konnte mit einem Schritt eine gewaltige Strecke vorwärtskommen.

Mit dem Schlag fünf erschien der Hofrat. Gehrock, geblümte Samtweste, Schnallenschuhe, Zylinder, Stock mit Elfenbeinkrücke: Bild aus verflossener Ära.

Er war frostig, galant und gemessen. Er studierte das Haus, er studierte die Frau. Er besichtigte die Räume und nahm mit den Augen ein Inventar auf. Das Ergebnis befriedigte. Es folgte ein Verhör, bei dem Ulrike die Einflüsterin machte und hinter seinem Rücken mit Stirnrunzeln, Nicken und Kopfschütteln nachhalf. Bei der Formalität der Namensunterschrift wurde er zum aufgeregten Pedanten. Zwei Finger breit, nicht mehr, nicht weniger,

mußte Spatium bleiben zwischen Text und Unterschrift; ein Finger breit zwischen Datum und linkem Rand. Als Christine die Feder ansetzte, rief er Halt und forderte ihr Taufzeugnis und den Trauschein zur Überprüfung. Christine willfahrte, Ulrike kochte.

Endlich zählte er das Geld auf den Tisch: zehntausend Gulden in Banknoten, fünftausend Gulden in Lombarden, dreitausend Gulden in Gold. Er stutzte und verzog die Brauen, als Christine, zitternd wie Espenlaub, keine Anstalten traf, es nachzuzählen. Ulrike murmelte etwas Unzartes und tat es für sie mit dem gebotenen Ernst: Blatt für Blatt und die Goldstücke fünf um fünf. Es war ebenso eine Ehrfurchterweisung im Sinne des Hofrats, der streng und unbeweglich dabeistand, als eine übliche Handlung beim Abschluß eines Geschäfts.

Somit lief alles gut ab und Ulrike konnte ihre Tätigkeit beginnen. Zeit durfte nicht verloren werden.

Die Siegerin zu Füßen des Besiegten

Die alte Therese wurde entlassen und erhielt Lohn und Kostgeld für die Kündigungsfrist, eine Großmut, die sich Ulrike hoch anrechnete, da man nach ihrer Meinung Vorwände genug hätte finden können, um sich dieser Pflicht zu entziehen.

„Flennen Sie nicht," sagte sie zu der untröstlichen Alten, „alles in der Welt hat mal ein Ende, auch ein Posten bei Mylius kann nicht ewig dauern."

Am selben Vormittag trat eine perfekte Herrschaftsköchin ein. Es konnte nicht nur nicht die Rede davon sein, daß diese

hohe Person Zimmer aufräumte, Betten machte und Kleider reinigte, sondern sie beanspruchte auch noch ein Küchenmädchen zur Hilfe. Bisher hatten die Töchter einen Teil der Hausarbeit geleistet; Ulrike verbot es nun; auch Christine durfte sich nicht mehr in Wirtschaftsangelegenheiten mischen; sie sollte sich schonen und gepflegt werden. Am Nachmittag erschien ein schmuckes Stubenmädchen namens Nanette, das zugleich das Amt einer Zofe versah.

Die Unterbringung der drei Leute war nicht leicht. Köchin und Stubenmädchen hatten sich in die Kammer zu teilen, das Küchenmädchen mußte in der Küche schlafen. Ulrike sagte zu Christine: „Wir müssen uns nach einer menschenwürdigen Wohnung umsehen. Man tritt einander auf die Füße, das ganze Jahr kein Strahl Sonne, Geist und Körper verkommen. Wir brauchen," sie zählte an den Fingern ab, „neun, zehn, elf, zwölf Zimmer, Gesellschaftsräume ungerechnet."

„Zwölf Zimmer? Gesellschaftsräume?" stammelte Christine; „Sie phantasieren, gute Ulrike. Wie wollen Sie denn das Mylius beibringen? Ist mir doch schon himmelangst davor, was er zur Vermehrung des Personals sagen wird, und zu allem andern, was bis zu seiner Rückkehr geschehen soll. Haben Sie denn gar keine Furcht?"

„Nicht im geringsten," erwiderte Ulrike; „die meisten Tyrannen werden feig wie die Möpse, wenn der, den sie anknurren, ihnen gleichfalls die Zähne zeigt. Wär ich meiner Sache nicht sicher, so verdiente ich Prügel, weil das, was ich tue, Ihre Lage nur verschlimmern würde. Alles wird wie am Schnürchen gehen und auf ein bißchen Glück zähl ich auch."

Ihre Kühnheit riß die Vernunft mit, und sie stürzte sich trotzig in die Gefahr. Als Kind hatte sie bisweilen den Kopf

ins Ofenloch gesteckt, um den Flammen näher zu sein; als die Mutter sie einmal dabei überraschte, biß sie die Erschrockene in die Hand. Sie hatte ein impertinentes Zutrauen in den Einfall der letzten Stunde; ihre Lieblingsfabel war die von dem Mann im Brunnen, der zwischen dem Verderben unten und dem Verderben oben sich an süßen Beeren labt.

Die Wirtschaftsmaschine hörte auf zu knarren. Reibungen entfielen, die der Mangel an Dienst und Beistand hervorgerufen hatte. Mißstimmung wich dem Behagen. Die Zimmer waren gut durchwärmt. Dinge, die man brauchte, wurden einem zugetragen. Die Speisen waren von ungewohnter Reichhaltigkeit und Schmackhaftigkeit. Die Vorratskammer füllte sich von einem Tag zum andern mit Leckerbissen: Südfrüchten, Konfitüren, Schokolade, Pasteten, Wild, Geflügel, jungen Gemüsen und Büchsen mit Kaviar. Hatte man Appetit, so befahl man und es wurde serviert.

Für die Mädchen wurden Kleiderstoffe und Toiletten ins Haus geliefert; auch für Christine. Mäntel, Schlafröcke, Hüte, Seidenstrümpfe, gestickte Batisthemden, Schuhe und Handschuhe aller Sorten und für jeden Bedarf. Sie standen davor und wußten sich nicht zu fassen. Lothar bekam eine ganze Ausstattung, das Eleganteste und Teuerste, was in Modegeschäften zu haben war. Die Worte versagten sich ihm. Als ihm Ulrike ankündigte, er solle wöchentlich zehn Gulden Taschengeld erhalten, führte er einen Indianertanz auf. Er ging herum und raunte: „Was ist denn los? Hat Ulrike ein Gesetz erlassen, daß das ganze Jahr Weihnachten sein soll? Oder ist alles bloß eine dumme Zauberposse?"

„Auch ich versteh es nicht recht," flüsterte Esther, „verstehst dus, Aimée?"

„Es kann leicht sein, daß wir träumen", antwortete diese.

Wenngleich von Ulrike vorbereitet, das Wirkliche und Greifbare stand doch in zu schroffem Gegensatz zu allem Bisherigen, als daß ihr Erstaunen nicht ungemessen hätte sein sollen. Erst jetzt fingen sie an zu glauben.

Ulrike sagte zu Christine: „Sie sehen, was die Kinder entbehrt haben. Schenkt einem diese Freude nicht mehr, als der ganze Quark wert ist?"

Und sie schürte neue Wünsche, reizte zu neuen Begierden, versprach immer höhere Erfüllungen und wurde fast böse bei jeder Regung des Genügens. „Verzichtet und gedarbt habt ihr nun hinlänglich," sagte sie; „jetzt ist nicht mehr die Zeit, bescheiden zu sein. Trinkt in vollen Zügen." Eine Lehre, die nicht zweimal gepredigt werden mußte.

Josephe wunderte sich still. Zu still und unbeteiligt geht mir die herum, dachte Ulrike, auf die muß man ein Auge haben; und nicht nur das, man muß sie auch beschäftigen, man muß ihr Interesse an einen festen Punkt ketten. Und sie sann und sann, bis sie auf eine schimmernde Spur geriet.

Doch eilte alles Tun der nächstwichtigen Entscheidung zu. Es war ein Dienstagabend, als Mylius zurückkehrte. Daß das Haus anders war, als er es verlassen, mußte er beim ersten Blick merken. Schon seine äußerliche Lebensordnung war durch die Wandlung betroffen: er hatte das Schlafzimmer für sich allein; Christines Bett war in den Salon hinübergeschafft worden.

„Ein Provisorium", sagte Ulrike lächelnd. Er starrte sie an.

„Wieso Provisorium?" stotterte er.

„Provisorium bedeutet, daß man eine Schwierigkeit durch ein unzureichendes Mittel so lange beseitigt, bis sich ein besseres bietet", erklärte Ulrike mit liebenswürdigem Eifer.

Er starrte sie an.

Nanette, zierlich knicksend, brachte heißes Wasser in einem

schönen neuen Krug. Er starrte diese fremde Person an. „Ein hübsches Kind, nicht wahr?" fragte Ulrike heiter; „aber Sie werden sich zum Abendessen richten wollen. Auf Wiedersehen bei Tisch."

Sie lächelte ihm zu und verschwand.

Er sah ihr mit offenem Munde nach. Er zog Rock und Weste aus, fuhr mit der Hand über die Stirn, versank in Sinnen. Er vergaß, daß er in Hemdärmeln war, verließ das Zimmer, ging durch die Wohnstube, in der sich niemand befand, dann durch den Flur zur Küche. Er nahm wahr, daß neues Kupfergeschirr über dem Herd hing und eine neue hellbrennende Lampe von der modernen Art mit Runddocht auf dem Anricht stand. Köchin und Küchenmädchen grüßten landesüblich devot. Er starrte sie an. Er ging weiter.

Als er die Tür des ehemaligen Salons öffnen wollte, kam Ulrike heraus. Sie maß ihn mit verwundertem Blick; das Wollhemd, das er trug, war nicht besonders rein, auch die Hosenträger waren alt und fleckig. „Sie können nicht zu Ihrer Frau," sagte Ulrike mit einer bedauernden Kopfneigung, „sie ist nicht wohl." Er starrte sie an und kehrte wortlos um. Einige Schritte, und er stand vor Josephes Kammer. Er zögerte, drückte auf die Türklinke, blieb auf der Schwelle stehen. Josephe saß zwischen Ofen und Schrank auf einem Schemel, anscheinend in tiefe Gedanken verloren. Sie fuhr empor. „Was wünschst du, Vater?" erkundigte sie sich freundlich. Er wollte eine Frage an sie richten, unterließ es aber, da Ulrike im Korridor war, schüttelte den Kopf und betrat wieder das Wohnzimmer. Dort standen Esther, Aimée und Lothar am Fenster und führten ein lebhaftes Gespräch. Lothar äugte scheu zum Vater hin. Mylius stutzte. Er sah, daß die jungen Mädchen wie auch der Knabe neue Kleider trugen, Kleider, deren Neuheit förmlich prahlte;

Aimées Füße staken in lackledernen Halbschuhen mit blitzenden Agraffen; Esther hatte einen rosa Gazeschleier über die Schulter geworfen; der Junge sah aus wie ein Geck, der zum Rennen fährt. Was ist das? fragte sich Mylius; sind sie allesamt rasend geworden? Und was für muntere Gesichter sie haben; die roten Wangen, die glänzenden Augen; und was soll das feine Porzellan auf dem Tisch? Geschliffene Gläser? Wein? Mineralwasser? Blumen? Bin ich bei mir oder wo bin ich?

Ein Gong ertönte im Flur. Nanette, wie eine kleine Rokokofee, brachte die Suppenterrine. „Wir warten auf Sie, Herr Mylius", hörte er Ulrikes mahnende Stimme.

Er wankte in sein Zimmer zurück. Provisorium, dachte er stirnrunzelnd, ist sie bei Verstand? Gong, Stubenmädchen, Wein, Mineralwasser, Blumen ... Abermals fuhr er sich mit der Hand über die Stirn. Mechanisch leerte er den Krug mit heißem Wasser in die Schüssel und begann sich zu waschen. Plötzlich jedoch hörte er auf, mit der eingeseiften Hand das Gesicht zu reiben, die Augen erweiterten sich, der Blick wurde wild und irr, und er packte den Krug und schleuderte ihn zu Boden, daß er in zahllose Scherben zersplitterte. Zugleich stieß er ein gräßliches Gebrüll aus, wie ein Tier, das gestochen wird.

Draußen entstand Bewegung. Schritte eilten herbei, Stimmen wurden laut. Ulrikes Stimme beherrschte die andern. „Darf man hinein?" fragte sie. Er antwortete nicht, rannte auf und ab wie ein Tier, das gefangen ist. Ulrike trat ein, nachdem sie zuerst vorsichtig gespäht und denen draußen gebieterisch zugewinkt hatte, daß sie sich entfernen sollten. Mylius warf ihr einen zornfunkelnden Blick zu, ergriff das Handtuch, tauchte es ins Wasser, reinigte das Gesicht von Seifenschaum, trocknete sich mit der ungenäßten

Hälfte des Tuches ab, schlüpfte mit ingrimmiger Hast in seinen Rock, stellte sich dicht vor Ulrike hin, bohrte seine trüben, von Blutäderchen durchzogenen Augen in ihre makellos klaren und schrie mit der Stimme eines Tieres, das sich bis zur Tobsucht erbost: „Erklärung! Rechenschaft! Sofort! Erklärung! Rechenschaft!" Und klopfte mit der linken geballten Faust auf die rechte.

Ob er nicht zuerst essen wolle? fragte Ulrike ruhig; man könne sich ja nachher besprechen. Nein, fauchte er, er wolle nicht essen; ehe er sich an den Tisch mit Wein, Mineralwasser und Blumen setze, wolle er Aufklärung und Rechenschaft haben. Er brauche sich nicht an den Tisch zu setzen, antwortete Ulrike sanft; sie werde ihm alles bringen; wenn er sich gekräftigt und den Hunger gestillt habe, werde er sie mit kühlerem Blut anhören können. Unter dem Einfluß des makellos klaren Blickes verstummte er. Sie ging hinaus und kam nach wenigen Minuten mit einem Servierbrett zurück, auf dem sich ein Teller mit Suppe und ein Teller mit Fleisch und Gemüse befand. Mylius hatte sich unterdes nicht vom Platz gerührt. Sie stellte das Brett auf ein rundes Tischchen, rückte einen Sessel heran und forderte ihn mit einer einladenden Handbewegung auf, sich zu setzen. Ihre vollkommene Ruhe bezwang ihn; die makellos klaren Augen, wie braunes Email anzusehen, schlugen ihn nieder. Er sank auf den Stuhl und fing an, die Suppe zu löffeln. Ulrike nahm einen andern Stuhl, setzte sich ihm gegenüber und schaute ihm mit einem Ausdruck von Wohlwollen zu, der ihm als der Gipfel der Frechheit erschien. Das Fleisch ließ er stehen. Finster fragend richtete er den Blick auf sie.

Ohne die Stimme zu erheben, sagte Ulrike: „Frau Christine hat in ihrer Not einen Ausweg gewählt, der ihr erlaubt vorkam. Sie hat eine Hypothek auf ihren

Vermögensanteil aufgenommen. Sie konnte sich nicht mehr anders helfen."

„Das ist eine Lüge," stieß Mylius hervor, „eine zweifache Lüge; das tut Christine nicht von selbst, und wer in aller Welt gibt Hypotheken ohne Sicherheit und Pfand?"

„In diesem Falle bot der Name Mylius ausreichende Sicherheit", erwiderte Ulrike kalt.

„So ist es ein Wuchergeschäft," schäumte Mylius, „ein Wuchergeschäft mit Wucherzinsen."

„Wir haben es mit einem anständigen Manne zu tun," sagte Ulrike, „Sie müssen nicht gleich das Schlechteste denken."

Mylius' Gesicht verzerrte sich. Er knirschte: „Ich anerkenne keine Forderung, von wem sie auch sei. Ich habe keine Einwilligung gegeben und zahle keinen Heller."

„Sie irren sich," versetzte Ulrike fast liebreich; „Ihre Verpflichtung besteht vor dem Gesetz, und Sie werden zahlen. Im übrigen handelt es sich um eine Summe, die für Sie gar nicht in Betracht kommt."

„Ah! Ah! Ah!" machte Mylius und rieb sich die Hände wie ein Wahnsinniger, „die Dame hat mich also verraten. Die Dame hat mich wie ein ganz gemeiner Ohrendieb ausgehorcht, um das Geheimnis an die große Glocke zu hängen. Natürlich, natürlich; je höher der Kirchturm, je schöner das Geläut. Die Dame glaubte mich zu übertölpeln, mir die Würmer aus der Nase zu ziehen und ihren Spott an mir zu haben. Die Dame täuscht sich aber. Gewaltig täuscht sich die verehrungswürdige Dame. Ich gehe zu Gericht. Ich weise nach, daß ich das Opfer eines beispiellosen Betrugs geworden bin. Ich beantrage, daß die betrügerische Transaktion für ungültig zu erklären ist. Ich treibe es zum Prozeß. Ich gehe durch alle Instanzen. Ich lasse es auf einen öffentlichen

Skandal ankommen. Ins Gefängnis werdet ihr gesteckt. Mit Schimpf und Schande wird man der verehrungswürdigen Dame die Beute wieder abnehmen. So wird es sein, genau so ..." Er hielt inne, er geiferte, er erstickte fast.

„Wenn Sie zu vernünftiger Überlegung fähig wären, würden Sie einsehen, was für einen Unsinn Sie da zusammenreden", sagte Ulrike verächtlich. „Sie wissen sehr gut, daß von einem Betrug keine Rede sein kann. Jeder Richter wird Sie mit Ihrer Klage nach Hause schicken und wird sagen: der Mann ist im Oberstübchen nicht ganz in Ordnung. Sie wissen ferner sehr gut, daß Sie für alle Schulden Ihrer ehelich angetrauten Gattin aufzukommen haben. Sie können höchstens verhindern, daß sie neue Schulden macht, aber dazu müssen Sie sie erst entmündigen lassen. Um die Entmündigung durchzusetzen, müssen Sie beweisen: entweder daß sie geistig nicht zurechnungsfähig ist, oder daß sie nach dem Urteil sachverständiger Personen und gemessen an Ihrer Vermögenslage, einen verschwenderischen Aufwand treibt. Probieren Sies einmal; die Ärzte und die Sachverständigen möcht ich sehen, die Ihnen dabei helfen. Und wie es mit den Töchtern und mit dem Sohn steht, wenn sie majorenn geworden sind, ob Sie denen den Pflichtteil vorenthalten können, wie Sie sich einzubilden scheinen, das käme auch auf den Versuch an. In diesem gelobten Lande dürfen ja die Menschen ihre Kinderschuhe erst mit vierundzwanzig Jahren ausziehen, ein staatserhaltendes Prinzip wahrscheinlich, alle haben dumm zu bleiben, bis sie das Zipperlein kriegen; immerhin, bei Estiver und Aimée rückt der Zeitpunkt langsam heran. Ich sage Ihnen, daß Frau Christine aufhören wird, sich zu rackern und Ihrem gemästeten Säckel zu Gefallen das Aschenbrödel vorzustellen; daß Sie sie standesgemäß erhalten, ihr die schwerverdiente Ruhe

verschaffen und eine gesunde, geräumige Wohnung zubilligen werden, in der sie behaglich existieren und, wenn sie Lust hat, auch Leute empfangen und bewirten kann. Ja, das werden Sie tun, wenn Sie sich auch mit Händen und Füßen sträuben; wenn Sie mich auch am liebsten durchs Fenster auf die Straße werfen möchten. Aber mich werden Sie nicht los. Setzen Sie Himmel und Erde in Bewegung; ich folge Ihnen wie Ihr Schatten. Ich bin der von Ihrem Gewissen aufgestellte Gläubiger, und ich werde meinen Wechsel so lange präsentieren, bis Sie ihn auf Heller und Pfennig bezahlen. Weisen Sie mir die Tür! Tun Sie es doch! Führen Sie Prozeß gegen die Gattin, gegen Ihr Fleisch und Blut, gegen Recht und Vernunft, gegen die ganze Welt, tun Sie es doch! Wir wollen sehen, wie weit Sie damit kommen und wer zuerst klein beigibt. Nur zu! Wir fürchten uns nicht. Wir sind auf alles gefaßt."

Sie hatte sich erhoben, und ihre Augen funkelten ihn mit zigeunerinnenhafter Wildheit lachend an. Aus seinem Gesicht verlor sich die Farbe. Der Blick floh unstet von einem Gegenstand zum andern. Mechanisch griff er nach Messer und Gabel und schnitt ein Stück Braten ab, ließ das Besteck wieder fallen und knickte zusammen, wobei sein Rücken rund wurde. Er schluckte heftig, langte nach dem Wasserglas und trank es leer.

„Das Einfachste ist, Sie entschließen sich zu einem Akt der Hochherzigkeit," fuhr Ulrike in harmlosem Plauderton fort; „die gekrönten Häupter machen es nicht viel anders: wenn eine Rebellion derartigen Umfang gewonnen hat, daß die Krone zu wackeln beginnt, erlassen sie eine allgemeine Amnestie, und am nächsten Tag schreit das Volk wieder Hurra. Retten Sie, was noch zu retten ist, und am Hurra solls nicht fehlen. Aber was hat man vom Hurra? Sie

werden praktischere Vorteile haben. Sie werden erfahren, wie einem Mann zumut ist, der in einer schönen, geordneten, glücklichen Häuslichkeit verhätschelt und verwöhnt wird. Sie werden wie von einem Alp befreit aufatmen: Sie werden leben, nachdem Sie dreißig Jahre lang bloß vegetiert haben; man wird Sie achten und lieben; man wird Ihnen jeden Wunsch von den Augen ablesen. Sie werden wirklich besitzen, woran Sie sich bisher unter Furcht und Zittern nur wie in einem bösen Traum geklammert haben, und ich", bei diesen Worten trat sie nahe an ihn heran, legte beide Hände auf seine Schultern und ihre Stimme wurde einschmeichelnd, „ich werde Ihre Magd sein, Ihre Hüterin, Ihre Freundin. Ist das nichts? Ist das zu wenig?"

„Der Teufel! der verfluchte, falsche, doppelzüngige Teufel!" entrang es sich Mylius; „was stellt er mit mir an, der wortbrüchige, ehrvergessene Teufel in Weibsgestalt. Nun wird er mich peinigen Tag und Nacht, mich beschwatzen um mein Hab und Gut und mir die brennende Hölle zu kosten geben." Er vergrub den Kopf in den Händen und wiegte ihn nach rechts und links wie ein Pendel. Es war ein Ausdruck der Schwäche, der Entmutigung, des Zusammenbruchs, als solcher auch von Ulrike erkannt, denn hinter ihm stehend lächelte sie fast mitleidig. In der Haltung und der hervorgemurmelten klagenden Verwünschung lag eine bizarre, grimassenhafte, armselige Tragik, die Ulrike im Bewußtsein ihrer Macht genoß. „Was für absurde, ungerechte Reden," sagte sie leise und vorwurfsvoll, „schämen Sie sich."

Mylius fuhr herum und streckte den Arm gegen sie. „Aus dem Haus, Elende!" schrie er; „verlassen Sie auf der Stelle mein Haus! Unterstehen Sie sich nicht, mir eine Silbe zu antworten! Aus dem Haus!"

Ulrike zuckte die Achseln und erwiderte geringschätzig:

„Führen wir vielleicht ein Schauerdrama in einem Winkeltheater auf, Herr Mylius? Machen Sie sich nicht lächerlich. Ich bin Ihre bezahlte Kreatur nicht, die Sie fortjagen können, ich bin Ihr Sprößling nicht, den Sie züchtigen können. Ich habe aus freier Wahl und Neigung meine Dienste Ihrer Familie gewidmet, die mich nötig hat, und die Menschenpflicht befiehlt mir, auf meinem Posten zu bleiben. Denken Sie in Ruhe über alles nach, was ich Ihnen gesagt habe, und wenn Sie ernsthaft mit mir verhandeln wollen, brauchen Sie mich nur zu rufen. Wünsche wohl zu schlafen."

Mit grünglühenden Augen sah ihr Mylius nach. Als sie draußen war, erhob er sich, eilte zur Tür und drehte mit haßerfüllter Gebärde den Schlüssel um. Hände auf dem Rücken, wanderte er nun stundenlang im Dreiviertelkreis um das Bett herum. Warte nur, Teufel, ich werde dich schon auf die Knie zwingen, das war der Gedanke, der eintönig immer wieder in seinem Hirn aufstieg wie eine trübe heiße Blase. Dieser Gedanke wurde Sucht, alles überwältigende Begierde, formlos gärender Wahn. Er sah, wie sie sich vor ihm demütigte und um Gnade bettelte; er hörte die dunkel gurrende Stimme, die gebrochen war und nur den schmeichlerischen Klang noch hatte, indes er die in ihr enthaltene Reue und schmerzliche Zerknirschung einschlürfte wie perlendes Getränk.

Er wanderte die ganze Nacht hindurch, und am Morgen noch zogen die müden Füße willenlos den Dreiviertelkreis. Er ging in sein Gewölbe, Wirkung vieljähriger Gewohnheit, und wanderte dort von Raum zu Raum. Er ließ den Blaubebrillten die Kunden bedienen und kümmerte sich nicht um die Bücher und Fakturen. Er kehrte mittags nach Hause zurück, Wirkung vieljähriger Gewohnheit, betrat aber das Zimmer nicht, in welchem gegessen wurde, sondern wartete,

bis ihm das Stubenmädchen, widerwärtige Figur, auf dem Servierbrett die Mahlzeit brachte. Scheu wie ein Einbrecher schlich er dann wieder davon, kam in den Laden, wanderte von Raum zu Raum, suchte um sieben Uhr das kleine Kaffeehaus auf, verharrte in finsterer Ungeduld auf seinem Stuhl, bis es acht Uhr schlug, und ging abermals nach Hause. Abermals erschien die widerwärtige Figur gleich einem verzerrten Kleinbild jener andern, maßlos Gehaßten, und er rührte nun keinen Bissen an. Den Judasfraß mag ich nicht fressen, sagte er zu sich selbst. Am nächsten Abend brachte er ein großes Paket mit Lebensmitteln heim: Wurst, Käse, getrocknete Fische und Brot. Er leerte ein Fach des Wäscheschranks und stopfte die Viktualien hinein. Darauf nahm er, vor dem Schrank stehen bleibend, einen frugalen Imbiß zu sich. Es wurde an die Tür geklopft. Er antwortete nicht. Nach einem zweiten Pochen betrat Ulrike das Zimmer.

„Ich wollte fragen, ob Ihr Zorn gegen uns nicht schon ein wenig verraucht ist", erkundigte sie sich in bescheidener Haltung, ohne sich von der Tür zu entfernen.

Er antwortete nicht.

„Es wäre an der Zeit, daß Sie sich mit Ihrer Frau aussprechen," fuhr Ulrike fort; „der Zustand ist für Frau Christine und für die Kinder recht unerquicklich."

Keine Antwort.

Ulrike wartete wohl eine Viertelminute lang, ehe sie den furchtbaren Schlag führte, der der Zweck ihres Besuchs war. „Auch fühle ich mich verpflichtet, Ihnen mitzuteilen, daß wir das Palais des verstorbenen Herzogs von Chamfort gemietet haben," sagte sie mit gezirkelter Gelassenheit; „am ersten Mai beziehen wir das Haus. Es ist nicht teuer, wenn man die Lage und die großen Verhältnisse bedenkt. Remisen und Stallungen, zahlreiche Wirtschaftsräume, gekachelte Küchen,

fünf oder sechs Badezimmer, Marmorsaal und anderthalb Joch Park."

Keine Antwort, nur Erstarrung. Der untersetzte kleine Mann vor dem Schrank hätte ebensogut aus Wachs sein können. Die Augen stierten glasig in das Nahrungsmitteldepot. Ungeheuerlich, was er hörte. Sein Gehirn drehte sich in Schrauben.

Die Stimme fuhr fort zu sprechen. Sie verbreitete sich über weitere Einzelheiten der neuen Wohnung. In Mylius überstürzten sich formlose Trümmer von Gedanken. Das Chamfortsche Palais gemietet; er wußte, was das war; ein Herrschaftssitz für Lebensführung größten Stils. Er hatte Lust, laut herauszuplatzen. Der Schlund brannte wie von Alkohol.

Man muß sich vielleicht mit ihr verbünden, dachte er; man muß ihr ins Gewissen reden, das Ungeheuerliche zu verhindern suchen; vielleicht kommt sie zur Einsicht. Er atmete schwer. Zu Kreuze kriechen also? wühlte es in ihm; die Einsicht dürfte nicht fehlen, aber die Bosheit, die Bosheit, die ist stärker als alles andere.

Im Notfall kann man ja zu äußersten Maßregeln greifen, war die nächste Erwägung; ich gehe zum Polizeipräsidenten, erlege eine Summe für die Armen, sagen wir tausend Gulden, bitte ihn um seine Unterstützung, und man schafft sie über die Grenze. Wenn es aber mißlingt? Die Leute sind oft feig und scheuen den Skandal. Hofratsnichte und so. Es könnten sich auch liberale Einflüsse geltend machen. Bei alledem bleiben die Schulden bestehen, die bereits auf meinen Namen laufen. Und die anwachsen, von Tag zu Tag anwachsen, barmherziger Gott! Wie wäre es, wenn man die Familie fortschickte, in eine andere Stadt spedierte? Oder wenn man dem Frauenzimmer selbst einen gewissen Betrag

anbieten, sich von ihr loskaufen würde? Es läuft ja sicher auf eine ordinäre Erpressung hinaus.

Aber gerade dieser Gedanke, der Rettung verhieß, flößte die lähmendste Furcht ein.

Währenddem sagte Ulrike, immer in der gleichen bescheidenen Haltung und in herzlich besorgtem Ton, auch er müsse, schon aus Gesundheitsrücksichten, sein Leben gründlich ändern. Er brauche Menschen, er brauche Zerstreuung. Amüsantere Gesellschaft als die ihre könne sie ihm ja vorläufig nicht verschaffen: leider; aber späterhin sei nichts leichter als das. Hübsche Frauen, verführerische hübsche kleine Frauen. Junge Welt überhaupt. Da habe man zum Beispiel die Bekanntschaft eines Grafen Ler gemacht; er sei schon ein paarmal im Haus gewesen; lustiger Bursche, voll von Späßen und Tollheiten; die Mädchen interessierten sich ausnehmend für ihn. Ferner sei da ein junger Freund von ihr, Eduard Melander, den sie vorstellen wolle; eine Nummer eins; profund gescheit, bildhübsch, von tadellosen Manieren, Dozent der Nationalökonomie und Persona grata beim Bankpräsidenten von Wallersheim. Und noch jemand sei da, den sie vor allem im Auge habe, ihr Bruder Franz. Er verlasse jetzt seinen Posten in Madrid, und sie habe ihm geschrieben, er möge seine Herreise beschleunigen. Der unterhaltendste Mensch, den sie kenne; beliebt in den höchsten Kreisen der Gesellschaft und ein Meister des Klavierspiels. Sie erzählte eine Geschichte, die es bewies. In Paris hätten einmal Anton Rubinstein und er die Berceuse von Chopin abwechselnd hinter einer spanischen Wand gespielt und keiner der Zuhörer hätte unterscheiden können, wer am Flügel saß.

Mylius dachte: angenommen, ich wende mich an einen Advokaten; er wird sagen: Sie besitzen also soundsoviele

Millionen und wünschen die Familie vom Zinsengenuß auszuschließen; was für einen Zweck verfolgen Sie damit? Ich schlage sie zum Kapital, erwidere ich; fünf Prozent von dreimalhunderttausend Gulden sind fünfzehntausend Gulden, und so hecken die Gulden, ohne daß ich nur den Finger rühre, immer neue Gulden. Leuchtet das nicht ein? Die Wirtschaft, die Erhaltung der Kinder, alles zusammen hat mich bisher etwa viertausend Gulden im Jahr gekostet; das übrige hat geheckt; können Sie das nicht begreifen? Er begreift es vielleicht wirklich nicht. Er stellt sich gegen mich und verrät mich am Ende auch noch. Die ganze Welt ist gegen mich. Alles ist verloren.

„Die Kinder sind heute abend im Theater," sprach Ulrike weiter; „ich habe ihnen eine Loge genommen. Nur Josephe ist zu Hause. Mit Josephe hat man einen schweren Stand; sie macht sich aus keinem Vergnügen was. Frau Christine hat sich zur Ruhe begeben. Sie klagt beständig über Kopfschmerzen. Sie muß im Juni fort, nach Nauheim oder Aix-les-Bains, später ins Engadin. Sie hat viel Versäumtes nachzuholen."

Bei jedem Wort fast zuckte Mylius wie bei einem Nadelstich zusammen.

„Sie haben es hier kalt," fuhr Ulrike fort, „die Glieder erstarren mir schon. Kommen Sie doch ins Wohnzimmer hinüber, dort ist es behaglicher und wir können ebensogut plaudern. Spielen Sie Pikett? Wir könnten eine Partie Pikett spielen, das lenkt ab. In London hab ich jeden Abend mit Sir Edward Craffts gespielt; dafür nannte er mich seine Sorgenverscheucherin. Es ist kinderleicht; in einer Viertelstunde haben Sies inne, wenn Sies noch nicht können."

Sie ging auf ihn zu und bot ihm lächelnd den Arm. Er rührte sich nicht. Da fixierte sie ihn, bückte sich ein wenig und

sah ihm aufmerksam in die roten, wimperlosen Augen. Ihre Züge nahmen den Ausdruck der Besorgnis an.

„Das gefällt mir nicht," sagte sie kopfschüttelnd; „Ihre Augen gefallen mir nicht. Wenn mich nicht alles trügt, ist irgend etwas mit Ihrer Leber nicht in Ordnung. Lassen Sie mal sehen; halten Sie eine Sekunde still: die Iris ist ganz gelb; und der Blick: so schwimmend, so gespalten. Das sind sichere Anzeichen. Aber Sie brauchen nicht zu erschrecken; es ist eine Kleinigkeit, nicht der Rede wert, wenn Sie sich schonen. Dazu brauchen wir nicht einmal einen Arzt. Am Morgen ein Glas Karlsbader Wasser, dann ein bißchen Bewegung, und strenge Diät. Darauf versteh ich mich aus dem Effeff. Ich habe ja fünf Monate lang eine leberleidende Dame gepflegt, die gute Lady Pomfret in Tottenham. Vor allem ist Aufregung zu vermeiden. Aufregung ist Gift. Keine Zornausbrüche, keine Szenen, keine plötzlichen Wallungen."

Bis zu dieser Stunde hatte sich Mylius niemals um seine Gesundheit gekümmert. Er hatte niemals über seinen Körper und dessen Funktionen nachgedacht und niemals das geringste Unbehagen verspürt. Die angebliche Entdeckung Ulrikes machte ihn stutzig, hauptsächlich weil sie ihn so unerwartet traf und weil Ulrike einen so ängstlichen Eifer zeigte. Es wollte ihm jetzt allerdings scheinen, als habe er gewisse Beschwerden außer acht gelassen, gewisse Mahnungen unterdrückt, und er erbleichte bei dem Gedanken, eines seiner Organe könne in aller Stille von einem Leiden befallen sein, das möglicherweise unheilbar war. Wie alle gesunden Männer hatte er seine Natur für gefeit gegen Krankheiten gehalten, und Ulrikes Worte erregten daher, je länger er sie überlegte, eine desto größere Bestürzung in ihm.

Da er sich noch immer nicht rührte, ergriff sie seine

feuchtkalte Hand und zog ihn mit einem aufmunternden Laut aus der Versteinerung. Er ging mit ihr, und seine Züge boten das Bild eines inneren Sturmes und einer Niederlage, der sich Scham und Entmutigung gesellte. Sie führte ihn ins Wohnzimmer, hieß ihn im Lehnstuhl Platz nehmen, und als sie bemerkte, daß seine Füße noch in den schweren und schmutzigen Stiefeln steckten, kehrte sie zurück, um seine Hausschuhe zu holen. Sie kniete nieder, schnürte die Bänder auf und zog die Stiefel herunter. Er trug Fußlappen, die nicht ganz sauber waren; keine Spur von Ekel verriet sich in ihren Mienen. Er sah sie mit düsterer Verwunderung an, wie sie vor ihm kniete. Sie lächelte. Er wandte erschrocken den Blick wieder ab.

Da gewahrte Ulrike, daß Josephe unter der Türe stand. Sie war leise eingetreten und schaute stumm und ernst auf die vor dem Vater kniende Ulrike.

„Suchst du was, Josephe?" fragte Ulrike stirnrunzelnd.

Josephe schüttelte den Kopf und ging wieder hinaus.

Josephe

Die gemeinsame Stube, die Ulrike und Josephe innehatten, brachte sie in jedem Sinn einander näher.

Bisher war Josephe gewohnt gewesen, der Mutter über alles Rechenschaft abzulegen, was sie gedacht und getan, über Bücher, die sie gelesen, Begegnungen, die sie gehabt, Vorsätze, die sie gefaßt, Geschehnisse, von denen sie gehört. Sie zeigte sich hierin von einer unschuldigen und selbstverständlichen Mitteilsamkeit, und was sie vorbrachte, war das Unmittelbare, aus dem Quell geschöpft, ehe er sich an der

Oberfläche verbreitert. Begriff und Wort waren verschwistert; das Empfinden drängte zum Licht und verlangte seine Grenze und seine Form.

Seit sie die Mutter nicht mehr bereit fand, alle freie Zeit, die ihnen gemeinsam blieb, mit ihr zu teilen, weil Ulrike mit ihrer ganzen Unbekümmertheit dazwischentrat, war sie in ein kälteres Klima versetzt, und der freudigste Auftrieb ihres Wesens hatte kein rechtes Ziel mehr. Bevor Ulrike ins Haus gekommen, war es oft geschehen, wenn die abziehenden Beschäftigungen des Tages sie einander ferngehalten hatten, daß sich Christine noch spät am Abend an Josephes Bett niedergelassen und die Mitternacht sie noch in Gespräche vertieft gefunden hatte. Das entbehrte Josephe jetzt.

Es lag Ulrike daran, die Art der Beziehung zwischen Mutter und Tochter von beiden Seiten her zu ergründen, um sie von beiden Seiten her zu lockern. Sie erkannte, daß ihr Wort auf Christine nicht dauernd zu wirken vermochte, wenn Josephes Wort dagegen stand, und daß sie sich Josephes bemächtigen mußte, wenn sie Christine halten wollte. Schwieriges Beginnen, namentlich im Hinblick auf Josephes spröden Charakter. Wo war die Vorsichtige und klar Urteilende zu fassen? Mit grober Schmeichelei, nicht einmal mit feiner, und dem Honig, mit dem man die andern fing, konnte man da nicht viel ausrichten.

Die Liebe Josephes zur Mutter hatte etwas Unbehagliches für Ulrike. Sie befand sich nicht wohl dabei, es war ihr zumute wie einem eingefleischten Skeptiker, der gezwungen wird, täglich dem Hochamt beizuwohnen und fromme Mienen zu zeigen. Der mystisch-religiöse Zug in dem Verhältnis, der insbesondere bei Josephe hervortrat, erweckte ihren stärksten Widerwillen, auch als sie erfuhr, wie tief das Gefühl wurzelte und wie weit es zurückreichte.

In einer Nacht hatten sie sehr lange geplaudert. Das Licht war ausgelöscht, jede lag in ihrem Bett, und Josephe, die je munterer und aufgeschlossener wurde, je mehr die Stunde vorrückte, konnte kein Ende finden mit Fragen und Erinnerungen. Ulrike lenkte sie geschickt dort hin, wo sie sie haben wollte, und Josephe erzählte folgendes.

Sie war als achtjähriges Kind in schwerem Diphtheritisfieber gelegen. Ein zweijähriges Brüderchen, verzärtelter Liebling der Mutter, war den Tag vorher an derselben Krankheit gestorben. Sie wußte es mit jenem halben Wissen, das der umdämmerte Geist noch besitzt; sie hatte das fassungslose Weinen der Mutter gehört; sie hatte fremde Leute im Haus mehr gespürt als wahrgenommen, und was sonst noch in ihre Empfindung drang, war Trauer, Dunkelheit, Vernichtung und Abschied. Sie lag also da und niemand war im Zimmer. Im Winkel knisterte ein trübes Öllicht. Da öffnete sich leise die Tür, so schien es, und mit geisterhaftem Gang, weißgewandet, weiß im Gesicht, von der blonden Haarkrone schwer belastet, trat die Mutter an ihr Bett und trug, wunderlich zu sehen, im Arm den gestern gestorbenen Knaben, den Liebling ihrer späten Jahre, und säugte ihn, wunderlicher noch, an ihrer Brust. Obgleich kein Leben mehr in dem Kinde war, hing es doch mit seinen Lippen an der Mutterbrust, und es kam Josephe vor, als tränke es ein anderes höheres, unvergleichlich freudigeres Leben daraus, das mit seinem Hiersein und sogar mit der Liebesfülle, die es hatte genießen dürfen, nichts mehr gemein hatte. Sie streckte die Arme aus, um das Brüderchen zu sich zu nehmen; die Mutter senkte den Kopf und gab ihr das Kind und sprach: verbirgs in dir und schließ es fest in dich hinein. Deutlich verstand sie diese Worte, und da hatte sie auf einmal eine gewaltige Vorstellung von der Mutter; etwas so Erhabenes

und Feierliches lag in dem bloßen Gefühl: Mutter, so des Dankes über alle Maßen Würdiges und dem Unbegreiflichen Zugehöriges, daß dies ihr Inneres mit völlig neuem Leben füllte, mit neuer Zuversicht und Entschlossenheit. Sie wußte nun, daß sie genesen würde, und wollte es auch, aber was sie in jener Nacht erschaut und erfahren, blieb als unversehrbares Bild in ihrem Gemüt.

Ulrike schnitt im Finstern eine Grimasse. Das war ihr alles zu hoch und klang nach Überspanntheit und nach Traktätchen, wie sie dort im Norden, wo sie gewesen, üblich waren. Doch wie ging das zu: diese Josephe machte im allgemeinen einen ziemlich nüchternen und verständigen Eindruck; es schien, daß sich die Nüchternheit an irgendeinem Punkt überschlug; bei den Mylius'schen wußte man nie, wie man dran war; oder daß die Phantasie, von einer besonderen Beschaffenheit, in einer harten Schale lag, die erst von einer Leidenschaft gesprengt würde. Das konnte man sich zunutze machen.

Auch dies erzählte Josephe: In ihrem zwölften Jahr war sie einmal allein zu Hause, da hörte sie furchtbares Schreien aus der Kammer der Magd. Sie eilte hinzu und war Zeugin einer Geburt. In dem auch bei Tag finstern Verschlag brannte eine Kerze; deren Schein beleuchtete den zuckenden Schoß, der einen Klumpen blutigen Fleisches aus sich herausstieß: neues Leben. Sie begriff ohne Schrecken, fast auch ohne Mitleid; das Geheimnis blieb bestehen, doch geriet sie in abgründiges Denken. Mit andern Augen sah sie die Mutter an, mit andern auch sich selbst; wie wenn sie ein schmerzlich Abgespaltenes wäre und jene der Stamm; wie wenn sie durch ihre Existenz einen Raub verübt hätte, Blutraub, Seelenraub; wie wenn ihr Ich- und Selbstsein eine unbeglichene Schuld wäre und das göttlich-düstere Wunder,

welches Mutterschoß hieß, auf die letzte Erhöhung und Verehrung noch zu harren hätte.

„Über solche Dinge spintisiert man nicht," erklärte Ulrike mit einer bei ihr sonderbaren Regung von Prüderie; „darin unterscheidet sich ein Weib nicht von der Kuh im Stall, und unser Herrgott hat es wohlweislich so eingerichtet, daß wir ihm nicht in seine Apotheke gucken können. Wenn er die Fensterläden versperrt und den Riegel vor die Tür schiebt, wird er schon wissen warum."

„Gott ist aber kein Apotheker," antwortete Josephe, und man hörte ihrer Stimme an, daß sie lächelte, „er ist vielleicht ein Uhrmacher."

„Ein Uhrmacher? Wieso?"

„Ich weiß nicht recht. Ich denk mir ihn so. Der liebste Mann auf der Welt ist mir der Uhrmacher. Er sitzt so ernst und so geduldig und schaut sorgenvoll durch seine Lupe auf die Rädchen."

„Geduldig, ganz recht," pflichtete Ulrike bei, „geduldig muß man sein mit den Menschen, das stimmt."

Bei andern dieser nächtlichen Gespräche war es wieder Josephes unstillbares Verlangen nach Wahrheit, nach Aufschluß über Menschen und menschliches Treiben, das Ulrike in Verlegenheit setzte. Sonst hatte sie sich wohl damit an die Mutter gewendet, jetzt floß das volle Herz gegen Ulrike über. Was wußte sie nicht alles anzuführen: das nichtige Geschwätz eines gesellschaftlich höher Stehenden, das andächtig hingenommen, die Brutalität gegen eine dienende Kreatur, die von niemand gerügt wurde; die Nachsicht, die der Reiche, die Härte und Geringschätzung, die der Arme erfuhr: all das zweierlei Maß und Gewicht; die lügnerische Solidarität der Standesinteressen; die Phrase, in die sich Unvermögen und böser Wille hüllten; die frech verteidigten Privilegien des

Schädlings; die schnöde Vergewaltigung des Rechts, die gebilligt wurde, sofern ihr nur die Macht zur Seite war; die Schamlosigkeit, mit der jedermann die öffentlich gepriesenen Ideale für seine Person verleugnete, wenn ihm der kleinste Vorteil dafür winkte; daß man einem ins Gesicht schön tat, um ihn, sobald er den Rücken gekehrt, zu schmähen. Warum dem so sei, begehrte Josephe zu wissen, dringlich, auf Beispiele hinweisend. Was Menschen äußerten und was sie taten erregte ihre brennendste Teilnahme, und die unscheinbarsten Züge, die flüchtigsten Beobachtungen blieben in ihrem Gedächtnis haften.

Ulrike, ungern zur Antwort verhalten, griff zu Redensarten. Sie entschuldigte dies und jenes mit dem Brauch, mit der Notwendigkeit der Unterordnung, der Mangelhaftigkeit der Institutionen, dem vorgezeichneten Schicksal. Josephe ließ es nicht gelten: den Brauch nicht, der Heuchelei und Lüge freispricht, die Unterordnung nicht, die zur Knechtschaft verdammt, die schlechten Einrichtungen nicht, die es den Mächtigen leicht machen, das Elend der Bedrückten zu übersehen. Ihre Einwände und Feststellungen hatten die beharrliche Logik der vollkommenen inneren Unbestechlichkeit. Es gab Augenblicke, wo sie sich förmlich an Ulrike klammerte, an deren Erfahrung und Gefühl; sie forderte Licht, Beschwichtigung, Gehör. Sie berief sich auf die Religion, echte Protestantin, die sie war, und die Lehre, in ihrer Umwelt zu totem Buchstaben erstarrt, lebte in ihrer Brust als feuriger Stoff.

Aus Unterhaltungen mit Christine wußte Ulrike, daß gerade dieses Ungestüm, diese geistige Inbrunst es verhütet hatte, daß Christine vom Alltag zermürbt und verdüstert wurde. Es erfrischte sie, es verjüngte sie, es gab ihr Mut, Ausdauer und Festigkeit. Doch immer nur unter Josephes

unmittelbarem Einfluß, unter dem Zauber ihrer Nähe, ihrer Berührung, ihres Blicks, ihres zarten und unermüdlichen Werbens.

Ihr aber, Ulrike, war das ganze Fragen, Wollen, Deuten, Grübeln und Forschen Josephes im höchsten Grade unbequem. Die Lebensauffassung des jungen Mädchens lief ihrer innersten Natur zuwider, und nur mit großer Selbstbeherrschung vermochte sie sich zu aufmerksamem Zuhören und einigermaßen entsprechender Erwiderung. Es wurde ihr aber von Mal zu Mal schwerer. Lästiger Querkopf, dachte sie; was stochert sie beständig in den fertig gekochten Speisen herum, legt die Worte auf die Goldwage und zermartert sich das Hirn, warum das Gras grün und der Schnee weiß ist, warum der Herr Meier ein schiefes Maul und die Frau Müller Sommersprossen im Gesicht hat? Vorwitziges Getue. Man soll die Sachen auf sich beruhen lassen und nicht in alles die Nase hineinstecken.

Und nicht bloß weil es die beschlossenen Zwecke heischten, sondern aus langsam wachsendem Haß, Wesens- und Herzenshaß, richtete sie ihr Planen und Handeln gegen Josephe. Josephe war die geborene Widersacherin.

Der Verdacht, daß Ulrike darauf hinarbeitete, sie von der Mutter fernzuhalten, kam Josephe gar nicht in den Sinn. Wäre er aufgetaucht, so hätte sie doch keinen Grund gefunden, der Ulrike hätte veranlassen sollen, an dem besten Glück in ihrer beider Leben zu rütteln. Aber sie machte sich Gedanken darüber, daß Ulrike plötzlich so viel Herrschgewalt im Hause hatte, ihre Befugnisse von Tag zu Tag erweiterte und durch unerhörte Neuerungen die Wirtschaft aus dem Geleise hob. Sie machte sich Gedanken darüber, was zwischen Ulrike und dem Vater im Werke war und durch welche Umstände sie die Macht erlangt hatte, daß sie vor ihn hintrat, gleich

gegen gleich, und daß er sie zu fürchten schien, er, dessen Wort bisher das allein gefürchtete gewesen war.

So oft sie Ulrike fragte und zur Rede stellte, wich diese aus. Auch in den vertrauten nächtlichen Zwiegesprächen wurde sie abweisend, wenn sich Josephe nur eine Andeutung entschlüpfen ließ. „Ein andermal, es ist noch nicht an der Zeit", sagte sie; oder: „Das ist nichts für dich, das sind praktische Angelegenheiten", und verstummte.

Die Auftritte zwischen Ulrike und dem Vater konnten ihr nicht verborgen bleiben. Daß es sich dabei um Geld handelte, unterlag keinem Zweifel, auch nicht die Beziehung dieses Geldhaders zur Mutter, zu den Geschwistern, zu ihr selbst. Es schien, daß Ulrike für sie alle gegen den Vater kämpfte; aber wodurch hatte sie sich das Recht hiezu verschafft, wie konnte sie den Vater in solche Raserei versetzen?

Sich an die Schwestern zu wenden war vergeblich. Sie antworteten nicht einmal. Auch waren sie jetzt den ganzen Tag über unterwegs, oft in Ulrikes Gesellschaft, und wußten sich vor Geheimniskrämerei nicht zu lassen. Lothar zählte nicht. Er schien überaus beschäftigt; er hatte eine Menge neuer Bekanntschaften, mit denen er sich an luxuriösen Orten traf. So blieb nur die Mutter. Da hatte aber Ulrike vorgebaut, indem sie viel Aufhebens von einer nervösen Erschütterung machte, die Christine erlitten habe und sie als äußerst schonungsbedürftig hinstellte. Schon aus Dankbarkeit gegen die treusorgende Freundin also mußte sich Josephe ihren Anordnungen fügen, und um Ulrike ihren Gehorsam zu beweisen, wählte sie für das Beisammensein mit der Mutter die Stunden, in welchen auch jene bei ihr war. Das erregte und flackrige Wesen der Mutter war aber nicht danach angetan, ihre Beklommenheit zu beenden.

An dem Abend, wo die Geschwister im Theater waren,

hörte sie vom Zimmer des Vaters her die Stimme Ulrikes fast ununterbrochen auf ihn einreden. Es klang nicht wie Streit, aber als trüge die Luft es ihr zu, hatte sie die deutliche Empfindung von dem, was den Mann bewegte, sah sie förmlich sein von ohnmächtiger Wut verzerrtes Gesicht. Nachdem es wieder still geworden war, trieb sie die Unruhe aus der Kammer, und wie sehr erstaunte sie, Ulrike und den Vater friedlich im Wohnzimmer zu finden, sie zu seinen Füßen zu sehen, im Begriff, ihm die Stiefel auszuziehen. Auf alles war sie gefaßt gewesen, nur darauf nicht, und der Anblick wirkte auch keineswegs als versöhnliches Zeichen auf sie, sondern berührte sie als etwas Unheimliches und Furchterweckendes, sowohl die starre Haltung des Vaters, sein verkniffenes Gesicht mit den hilflos blinzelnden Augen, wie auch Ulrikes dienerinnenhaft ergebene Miene, die gar nicht zu ihrer sonstigen Art paßte. Nach Ulrikes unfreundlichem Zuruf verließ sie das Zimmer wieder, kehrte in ihre Kammer zurück, verließ auch die wieder und beschloß, zur Mutter zu gehen. Sie konnte vom Flur aus durch die Kammer der Schwestern zu ihr gelangen.

Christine lag auf dem Sofa, in einen Winkel gekauert wie ein aus dem Nest gefallener Vogel. Der Blick war Angst und Horchen.

„Mutter, was geschieht eigentlich bei uns?" fragte Josephe mit errungener, doch durchzitterter Ruhe.

„Was schon lange hätte geschehen sollen, mein Kind," antwortete Christine in die Luft hinein, „wozu wir aber zu schwach und zu feig waren."

„Ich verstehe nicht, was du meinst", sagte Josephe kopfschüttelnd. „Es kommt mir vor, als hättest du ein Zerwürfnis mit dem Vater. Warum sprichst du dann nicht mit ihm? Warum spricht nur Ulrike mit ihm?"

„Du hast ja gehört," versetzte Christine wie geistesabwesend; „zu schwach und zu feig. Außerdem wüßte ich wirklich nicht, was ich mit deinem Vater zu sprechen hätte."

„Mit meinem Vater? Mit deinem Mann", flüsterte Josephe bestürzt. „Das bist du nicht, die das sagt, Mutter."

„Doch, Josephe, ich bins, ich und keine andre," entgegnete Christine; „mein Mann, ja, wenn man will; wenn man es anders will, mein Zuchtmeister. Euer Vater, ja; insofern er euch in die Welt gesetzt hat. Das ist aber auch alles, was er für euch getan hat. Er hat nicht als Freund an mir gehandelt, jetzt erst ists an den Tag gekommen, und deshalb hat er auch keinen Anspruch auf meine Freundschaft mehr. Verzeih meine Bitterkeit, Josephe; das alles ist nichts für deine Ohren; du bist noch ein Kind und hast kein Urteil über so traurige Verhältnisse."

Josephe sah sie eine Weile fest an. „Ich bin kein Kind mehr," sagte sie dann, „und wär ichs noch: Kindheit ist eine Last."

Betroffen von dieser Äußerung streckte Christine beide Arme aus und Josephe beugte sich und zog die Hände der Mutter an die Lippen. „Du sprichst von traurigen Verhältnissen, Mutter," sagte sie verwundert; „was sind es denn für Verhältnisse? Weshalb darf ich nichts davon wissen? Bin ich denn deines Vertrauens nicht mehr würdig?"

„Ach nein," versetzte Christine etwas betreten; „Ulrike und ich, wir wollten dich nicht betrüben und dich nicht in den Strudel ziehn, der plötzlich in unserer Familie aufgerissen worden ist. Wir wollten dich so lang wie irgend möglich verschonen. Aber ich glaube selbst, es geht nun nicht länger, und Ulrike wird nichts dagegen haben, wenn ich dich von allem unterrichte."

Hastig und sprunghaft erzählte sie der regungslos lauschenden Josephe, daß und wie es Ulrike gelungen war, Kenntnis von dem ungeheuren Reichtum des Vaters zu gewinnen. Eine derartige Entdeckung gestalte natürlich das ganze Leben anders; abgesehen davon, daß ihr aus der jahrelangen Verheimlichung und gehässigen materiellen Einengung moralische Rechte erwachsen seien, würden durch die bloße Tatsache auch ihre äußerlichen Rechte als Gattin und Mutter auf sichrere Grundlage gestellt. „Was das zu bedeuten hat, kannst du dir ja ungefähr denken," schloß sie; „uns allen wird zumute sein wie lebendig Begrabenen, die aus der Gruft steigen."

Josephe, den Kopf gesenkt, antwortete lange nichts. Dann begann sie stockend: „Ich verstehe dich nicht, Mutter. Alles, was du sagst, ist mir rätselhaft. Du sagst, Vater sei ungeheuer reich, und er hätte seinen Reichtum verheimlicht. Ist denn das nicht sein gutes Recht? Mit dem, was er durch seine Arbeit, sein Wissen und seinen Fleiß erworben hat, kann er doch machen, was er will, kommt mir vor. Vielleicht hat er triftige Gründe gehabt, seinen Besitz zu verschweigen. Hast du ihn darum gefragt? Du müßtest ihn doch jedenfalls erst hören. Darf man ihm denn aus der Hand winden, was so ausschließlich und unbestreitbar das Seine ist? Materielle Einengung, sagst du. Haben wir denn Entbehrungen gelitten, Mutter? hat uns gehungert? haben wir gefroren? so, wie die Armen frieren, meine ich. Haben wir kein Obdach gehabt, keine Kleider, keine Schuhe? Wie kannst du also von Einengung reden; du weißt doch, wie viele Menschen verzweifelt um das Brot kämpfen, wie viel da draußen an Leben, genau so kostbares Leben wie unseres, jeden Tag zugrunde geht. Natürlich, es war nicht leicht für dich. Die Sorgen haben dich nie verlassen, und du hast dich demütigen

müssen um des elenden Geldes willen; aber waren es schließlich nicht doch geringe Sorgen und kleine Demütigungen, und ist es nicht sündhaft, wenn man sich darüber ernstlich beklagt? Du bist der Ansicht, daß der Mann, der Vater, in demselben Verhältnis zu geben und auszuteilen hat, in dem er besitzt und verdient; daß die Angehörigen von seinem Reichtum wissen sollen, damit sie sich keinen Wunsch zu versagen brauchen. Der Ansicht bin ich nicht, Mutter. Ich finde, daß wir keine andern Rechte haben, als er uns zugesteht. Belehre mich doch, wenn du es anders glaubst."

Christine schaute die Tochter überrascht an. Sie preßte die verflochtenen Finger hart unter das Kinn und schloß die Augen. „Wie selbstgerecht, Josephe," rief sie plötzlich, „wie selbstgerecht du bist!"

„Wirklich, Mutter?" fragte Josephe erschrocken; „wieso denn? belehre mich doch."

„Erwäge einmal das eine," fuhr Christine beherrschter fort, „erwäge einmal: wie würdest du über einen Menschen urteilen, mit dem du dich auf Gedeih und Verderb zur Kameradschaft fürs Leben verbunden hast, und der dein Teil Plage, deine wenn auch noch so bescheidene Beisteuer zur Existenz mit Mißtrauen und Hinterhältigkeit belohnt? Nimm an, du lebst treulich an seiner Seite, verwaltest sein Gut, hast dafür allerdings dein Auskommen, sehnst dich aber, sehnst dir das Herz aus dem Leibe nach ... sagen wir nach einem Stück buntem Stoff. Sagen wir, daß du mit ihm in der Einsamkeit haust, daß er alles getan hat, dich von den Menschen abzuschließen, damit keine Verführungen an dich herantreten, damit du auf ihn und sein Heim beschränkt bleibst und daß du dich dem auch ohne Murren unterwirfst. Nur sehnst du dich nach jenem Stück buntem Stoff. Er weiß, daß du dich danach sehnst, aber er behauptet, er könne es dir

nicht geben. Du leidest; es mag ein törichtes Leiden sein, aber du leidest; es gibt auch Entbehrungen des Auges, der Seele, der Phantasie, und die sind manchmal härter als die des Magens. Endlich entsagst du mit der Zeit, überzeugst dich, daß es nicht sein kann; da fügt es der Zufall, daß du in einem Versteck, das er sich heimlich angelegt, ganze Berge von diesem bunten Stoff findest, von dem ein Weniges genügt hätte, dich glücklich zu machen, und den er, der Kamerad, dein Weg- und Schicksalsgenosse, in aller Stille aufgespeichert hat, bloß um ihn zu haben, begreifst du? um zu haben, um nicht geben zu müssen, um nicht froh machen zu müssen. Was wirst du tun? was wirst du denken? wie muß dir dabei ums Herz sein?"

„Ich weiß es nicht, Mutter," brachte Josephe kaum vernehmlich hervor; „etwas ist trügerisch in deinem Gleichnis, aber ich kann nicht ergründen, was." Ohne Unterlaß fühlte sie eine fremde Art in der Mutter, einen Ton, der nicht ganz mit dem übereinstimmte, den sie kannte und liebte, und es fehlte ihr die Kraft zur Entgegnung.

„Trügerisch?" fragte Christine verletzt, „was sollte daran trügerisch sein? Du kannst es nicht ergründen, weil nichts zu ergründen da ist. Die Wahrheit liegt auf der flachen Hand. Ich habe lange genug den Sturmbock abgegeben, lange genug den Sparapparat. Mein Leben ist dabei draufgegangen. Ich bin eine Frau und bin doch keine Frau, verstehst du? Ich habe fünf Kinder geboren, und damit ist alles gesagt, was ich als Frau gewesen bin. Wärme, Zuspruch, Behütung, Liebe: als Frau hab ich nichts davon erlebt. Schließ dich nicht puritanisch zu, Josephe, du weißt mehr von mir als alle andern. Einundfünfzig Jahre bin ich alt, und schau," sie zog mit schmerzlich-eiligen Bewegungen die Nadeln aus ihrem Haar und ließ es auf die Schultern fallen, „mein Haar

ist noch nicht grau. Es heißt, daß die innerlich Unverbrauchten lange nicht grau werden. Alles andere an mir ist alt, Josephe. Alt bin ich und müde. Aber den bunten Stoff, siehst du, den will ich nicht missen, noch jetzt. Ich muß ein wenig Sonne haben; mich verlangt danach, frohe Gesichter um mich zu sehen; mich dürstet nach Lichterschein und daß ein bißchen Schönheit und freier Geist um mich blüht. In meiner Jugend wars ein Traum: Feste zu feiern, Freude zu spenden; Menschen, unbeschwert von der groben Notdurft, kommen zu Gast. Die Vorfahren hattens gelebt, ich kam zu spät. Es ist alles dürftig und welk um mich gewesen, klein und gierig und häßlich und knickerig und fröstlich; ohne dich hätts mich zerbrochen, da hast dus; und nun mußt du doch, du, Josephe, mich fassen können."

Sie sank auf das Polster zurück und kehrte das Gesicht zur Wand. Josephe bückte sich und hauchte einen Kuß auf ihre Schläfe. „Ich wills versuchen, Mutter," sagte sie liebreich; „zürn mir nicht, es ist ja alles so neu und sonderbar."

Aufblickend zuckte sie zusammen: Ulrike war eingetreten. Sie betrachtete Mutter und Tochter verdutzt. „Ist wer gestorben?" fragte sie kratzbürstig; „fast könnte man glauben, es wär ein Toter im Haus." Sie wußte sofort, was vorgegangen war.

Josephe schaute sie groß an. Sie setzte sich auf den Stuhl, faltete die Hände und sagte: „Die Mutter hat mir alles erzählt, Ulrike. Es war ja Zeit. Warum sollte nur ich allein nichts wissen."

„Nun, und wie hat das Fräulein Josephe es aufzunehmen geruht?" erkundigte sich Ulrike spitz und unzufrieden. „Es scheint, sie sieht unsere große Veränderung nicht mit günstigen Augen an. Das Reichsein macht ihr am Ende gar keine Freude. Oder doch?"

„Reich sein," sagte Josephe vor sich hin, „bedeutet dir das wirklich was, Ulrike? Ist es so viel für dich? Was ists denn?"

„Das fragt sie!" rief Ulrike und drückte ihre Hände an die Wangen, „das fragt sie! Denk dir, du liegst unter einem Aprikosenbaum und der süße Saft träufelt dir in den Mund. Du mußt nicht einmal einen Finger ausstrecken, um zu pflücken, es träufelt und träufelt, und du hast den Mund voll Frische und Süßigkeit. Oder denk dir, du bist umgeben von hunderttausend dienstfertigen Wichtelmännchen, die dir jeden Wunsch erfüllen, eh du ihn noch ausgesprochen hast, schneller noch als die Geister von Aladdins Wunderlampe, denk dirs aus, und du brauchst nicht mehr zu fragen."

„Also das richtige Schlaraffenland," warf Josephe lächelnd ein; „aber Schlaraffenland ist nicht gerade das, was ich mir wünsche."

„Nenns Schlaraffenland, nenns, wie du willst," antwortete Ulrike, die sich immer mehr in Feuer redete; „jedenfalls hast du den Schlüssel, der alle Türen sperrt, und die Zauberformel, die alle Rücken beugt. Die Welt behängt sich mit Fahnen für dich; man streut dir Rosen auf den Weg; wo du hinkommst, ist Musik und Freude und Lachen; überall wirst du anerkannt, überall wird dir gehuldigt, und der ausgemachteste Griesgram und Menschenfeind gibt sich Mühe, dir zu gefallen. Verachtest du das vielleicht? Findest du die Menschheit ansonsten so gefällig und zuspringlich? Ists angenehmer, durch ein Jammertal zu wandeln und mit Jammergestalten zu seufzen als durch ein Paradies, auch wenn das Paradies manchmal nicht ganz waschecht ist? Aber eures, das soll herrlicher werden, als ihrs träumen könnt, das Gelobte Land soll es werden, wo Milch und Honig fließt, und ich bins, die euch hineinführt, ich, Ulrike, die euch bei der Hand nimmt und zu euch spricht ‚Jetzt atmet, jetzt genießt.'"

„Genießen, das ist auch so ein Wort," sagte Josephe, die je verstimmter wurde, je mehr Ulrike sich enthusiasmierte; „es ist wie mit dem süßen Aprikosensaft, glaub ich; es dauert nicht lang, und der Gaumen verlangt Bitteres."

„Wie altklug, wie methusalemsklug," spottete Ulrike; „sagen Sie ihr doch, Frau Christine, daß viele ihr Bitteres schon bis zur Neige gekostet haben. Und wer wird dich abhalten, meine Liebe, dein Herz dorthin zu tragen, wo sie an den Wassern sitzen und weinen, die Trübsalbeladenen? Vergiß nicht, daß dich der Reichtum frei macht und daß die Schafsköpfe, die von Genügsamkeit und Kartoffelsuppe schwärmen, nicht einen einzigen Hungrigen damit satt machen und nicht einem einzigen von denen, die mit ihrer Gotteskraft im Dreck verkommen, nur zu einem freien Aufblick verhelfen können. Hast du das überlegt, du Neunmalgescheite?"

Wieder sah Josephe sie groß an, aber diesmal mit hellerem Blick.

Ulrike erhob sich. „Es ist halb elf, deine Mutter sollte schon längst im Bett sein", sagte sie, legte den Arm um Josephe und begleitete sie hinaus.

Josephe war entwaffnet. Es war eine siegende Gewalt in Ulrike, gegen die man sich nicht wehren konnte. Unerschrocken stürmte sie auf alles los, was ihr im Wege war, auf die Wolken im Gemüt der andern, um sie mit einem Wehen ihres kräftigen Atems fortzublasen, auf die Hindernisse, die ihr Fuß beim Schreiten fand, um sie beiseite zu schleudern. Ihr Lachen steckte an, ihr Wort belebte, ihre Bieg- und Schmiegsamkeit beschäftigte und entzückte, ihre derb-furchtlose Offenheit zerstreute Bedenken, und so kam es, daß Josephe eine unklare Beschämung empfand, als sie mit ihr die Kammer betrat und ihr die Hand reichte, denn Ulrike wollte noch einmal zu Christine hinüber.

„Aber das sollst du wissen, Ulrike," sagte sie leise, als Ulrike schon die Klinke gefaßt hielt, „wenn der Vater euch alle gegen sich hat, werde ich auf seiner Seite sein."

Ulrikes Blick verfinsterte sich, aber sie erwiderte nichts. Als sie draußen war, murmelte sie vor sich hin: „Wir wollens abwarten, Schatz, es wird sich zeigen, was wir für dich tun können." In Christines Zimmer machte sie sich angelegentlich zu schaffen, indem sie die Vorhänge zuzog, Decken zusammenfaltete und auf Stühle legte, den Leuchter auf den Nachttisch stellte, eine Karaffe mit Wasser füllte, Hantierungen, die sie bei sich spöttisch „nach dem Rechten sehen" nannte. Dann blieb sie vor dem Spiegel stehn, zupfte an ihrer Frisur herum und sagte mit tiefem, kurzem Auflachen: „Jetzt haben wir ihn."

Da Christine sich gespannt aufrichtete, beeilte sie sich hinzuzufügen: „Nicht als ob er was versprochen oder sich schon zu einer Erklärung herbeigelassen hätte. So weit sind wir noch nicht. Einstweilen spürt er nur unsern entschlossenen Willen und verkriecht sich in seine letzten Verschanzungen. Und aus denen müssen wir ihn vertreiben."

„Wenn es nur mit Güte und Überredung gelingt, Ulrike," sagte Christine; „nichts ist ärger als diese Katastrophenstimmung im Hause. Es reibt mich auf."

„Selbstverständlich mit Güte und Überredung," antwortete Ulrike verdrossen; „ich bin von früh bis abends gut und tue nichts anderes als überreden. Meine eigene Stimme ist mir schon fad. Aber Sie haben recht, um so mehr, als wir darauf angewiesen sind, daß er bald klein beigibt. Mit den achtzehntausend Gulden können wir keine Sprünge machen, und er muß unbedingt in die große Kasse greifen, damit Schwung in die Geschichte kommt. Und nun gute Nacht, Teuerste, schlafen Sie wohl."

Christine hielt ihre Hand. „Ich hoffe, Sie lassen uns nicht im Stich," sagte sie; „und wenn Sie mich bloß der Möglichkeit berauben, meine Dankesschuld abzutragen, die ja schon begonnen hat, als ich Sie zum ersten Male sah, wär es schlimm genug."

„Reden Sie mir nicht von Dank", versetzte Ulrike mit Ungeduld. „Dank ist Bezahlung. Ulrike läßt sich nicht bezahlen. Sie ist von Kopf bis zu Fuß unbezahlbar."

Christine lachte und Ulrike stimmte fröhlich mit ein.

Wenige Minuten später stand sie, die Kerzenflamme mit der Hand schirmend, am Bett der schlummernden Josephe. Sie sog Luft in die Lunge, dehnte die Brust aus, beugte sich etwas zurück und lächelte wie ein Mensch, der seinen Tag gut angewendet hat. Während sie sich langsam entkleidete, warf sie wieder einen Blick in den Spiegel, nickte sich anerkennend, doch ein wenig von oben herab, zu, dann legte sie sich hin, faltete die Hände über dem schöngeformten Busen und gähnte behaglich. Draußen ging die Flurtür, die Schwestern und Lothar kamen vom Theater. Sie sagte in den Abklang des Gähnens hinein: „Die Matratze taugt nichts, ich muß mich morgen nach einem anständigen Bett umsehn."

Sie fand keinen Schlaf, und es war nicht die schlechte Matratze allein, die sie wachhielt. Es war der Gedanke an Josephe und die Furcht, daß ihr Josephe bei dem Werk, das so verheißungsvolle Fortschritte machte, in den Arm fallen könnte. Lange starrte sie mit zusammengezogenen Brauen in die Dunkelheit; endlich war sie über den Weg, den sie gehen mußte, im klaren.

Josephe kam ihr entgegen. Am andern Tag begehrte sie von Ulrike zu wissen, was sie mit ihrer Andeutung von Hilfe gemeint habe, die der Reiche zu leisten vermöge. Ulrike verbreitete sich zuerst nur allgemein über das Thema, ließ aber

durchblicken, daß sie etwas Besonderes auf dem Herzen habe. Es gäbe gar vielerlei Elend in der Welt, sagte sie, und das ärgste sei dort zu finden, wo man sein Gewissen nicht einfach dadurch erleichtern könne, daß man in die Tasche greife und ein paar Taler auf den Tisch werfe. Nicht mit Geld sei da zu helfen, sondern mit Arbeit, mit hingebender Tätigkeit und indem man seine Tage opfere, seine Zeit. Wer anders aber könne Zeit opfern als der Reiche? Der Arme habe für sich selber nicht genug.

Da Josephe um nähere Erklärung drängte, erzählte Ulrike, sie habe, wenn sie müßig und sorgenvoll am Fenster ihrer Mansarde in der Dorotheergasse gesessen sei, oft in die Hofzimmer des gegenüberliegenden Hauses geschaut, und was sie dort gesehen, habe sie jedesmal so stark angegriffen, daß ihr die Tränen in die Augen geschossen seien. Lauter blinde Menschen; blinde Männer, blinde Weiber, blinde Greise und Jünglinge, Matronen und junge Mädchen, wohl an zwanzig Personen. Wie Schattengestalten hätten sie sich bewegt und als ob sie gar nicht aus Fleisch und Blut bestünden, eigentümlich leise zumeist, manchmal aber, indem sie einander schrille Worte zuwarfen oder in gellendes Gelächter ausbrachen. Oft auch habe man Weinen gehört, Schreien und Zanken, und das habe wie aus der Unterwelt geklungen, aus einem Reich der Verdammten. Das Schrecklichste jedoch seien die Augen gewesen, diese farblose Gallerte, die aus Mangel an Funktion geschlossenen Lider und damit verbunden der Ausdruck der Erloschenheit in den Zügen, das leere Tasten der Hände, das suchende Schreiten der Füße. Sie habe sich dann erkundigt und man hatte ihr gesagt, es sei ein privates Institut, von einem wohlhabenden Manne gegründet, einem Doktor Ritter, der in einer einzigen Woche seine Frau und seine sechs Kinder an der Cholera verloren

hatte. Immer und immer wieder habe es sie ans Fenster gezogen, aber weil ihr das fremde Zuschauen wie von einem Zirkusplatz aus häßlich und unwürdig erschienen sei, habe sie sich eines Tages entschlossen und sei hinübergegangen, von dem dumpfen Verlangen getrieben, etwas zu tun, etwas zu leisten, denn unter diesen Kreaturen ohne Licht, und seien es auch tausend, sei ein einziger Sehender ein allmächtiger Gott. Doch bei ihren eigenen bedrohten und armseligen Umständen, die sie mit ewiger Angst ums Brot und um die Leibesblöße erfüllten, was hätte sie da viel wirken sollen?

Wer aber solcher Sorge enthoben sei, der könne ein wahrer Himmelsbote sein; von der einfachen Handreichung und Führung bei den Ausgängen bis zu der schwierigen und am heißesten bedankten Arbeit, ihnen Lektüre zu beschaffen, sei ein weites Feld für barmherzige Hilfe.

„Lektüre? können sie denn lesen?" fragte Josephe erstaunt. Da erklärte ihr Ulrike die Braillesche Blindenschrift; wie durch ein System erhabener Zeichen alles Gedruckte und nur Sichtbare in ein Spürbares übertragen werde; der Blinde taste es ab, und seine Fingerspitzen verwandelten sich gleichsam in Augen.

Josephe dachte nach, und es war unschwer zu merken, daß das Vernommene in ihr gärte. Am andern Morgen schon bat sie Ulrike, mit ihr in die Anstalt zu gehen. Ulrike hatte darauf nur gewartet und war sofort bereit. Und wie sie ebenfalls erwartet hatte, die kleine Welt der Blinden machte auf Josephes von solchen Erfahrungen noch unberührten Geist einen gewaltigen Eindruck. Ohne langes Besinnen bot sie ihre Dienste an, ging am selben Nachmittag wieder hin, blieb bis zum Abend, erörterte stundenlang in der Nacht mit Ulrike die Aufgaben, die ihr erwuchsen, und die innige

Überzeugung, daß es das Nützliche und Rechte war, was sie tat, und einen verächtlichen Zustand von Trägheit und Unwissenheit beendete, hielt sie in einem beständig flammenden Eifer. In neuer Dankbarkeit auch gegen Ulrike und in Bewunderung für sie, die so gut Bescheid wußte in den verworrenen und dunklen Gassen des Lebens.

Es war vorauszusehen, daß sie sich alsbald mit der Blindenschrift beschäftigen würde, da diese Tätigkeit die höchsten Anforderungen an Geduld, Genauigkeit und Fleiß stellte. Alle Anstalten dieser Art warben hauptsächlich um Hilfskräfte für die Bibliothek ihrer Pfleglinge, und so gewann auch der Vorsteher des Ritterschen Instituts Josephe dafür. Wenige Stunden der Unterweisung genügten, daß sie sich an selbständige Arbeit wagen konnte; eines Tages wurde die metallne Tafel nebst allem Zubehör ins Haus gebracht. Josephe rückte den Tisch ans Fenster, breitete ihr Handwerkszeug aus, und von der Minute an war die Welt nicht mehr für sie vorhanden.

Kein Interesse mehr als dieses; kein anderes Ziel; was auch um sie gesprochen wurde, sie hörte es nicht; sieben, acht, ja neun Stunden des Tages, nicht selten auch am Abend noch saß sie mit dem Griffel in der Hand und bohrte ihn buchstabenformend in die kleinen Gitter der Tafel. Sie hatte Schillers „Don Carlos" gewählt; anfangs war sie froh, wenn sie fünfzig Verse täglich übertragen hatte, nach und nach wurden es hundert bis hundertzwanzig. Aber ihre Wangen verloren die Farbe, ihre Finger bekamen Beulen und die Augen rote Ränder.

Ulrike mahnte und zankte vergeblich. Zu sich selber sagte sie befriedigt: die ist versorgt und aufgehoben. Die Bedenken und Ängste, die sie gegen Christine äußerte, waren die reine Komödie. Hatte Christine zuerst dem Tun Josephes ihre

Billigung nicht versagt, so erschreckte sie nun die Leidenschaftlichkeit darin; Ulrike bestärkte sie in ihren Befürchtungen und legte ihr nahe, daß nur ein strenges mütterliches Verbot die Gefahren abwenden könne. Hierzu konnte sich Christine nicht bringen; sie war eines entschiedenen Wortes nicht mächtig, wenn Josephes Augen so ernst und forschend auf ihr ruhten; sie versuchte es mit Bitten, ja schließlich mit Tränen; aber als Josephe schwach wurde und zur Nachgiebigkeit geneigt, schüttelte Ulrike ironisch den Kopf und machte, als sie unter sich waren, spöttische Bemerkungen über wohlbehütete Fräuleins, die alles mit großen Vorsätzen und übertriebenem Kräfteaufwand begännen und beim ersten Hindernis mutlos die Flinte ins Korn würfen. Da entgegnete Josephe erglühend: „Das darfst du nicht sagen, Ulrike, das ist unrecht", und verdoppelte womöglich ihre Anstrengungen.

„Töricht von dir, hier im Haus zu arbeiten, wos jetzt drunter und drüber zugeht," sagte Ulrike; „warum richtest du dir deine Werkstatt nicht im Institut ein? Ein stiller Winkel findet sich dort gewiß. Da kontrolliert dich niemand und stört dich niemand, außerdem wird man dich auch nicht den ganzen Tag bei der nervenmörderischen Maschine sitzen lassen. Es gibt noch anderes zu tun; du kannst den Blinden vorlesen, kannst sie auf ihren Spaziergängen begleiten und lebst dich menschlich mit ihnen ein. Dagegen wird auch deine Mutter nichts zu erinnern haben."

Josephe befolgte den Rat. Sie verließ nun am Morgen das Haus und kehrte oft erst spät am Abend zurück. Wenn sich Christine nach ihr erkundigte oder über ihre Abwesenheit Befremden und Sorge äußerte, sagte Ulrike: „Kümmern Sie sich nicht um sie. Am besten, man läßt sie austoben. Eines Tages wird ihr die ganze Geschichte langweilig werden, und sie wird wieder das sanfte Haustöchterchen sein wie vorher."

Aber von Weile zu Weile, als trotz der Vorhersage die Wandlung ausblieb, schoß sie kleine vergiftete Pfeile gegen das arglose Herz Christines ab, sprach abfällig über den Selbständigkeitsrappel Josephes, ihren Mangel an Familiensinn und die falschen Ideen von Freiheit, die wie in so vielen Köpfen auch in ihrem Unheil angerichtet hätten.

Christine wurde traurig und hatte ein Gefühl des Verlustes. Da sie übermäßig viel Zeit hatte, Ulrike erlaubte ihr nicht die geringste Handreichung im Haus, verfiel sie ihren Gedanken wehrlos. Ulrike fand aber, daß dies nicht eben das Wünschenswerte war, und das Mittel, durch welches sie sie daran verhinderte, war so einfach wie unfehlbar. Sie hatte bald bemerkt, daß mit der neugewonnenen Muße auch die Lust zu geistiger Betätigung wieder in Christine erwachte; diesen Umstand nutzte sie aus, um Christines einsame Stunden zu füllen. Sie kaufte Bücher über Bücher; jeden Tag brachte sie ein Paket. Christine griff begierig nach der Nahrung, die sie seit ihren Mädchenjahren hatte entbehren müssen. Sie fing an zu lesen und hörte eigentlich nicht mehr auf. Sie las die Abende, die halben, die ganzen Nächte durch und sank in einen narkotischen Rausch, der ihr nach und nach alle Wirklichkeit verschleierte.

„Mon héros quoique petit..."

Die Keime, von der kundigen Hand in das empfängliche Erdreich gepflanzt, schossen nach allen Seiten empor. Es fehlte ihnen an Betreuung nicht, ihr üppiges Wachstum belohnte die Gärtnerin. Was immer sie in den Bereich ihres Wirkens zog, verwandelte sich wie unter der Berührung

eines Zauberstabes. Die Menschen verwandelten sich, die Dinge verwandelten sich; Altes wurde neu, Verbogenes wurde gerade, Gebrechliches räumte dem Unverbrauchten den Platz, Verblaßtes dem Glänzenden. Die gerufenen Helfer gehorchten dem Wink; dienende Arme streckten sich zahllos und in wetteifernder Hast, und gegen die Fülle des Geforderten stand aufreizend die Fülle des Gebotenen.

Ihr war wie als Kind, wenn sie sich auf der Landstraße müd gegangen hatte und stehen geblieben war, um ein Abrakadabra vor sich hinzusprechen; da war dann eine goldne Karosse mit betreßten Lakaien herangerollt, sie hatte sich hineingesetzt und war unter dem Staunen des Volkes davongefahren. Damals war die goldene Karosse ein Phantasiegebilde gewesen; jetzt hatte das beschwörende Abrakadabra eine greifbare Folge.

Auch das Staunen des Volkes war nicht bloß Einbildung. Die auffallende Umgestaltung des ehemals höchst bescheidenen Haushalts war zuerst das Gerede der Nachbarschaft, zog dann Kreis um Kreis und wurde die Neugier und das Aufmerken weithin. Die Kunde, daß die Familie das Chamfortsche Palais beziehen werde, erregte geradezu Sensation, und das schnellfüßige Gerücht übertrieb den Reichtum des Antiquitätenhändlers noch. Die Leute sprachen auf der Gasse und in den Kaffeehäusern davon. Manche wollten es immer gewußt oder wenigstens geahnt haben; manche zuckten die Achseln, als gehe es nicht mit rechten Dingen zu; manche schmeichelten sich mit wesenlosen Hoffnungen, zum Beispiel junge Leute der besseren Stände, die von drei heiratsfähigen Töchtern gehört hatten; andere wieder barsten vor Neid und Mißgunst.

Als sich Mylius solcherart zum Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gemacht sah, verlor er den Kopf völlig. Eben das

war es ja, was er gefürchtet hatte, der Alb seiner Träume. Er wußte nicht mehr, wohin sich flüchten. Er hatte das Wesen eines Verfolgten. Wer ihn nicht kannte, mußte glauben, einen von unauslöschlicher Schande Gebrandmarkten vor sich zu sehen. Seine Miene war verbissen, sein Blick scheu und ingrimmig. In seinem Laden war er für niemand zu sprechen und sperrte sich im Kontor ein. Beim Hin- und Rückweg wählte er die entlegenen Seitengassen und schlich hastig an den Häusermauern entlang. Das Kaffeehaus in der Bäckerstraße wagte er nicht mehr zu betreten. Grüßten ihn Leute, so sah er weg; redeten ihn Bekannte an, so knurrte er wie ein böser Hund und ging weiter. Beim Nachhausekommen warf er donnernd die Flurtür hinter sich zu, beeilte sich, in sein Zimmer zu gelangen, drehte drinnen den Schlüssel um und verschlang rasch, vor dem Schrank stehend, die kalte Mahlzeit, die er dem Vorratsfach entnahm. Wenn ihm eines seiner Kinder begegnete, blickte er nicht einmal empor; um Christine kümmerte er sich nicht; Ulrike ging er seit der letzten Auseinandersetzung aus dem Weg, mit Wut, Verachtung, Rachsucht und geheimem Verlangen in der Seele.

Ulrike aber wartete ihre Zeit ab, denn besiegt, das wußte sie, gab er sich noch nicht.

Eines Mittags, kurz nach Tisch, stand er zum Schrecken der drei Kücheninsassinnen plötzlich auf der Türschwelle und sagte finster: „Man hat euch ohne meine Zustimmung in Dienst genommen, ich kündige euch hiermit. In drei Tagen will ich keine mehr von euch hier sehen."

Sie schauten ratlos einander, dann ihn an, indessen war Ulrike hinzugekommen. Sie hatte sich, wie immer, wenn er zu Hause war, in Erwartung unangenehmer Zwischenfälle auf der Spähe befunden. Hinter Mylius stehend, gab sie den dreien Zeichen, winkte mit der Hand vor ihrem Gesicht

herum, deutete mit dem Finger auf ihre Stirn. Dann trat sie vor und fragte: „Was machen Sie denn in der Küche, Herr Mylius?"

„Ich habe mir erlaubt, meine Hausrechte auszuüben," antwortete Mylius dumpf, „ich habe den Damen da gekündigt."

„Gekündigt?" rief Ulrike aus, indem sie sich äußerst verwundert stellte, „weshalb denn? Liegt eine Klage vor oder ein Grund zur Unzufriedenheit? Wir, Frau Christine und ich, sind zufrieden, und ich denke, das genügt. Aber Sie werden wohl so freundlich sein, mir Ihre Beschwerden unter vier Augen mitzuteilen. Ein Mißverständnis, ihr Mädchen," wandte sie sich an die verblüfft dreinschauenden Dienstleute, „es hat nichts weiter auf sich."

Sie nahm Mylius beim Arm und verließ mit ihm die Küche.

An der Wohnzimmertür blieb Mylius stehen und würgte angestrengt hervor: „Ich bin also nicht mehr Herr in meinem Hause? Sie sind also gesonnen, mir die Autorität abzustreiten und auf eigene Faust zu regieren? Das will ich bloß wissen. Ja oder nein?"

„Kaltes Blut, Herr Mylius", erwiderte Ulrike gleichmütig. „Fressen Sie mich nur nicht. Ich habe Ihnen schon oft genug gesagt, daß Sie in dieser Tonart bei mir nichts ausrichten. Ihre ganze Methode ist falsch. Was die Autorität betrifft, die will kein Mensch antasten. Aber ich habe noch nie gehört, daß die Autorität eines Familienvaters sich darin zeigt, daß er die Leute, die seine Frau in Dienst genommen hat, ohne Ursache hinauswirft. Eine solche vernunftwidrige Handlung beweist nicht Autorität, sie untergräbt sie. Ich ersuche Sie nun zum letztenmal, die Verfügungen, die ich treffe, nicht zu durchkreuzen und auch meine Autorität gelten zu lassen."

Mylius stand wie ein gescholtener Lehrjunge vor ihr. Er knirschte mit den Zähnen. „So; die Methode ist falsch, meinen Sie", murmelte er nach einer Weile und zog die Brauen krampfhaft zusammen. „Schön; kommen Sie mal einen Augenblick in mein Zimmer, bitte."

Sie folgte ihm, diesmal in ungeheuchelter Verwunderung. Er setzte sich breit auf einen Stuhl, verschränkte die Arme und ließ einen mißmutig-prüfenden Blick an ihr emporgleiten. „Verhandeln wir also," sagte er; „verhandeln wir in der richtigen Methode. Ich bin bereit. Wieviel fordern Sie?"

Ulrike kniff ein wenig die Lider zusammen. „Ich verstehe kein Wort," entgegnete sie; „worüber verhandeln? Was soll ich fordern?"

Mylius rückte ungeduldig die Achseln. „Aber Verehrungswürdigste," krächzte er, „tun Sie doch nicht, als könnten Sie nicht bis drei zählen. Wir sind jetzt unter uns und wollen ein Geschäft abschließen. Sie wissen recht gut, was ich will. Beliebt es Ihnen, die Verschämte zu spielen, nun, so frag ich offen und ohne Umschweife: wieviel verlangen Sie, wenn Sie innerhalb vierundzwanzig Stunden das Haus und die Stadt verlassen, und zwar auf Nimmerwiederkehr? Überlegen Sie sichs, aber jetzt gleich, und nennen Sie einen zivilen Betrag."

Über Ulrikes Gesicht blitzte ein haßvoller Strahl. Sie nahm sich aber zusammen und lächelte entgegenkommend. „Was ist Ihnen denn die Sache wert?" erkundigte sie sich vorsichtig.

Mylius rieb die Lippen geschmäckerisch aufeinander. „Es kommt mich hart an," erwiderte er bedächtig; „ich bringe da ein kolossales Opfer und eigentlich für nichts. Aber ich will Ihnen zuliebe sehr weit gehen, sagen wir bis zu dreitausend Gulden."

Ein kleines gurrendes Lachen, wie von einer Taube, drang aus Ulrikes Kehle. „Knauser", sagte sie neckisch.

„Ist Ihnen das zu wenig?" forschte Mylius unruhig; „hören Sie, das ist doch eine ganz beträchtliche Summe für Sie. Damit ist Ihre Zukunft doch ziemlich gesichert. Sträflicher Leichtsinn wäre es, ein solches Anerbieten von der Hand zu weisen."

Abermals das halberstickte Taubenlachen. „Knauser" war alles, was Ulrike antwortete.

„Gut, ich tue mein Äußerstes und sage fünftausend. Aber schlagen Sie ein, eh michs reut, ich rat es Ihnen."

Da stemmte Ulrike die Arme in die Hüften und brach los. „Schau mir einer den Mann an! Eine Rarität, wie es keine in seinem ganzen Kramladen gibt! Kaufen will er mich! Für Geld will er mich kaufen! Feil soll ich ihm sein, und wohlfeil noch dazu! Dreitausend, fünftausend, wie auf der Auktion, zum ersten, zum zweiten, zum dritten! Zipp, zipp, mein Hühnchen, komm schön, friß das Würmchen! Da kann man ja Sittenstudien machen! Kassaschrank auf, mit dem Geld geklimpert! Münz im Sack, aha! Haben nur leider vergessen, daß ich keine verräucherte Truhe und kein verwittertes Grabmonument bin, sondern was ganz anderes, wovon der Herr allerdings wenig Ahnung zu haben scheint. Empfehle mich gehorsamst."

Damit sauste sie aus dem Zimmer und ließ Mylius vollkommen vernichtet sitzen.

Er ahnte dabei noch nicht, wie unwiderruflich er sich durch diesen übereilten Schritt in Ulrikes Gewalt begeben hatte. Jetzt hatte er ein schuldbeladenes Gewissen vor ihr. Und sie, in seiner Sprache ausgedrückt, hatte ein Guthaben bei ihm stehen, und ein erkleckliches dazu.

Der Fehler, den er begangen, fing an, ihn zu wurmen.

Er konnte das vor Entrüstung flammende Gesicht nicht vergessen. Es dünkte ihn sonderbar anziehend, dieses Gesicht, es hatte Züge edler Erhabenheit. Da sein Bestechungsversuch als mißlungen zu betrachten war, hatte er zum übrigen Leid auch noch den Verdruß gegen sich selbst.

Sein Bemühen war nun darauf gerichtet, sie zu versöhnen. Es war ja immerhin möglich, daß man noch auf gütlichem Weg zu einer Einigung mit ihr gelangte. Er überwand den Widerwillen gegen die Familie, der ihn seit der großen Rebellion erfüllte, und zeigte sich bisweilen unvermuteterweise im Wohnzimmer. Mit den roten, wimperlosen Augen blinzelte er Ulrike verlegen zu, suchte einen Blick von ihr zu erhaschen und nahm eine säuerlich bedauernde Miene an. Ulrike schien ihn jedoch nicht zu bemerken. Sie warf den Kopf zurück, wenn er in ihre Nähe kam, und schaute auf die andere Seite.

Der Gaumen ward ihm trocken. Sie stieg immer höher in seiner Meinung. Entweder ist sie eine ganz infernalisch verschmitzte Kreatur, räsonnierte er, oder sie macht sich wirklich nichts aus meinem Gelde. Gab es aber das? gab es einen Menschen auf der Welt, der solcher Lockung gegenüber taub blieb? einen Tugendhelden, uneigennützig und stolz? War es nur wahrscheinlich? Sprach es nicht aller Erfahrung Hohn? Alle hatte man kaufen können, so oder so. Dient sie am Ende wie Jakob ohne Lohn? grübelte er; wem aber? warum aber? Dann muß wenigstens etwas wie eine Rahel da sein; wer ist die Rahel, um die sie dient?

Dann kam ein Tag, an dem Ulrike zu milderer Auffassung seines Vergehens geneigt schien. Um sich in Gunst zu setzen, forderte er sie zum Pikettspiel auf, indem er sich erinnerte, daß sie ihn vor Wochen gefragt hatte, ob er dieses Spieles mächtig sei. Nach einigem Zaudern willigte sie ein. Ihre

Miene drückte ungefähr aus: ich bin ein guter Kerl und trage keinem was nach. Er spielte schlecht. Nachdem er den ersten Rubber verloren und sechsundzwanzig Kreuzer bezahlt hatte, fing er an, über seine Nerven zu klagen und daß der Kopf benommen sei. Ulrike stellte ein umschichtiges Verhör an und ließ sich die Symptome schildern. Als er fertig war, sagte sie, das alles beweise nur die Richtigkeit ihrer ersten Diagnose. Sie brachte ein medizinisches Handbuch herbei, das sie besaß, schlug unter dem Artikel Leber nach und las ihm vor. Da er ihre Ansicht und Warnung durch eine fachgerechte Schrift bestätigt sah, wurde ihm angst und bang. Sie gab Verhaltungsmaßregeln und er versprach, sie zu befolgen.

Am Morgen hatte er das Heilwasser zu trinken, nach der Mittagsmahlzeit mußte er anderthalb Stunden liegen. Strenge Diät. Verging er sich gegen die Vorschrift, so wurde sie bitterböse, und er mußte ihre Verzeihung erbetteln.

Während der befohlenen Ruhestunden saß sie bei ihm, um ihn zu unterhalten. Seine Zustände boten den Stoff. Die Frage, ob ein Arzt beizuziehen sei, verneinte sie entschieden. Sie hatte, was innere Gebrechen betraf, die übelste Erfahrung mit Ärzten gemacht. Sie zählte die Erfahrungen auf. Abschreckendes Bild. So ein Doktor kuriere, was zu kurieren er sich vorgenommen. Er nehme sich eine Krankheit vor, und der Kranke habe sie zu haben. Und wenn er sich noch so erweislich getäuscht, er werde nie den Irrtum einbekennen, sondern verstockt weiterstümpern, da die Standesehre ihm nicht erlaube, sich vor dem Laien zu blamieren; lieber solle der Laie verrecken. Die Herren Kollegen müßten sich natürlich solidarisch erklären, und so würden Menschen herzlos geopfert, denen im Grunde nichts fehle, als daß sie an die offiziell bescheinigte Wissenschaft glaubten.

Einen habe sie gekannt, einen sturen Gesellen, der beim Anblick des Patienten irgendwelchen tiefsinnig klingenden Kohl dahergeschwatzt habe, dann sei er nach Hause gerannt, um die Anzeichen im Büchel nachzulesen. Einen Rittmeister hätte einer an Krebs kuriert, und es sei der Bandwurm gewesen, und eine Gutsbesitzersfrau an der Wassersucht, die im achten Monat schwanger war. Die Berufenen wüßten es, aber Berufene seien auf jedem Gebiet selten; wenn nicht ein ganzer Kerl dahinter stehe, sehe es auch mit der Doktorei windig aus. Wozu also noch Geld an die Pfuscher verschwenden?

Das war Wasser auf Mylius' Mühle; erstens wegen der Verschwendung und dann, weil doch auch er den Menschen von Grund aus und in all ihren Betätigungen mißtraute. Die verwandte Saite erzitterte sympathisch. Er konnte nicht umhin, die tiefe Beherrschung des Gegenstandes zu bewundern, durch die Ulrike vor ihm glänzte, die Weisheit des Urteils, den klaren Blick. Was für ein Frauenzimmer! dachte er, wie gut wäre es, sie für sich zu haben!

Nach kurzer Zeit spürte er alle Übel, die sie an ihm wahrzunehmen behauptete, auch wirklich. Sie wußte, wie man Hypochonder erzieht, denn sie hatte eine ausgebildete Kenntnis von der Angst im andern und ein perfides System der Befragung, durch das jedes einzelne Organ des Leibes wie mit einem bösen Gewissen behaftet wurde. So häuften sich die Merkmale, als da sind: Unlust an Essen und Trinken, abwechselnd mit Heißhunger und verzehrendem Durst; Schwindelgefühl nach rascher Bewegung; unruhiger Schlaf mit quälenden Träumen; dumpfer Druck in der rechten Weiche; flatternder Puls; leichte Erregbarkeit und Neigung zu Wutausbrüchen.

Ulrike studierte sie liebevoll, und wenn sie zusammenfassend

ihre Schlüsse zog, klang es nicht tröstlich. Aber sie verstand auch zu zerstreuen und abzulenken, und wollte gar nichts mehr gegen die düsteren Ahnungen und bresthaften Störungen helfen, so nahm sie ihre Zuflucht zum Pikettspiel, bei dem ihre Lustigkeit und ihr beflissener Ehrgeiz ihn aufheiterten und zum Schmunzeln brachten. Sie fing ihn damit gänzlich ein, und an den Abenden, wo sie keine Zeit für ihn hatte, erschien er sich verlassen und verloren.

Vor dem, was im Hause sonst geschah, schloß er gewaltsam die Augen. Das ameisenhafte Getriebe, Kommen und Gehen von Lieferanten, Briefträgern, Boten, Bittstellern und Besuchern wischte er von der Tafel seiner Wahrnehmung weg. Manchen Tag war ein Rumoren, daß es in keinem Raum ein stilles Fleckchen gab. Im Flur standen die Handwerker und schwatzten; in der Küche wurde gehämmert; Kisten wurden gepackt und fortgetragen; Vorhänge von den Fenstern genommen; Christine rief von links, Ulrike von rechts; eine Modistin fragte nach Fräulein Esther, ein Schneider nach Herrn Lothar; ein Juwelier ließ etwas Unerklärliches ausrichten; ein Möbelhändler bat um Frist für den Lieferungstermin; ein Monteur wollte Auskunft über die Beleuchtung einer Freitreppe haben; ein Fuhrwerksbesitzer machte zwischen Tür und Angel ein beredtes Angebot; Aimée kam mit einem jungen russischen Windspiel nach Hause, das sie gekauft hatte: es ging zu wie auf einem Bahnhof. Hundertmal hörte man den Namen Ulrike; an ihr hing alles, ihr Wort galt alles, sie hatte zu bestimmen, zu raten, einzuteilen, zu beschwichtigen und anzueifern.

Mylius preßte die Hände gegen die Ohren, und wenn es zu toll wurde, kürzte er seine Siesta ab und ging in den Laden. Aber er hatte keine Freude mehr an seinem Beruf. Die schönen alten, kostbaren Dinge hatten ihr verborgenes

Leben eingebüßt. Der Kampf um sie reizte nicht mehr. Das verführerische und spannende Anschwellen ihres Wertes in der Nachfrage, das listige und alle Geisteskräfte beanspruchende Hinunterdrücken der Preise beim Kauf war nun ohne Lockung der nur von ihm allein gewußten Prämie. Er überließ die Geschäfte dem blaubebrillten Herrn Schmidt und erhob auch gegen dessen Vorschlag, eine Hilfsperson aufzunehmen, keinen Einwand. Ehedem hatte er sich jeden Tag stundenlang mit der Verwaltung des riesigen Vermögens, der Ordnung der Papiere, Bankausweise, Steuerverschreibungen und Führung der Bücher und offenen und verschleierten Konti beschäftigt; jetzt langweilte und ermüdete es ihn. „Ich bin dem nicht mehr gewachsen", klagte er. Er hielt Umschau nach einem vertrauenswürdigen Mann, auf den er die Bürde von Arbeit und Verantwortung überwälzen konnte. Er dachte an Abtretung des Geschäfts mit verbleibendem Gewinnanteil.

Herr Schmidt, der in aller Verschwiegenheit und Treue eines zwanzigjährigen Dienstes manche der Geheimnisse seines Chefs erkundet hatte, vermochte nicht, seine Bestürzung über den veränderten Kurs zu verhehlen. „Haben Sie mal was von den Danaiden gehört, lieber Schmidt?" fragte ihn Mylius mit resignierter Miene; „diese Danaiden waren Leute, die mit Scherben ein Faß füllen sollten, aus dem unten alles herausrann, was sie oben mit vieler Mühe hineingegossen hatten. Bedauernswerte Leute, nicht wahr? Nun sehen Sie, so geht es mir. Seit es unten rinnt, macht mir das Schöpfen keinen Spaß mehr."

Und außerdem, fuhr er für sich fort, hat es auch verdammt wenig Sinn, zu sammeln und sein Eigentum zu vermehren, wenn sich vielleicht schon der Tod in einem eingenistet hat. Mögen sie erben; mögen sie erben und lachen. Aber den

einen Gefallen tu ich ihnen nicht, daß ich sie bei meinen Lebzeiten schalten und walten lasse nach ihrer Herzenslust. Was zu retten ist, muß gerettet werden. Das bringt der alte Mylius nicht fertig, daß er an sich selbst zum Dieb und Räuber wird.

So bäumte sich die angeborene Natur ungebrochen und unbrechbar wider alle Versuche, sie zu biegen, und Ulrike erfuhr es. Sie hatte sich ausgerechnet, daß Christine, um die laufenden Ausgaben des Jahres, die Kosten des Umzugs, der Anschaffungen, der Einrichtung, der Miete und der neuen Lebenshaltung decken zu können, eine Summe von hunderttausend Gulden zur Verfügung haben mußte. Bei genauerer Überlegung sagte sie sich dann, daß dieser Betrag wohl fürs erste zureichte, aber doch nicht genügte, um mit völliger Freiheit und Sorglosigkeit zu wirtschaften, und man in einiger Zeit von neuem gezwungen sei, mit Mylius zu verhandeln und seinen, wie vorauszusehen war, verzweifelten Widerstand niederzukämpfen. Deshalb entschloß sie sich zu einem großen Schritt, und bei einer Unterredung, die sie Mylius feierlich angekündigt hatte, forderte sie für Christine und im Namen Christines einen Bankkredit von dreimal hunderttausend Gulden.

Mylius brach in ein neurasthenisches Gelächter aus. Der Schweiß trat ihm auf die Stirn.

Sie begann nun auf ihn einzureden. Sie sprach und sprach eine Viertel-, eine halbe Stunde lang. Sie nahm all ihre Seelenkenntnis, all ihre Phantasie, all ihre Schlauheit, alle Geduld zu Hilfe. Sie berief sich auf seine Vater- und Gattengefühle; sie wies auf das ungenutzt schwindende Dasein hin und die berechtigten Ansprüche der Jugend; sie malte die wohltätigen Folgen seiner Großmut aus, den Hochrespekt der Mitbürger, der Liebe der Familie, ein mit Ehren überhäuftes

Alter; im gleichen Atem beschwor sie die Schreckbilder des Siechtums und der Verlassenheit; sie überschüttete ihn mit Drohungen, Bitten, Sarkasmen, Beschuldigungen, Verachtungsausbrüchen und Beteuerungen ihrer Anhänglichkeit. Sie ergriff seine eiskalten Hände und streichelte sie, und als er noch immer stumm und steif und fahl auf seinem Stuhle saß, rief sie ihm zornbebend zu, er möge in seinem Geiz und Unflat verharren, sie gehe, sie habe genug, wozu solle sie sich für andere das Herz abhärmen und die Zunge wund reden, sie gehe und überlasse ihn seinem traurigen Jammer.

Da regte er sich. Er versuchte wieder zu feilschen. „Nichts da," fuhr ihm Ulrike ins Wort, „nicht ein Zehntel Heller wird abgehandelt." Nun stellte er die Bedingung, daß ihm am Ende jedes Quartals genaue Verrechnung vorzulegen sei und er, falls er finde, daß die Geldgebarung das annehmbare Maß überschreite, sein Zugeständnis widerrufen könne. Darein willigte Ulrike.

Uff, sagte sie zu sich selbst, als es soweit war und er unter ihren Augen den Auftrag an die Bank geschrieben hatte.

Mylius stützte mit der Gebärde eines gebrochenen Mannes den Kopf in die Hand. Er fing an, leise vor sich hinzuwimmern, daß er ruiniert sei. „Wozu das alles, wozu!" rief er schmerzlich, „doch nur, um zu fressen, zu saufen und sich zu putzen. So niederträchtig kann doch kein Mensch sein, daß er von mir verlangt, ich soll mit ansehen, wie mein eigen Fleisch und Blut Orgien feiert, sich dem Laster in die Arme wirft und den Ausschweifungen ergibt. Von meinem Gelde, von meinem schwer verdienten Gelde! Lassen Sie es nicht zu, gute Ulrike," er packte ihre Hände und rüttelte an ihnen; „verhindern Sie dieses Verbrechen. Lassen Sie mich alles zurücknehmen, ich will Ihnen dankbar sein bis an mein

Lebensende." Und der alte Mann brach in Schluchzen aus, das wie das rostige Knarren einer Tür klang.

Ulrike versicherte sich zunächst des unterschriebenen Briefes, dann sagte sie strafend: „Wenn Sie sich so aufregen, ist meine ganze schöne Kur für die Katz. Nach dem Abendessen nehmen Sie Brom und im Bett einen Dunstumschlag um den Bauch. Das beruhigt. Denken Sie doch ein wenig nach. Was will man denn von Ihnen? Zinsen. Kein Mensch will sich an dem heißgeliebten Kapital vergreifen. Kapital ist ein Heiligtum, das begreif ich. Aber Zinsen? Zinsen sind wie junge Salatblätter. Man rupft sie ab und verzehrt sie, und die Wurzeln bleiben stehen. Wer wird denn da heulen und die Hände ringen! Schämen Sie sich."

Mylius sah gepeinigt zu ihr empor. „Versprechen Sie mir, schwören Sie mir, liebe Freundin, daß kein Mißbrauch getrieben wird," sagte er; „ich sehe ja ein, daß ich in der Angst und Sparsamkeit zu weit gegangen bin und daß Ihre Absichten edelmütig sind. Ich habe mir selbst das Messer an die Kehle gesetzt, bin selber schuld. Aber halten Sie sie ab von Verschwendung, von unnützem Aufwand, von Prunksucht und Völlerei. Ich könnt es nicht überleben. Ich hatte nie kostspielige Bedürfnisse, Sie wissen es. Ich habe nie Wein getrunken, bin auf Reisen dritter Klasse gefahren, habe mir nie einen Wagen spendiert; ich besitze zwei Paar Stiefel, einen Sonntags- und einen Werktagsanzug, und wenn irgendwo Eintrittsgeld zu zahlen war, wo ich gern hineingegangen wäre, hab ich mir gesagt: du kannst getrost warten, es kommt gewiß der Tag, wo man auch umsonst hineinkann. Und so war es auch; kam er nicht, nun, so ließ ichs eben. Es sind ja Einbildungen: man genießt, und es ist vorbei. Ists doch immer nur ein Bröckchen, das auf den einzelnen kommt, und hat er nach was besonders Gleißendem gegriffen

und schaut in seine Hand, so ist nichts drin. Der Wunsch, den ich erfüllbar weiß, bleibt mir warm in der Brust, der erfüllte ist Schutt. Zwischen Rausch und Katzenjammer gibt es keine Leistung; der Mensch muß nüchtern sein. Wer verzichten kann, dem winkt der Kranz. Meinen Kindern fehlt der Begriff von der Würde des Erworbenen, Josephe vielleicht ausgenommen; Christine ist ein schwankes Rohr; also muß ich mich an Sie wenden. Wachen Sie über mein Gut, Ulrike; schwören Sie mir, daß Sie sie in Zucht und Vernunft halten."

Es lächerte Ulrike, daß sie immerfort vor alten Männern schwören sollte, und für die finstere Komik dieses Sichanklammerns an ihre Person hatte sie Verständnis. Sie sagte: „Sorgen Sie sich nicht. Ich kenne meine Pflicht. Es braucht keinen Schwur. Und jetzt machen Sie einen dicken Strich unter die Vergangenheit und fangen Sie mit uns allen ein neues Leben an."

Er schüttelte schwermütig den Kopf. Ulrike aber enteilte, flog in Christines Zimmer und hielt ihr triumphierend den von Mylius unterzeichneten Brief vor Augen. Christine stammelte: „Ich hätte es nie für möglich gehalten" und fiel der tapferen Freundin um den Hals. Esther, Aimée und Lothar waren nebenan; der rührende Auftritt zog sie herbei; Esther warf einen Blick auf das Blatt Papier, das ihre aller Zukunft in Gold tauchte, und stieß einen Jubelschrei aus; Aimée schlotterten die Knie vor Entzücken; Lothar ergriff die Schwestern bei den Händen, und zu dritt umtanzten sie Ulrike, die sich bewegt in ihr Taschentuch schneuzte. Eben war Josephe heimgekommen und konnte die freudige Entwicklung von der Schwelle aus wahrnehmen; der Abend war schon vorgeschritten, sie war müde, auch ihre Verwunderung hatte etwas Müdes, aber nicht bloß deshalb wirkte ihre

Gegenwart erkältend. Die Geschwister betrachteten sie schon wie eine Fremde; es trat verlegenes Schweigen ein, und sogar Christine wußte nicht recht, was sie sagen sollte.

Doch hatte sich Josephe innerlich bereits mit solchen Erlebnissen abgefunden. Es ging so vieles vor, was sie nicht ganz zu fassen vermochte, daß sie das Staunen beinahe verlernt hatte. Oder sie vergaß zu erstaunen, auch das war möglich bei ihr. Das Ziel der Begebenheiten war ihr ja bekannt, aber die einzelnen Stufen der Veränderung hatten zuviel Verwirrendes, als daß sie mit ihrer gelassenen Aufmerksamkeit immer hätte beurteilen können, wo man stand.

Heute zum Beispiel waren die meisten Zimmer leer. Am Morgen war der Möbelwagen dagewesen, und statt der vertrauten Dinge sah man die nackten, ein wenig abgescheuerten Wände. Gleichwohl war beschlossen worden, daß der eigentliche Umzug erst in vierzehn Tagen, Mitte Mai, vor sich gehen sollte, denn Ulrike hielt dafür, daß in der neuen Welt alles bis auf den letzten Hammerschlag und Pinselstrich fertig sein mußte, ehe man die alte verließ.

Die lieben Räume, dachte Josephe, indem sie versonnen von Tür zu Tür ging; hier ist man geboren, hier hat man die ersten Menschenlaute gelallt und ist mit ungelenken Schritten der Mutter in die Arme gewankt, die alles war, Himmel, Erde, Licht und Schall. Nun geht man fort wie von einer Brandstätte und andere werden kommen und ein unbekanntes Leben führen.

In jeder Ecke lags wie ein versteinerter Kindertraum, und die ungeschmückten Fenster starrten wie tote Augen. Es ist nicht gut, dachte Josephe und zog fröstelnd die Schultern zusammen, es kann auch nicht gut werden. Sie erinnerte sich, daß Ulrike einmal gesagt hatte: Stadtkinder haben keine Heimat; das Wort fiel ihr jetzt aufs Herz.

Am nächsten Abend, als sie nach Hause kam, waren Gäste im Eßzimmer. Daran war sie bereits gewöhnt; seit Wochen hatte sich lebhafte Geselligkeit eingenistet, und schon beim Öffnen der Flurtür hatte sie stets das heitere Durcheinander von Stimmen gehört. Sie kannte die Leute nicht und hatte auch keine Lust, sich unter sie zu mischen; dazu war sie viel zu müde. Aber wenn sie in der Küche ihr Essen holte, verriet ihr Nanette die Namen, einige mit ehrfürchtiger Betonung, einige mit gleichgültiger. Graf Lex war am häufigsten genannt; dann ein Herr von Pillersdorf; dann ein Baron Althann. „Warum gehen Sie nicht hinein?" fragte die freundliche Nanette stets, „sie sind so lustig drinnen." Und Josephe antwortete: „Ich bin zu müde."

Im Vorraum hingen die Mäntel und steife schwarze Hüte und feindselig aussehende Stöcke und Schirme. Der Vater schritt in Filzschuhen über den Flur und schälte im Gehen einen Apfel. Dies erschien Josephe außerordentlich bedrückend, sie wußte nicht warum. „Guten Abend, Vater", flüsterte sie. Er nickte ihr zu, ohne zu antworten. Sie hielt einen Teller mit Spargeln in der Hand, da ertönte von drinnen Musik, das Klavier, unverkennbar von einem Meister gespielt. „Das ist Fräulein Ulrikes Bruder", wurde Josephe von Nanette belehrt, die sich an ihre Seite geschlichen hatte, um ebenfalls zu lauschen.

Als das Stück zu Ende war, setzte sich Josephe auf die Bank im Flur wie eine Bettlerin und biß von den Spargeln die Köpfe ab. Drinnen entstand ein vielfaches Gutenachtsagen, sie wollte flüchten, merkte aber dann, daß es die Mutter war, die sich in ihr Zimmer zurückzog; gleich darauf schellte sie auch nach Nanette. Josephe blieb sitzen, lehnte den Kopf an die Mauer und hörte den plaudernden Stimmen zu. Es dauerte nicht lange, so schallten wieder die Töne des

Klaviers, diesmal präludierend, und nach wenigen Takten setzte eine Singstimme ein. Es war Ulrikes Stimme, ein tiefer, nicht ganz reiner, aber wohlklingender Alt. Sie sang ein französisches Scherzlied; Josephe verstand die Worte, deren Verfänglichkeit, wie man deutlich unterscheiden konnte, durch das soubrettenhaft Herausfordernde des Vortrags wirksam unterstützt wurde. Sie erinnerte sich plötzlich, wie Ulrike damals vor dem Vater das Gedicht vom Storch rezitiert hatte, und wie sie trotz des harmlosen Inhalts etwas an Ulrikes Haltung oder nur das Durchtriebene des Mienenspiels verletzt hatte.

Ulrike sang:

„Mon héros quoique petit
est mutin comme un grand diable;
sa bravoure et son esprit
L'ont rendu considérable.
Mais à table, mais à table
il vaut encore mieux qu'au lit."

Josephe hätte an dem Text nichts Auffälliges gefunden, wäre das Gelächter nicht gewesen, das nun folgte; dieses machte sie erröten. Sie ging in ihre Kammer, legte sich zu Bett und grübelte lange über Ulrike nach. Wenn sie sich Ulrike vorstellte, hatte sie eine warme und vertrauende Empfindung; doch wenn sie bloß dachte, wenn sie dies und jenes zusammenhielt und Schlüsse daraus zu ziehen versuchte, wollte keine Harmonie entstehen, und je mehr sie sich bemühte, je unkenntlicher wurde das Bild und je banger wurde ihr zumut.

Es steigerte sich bis zur Qual, aber mitten im Sinnen und Zweifeln schlief sie ein. Zwei oder drei Stunden mochte sie wie unter einer Faust geschlummert haben, da wachte sie

auf, und wieder war die Qual da. Gewohnt, wenn sie nachts erwachte, Ulrikes Atemzüge von der andern Wand her zu vernehmen, glaubte sie auch jetzt den starken rhythmischen Hauch zu hören, aber als sie dann angestrengter lauschte, schien es ihr, als sei die Schläferin drüben auch aufgewacht, denn es kam kein Laut.

„Ulrike!" rief sie gedämpft.

Sie erhielt keine Antwort.

Da zündete sie ein Streichholz an und machte Licht. Ulrike lag nicht im Bett und das Bett war unberührt. Sie sah auf die Uhr. Es war halb vier. Vor den Fenstern dämmerte es. Die Gäste können doch nicht mehr da sein, sagte sie sich; vielleicht ist etwas passiert. Sie sah nun, daß Ulrikes Kleider und Strümpfe auf dem Stuhl neben dem Bett lagen, ein wenig unordentlich, wie es stets der Fall war. Angst regte sich: wenn der Mutter etwas zugestoßen wäre? Vielleicht war sie krank geworden und hatte Ulrike gerufen. Diese Furcht trieb sie empor; sie schlüpfte in den Schlafrock und ging hinaus, um an der Tür der Mutter zu horchen. Kaum hatte sie, auf Zehen, ein paar Schritte gemacht, als sich die Tür von Lothars Schlafzimmer öffnete und Ulrike im Nachtgewand auf der Schwelle erschien. Das Gesicht war zurückgewendet; Kerzenschein fiel auf die gazellenhaft bewegliche Gestalt; die Hände waren im Scherz drohend erhoben, und sie flüsterte, die Melodie nur andeutend: „Mon héros quoique petit..." Unter leisem Lachen schloß sie behutsam die Tür; da stand Josephe vor ihr.

Mit einem wahren Pantherſprung hatte sie sie an der Schulter gepackt. „Gehst du spionieren, Mädel?" zischte sie.

Doch als sie das erstaunte, blasse, in der Dämmerung des Flurs übermäßig blasse Gesicht Josephes mit dem kindlich unbegreifenden, kindlich grübelnden Ausdruck aufmerksam

und nah betrachtete, ärgerte sie sich über ihre Aufwallung und das selbstverräterische Wort. Sie schüttelte unmutig das entbundene dichte, wie Gras aufsässige Haar und mit einer Kopfneigung gegen Lothars Kammer sagte sie in ihrer gewöhnlichen flotten Art: „Er hat Halsschmerzen und fiebert ein bißchen; ich hab ihm Kamillentee gekocht."

Josephe spürte, daß sie log. Und sie spürte, obwohl sie zu Boden schaute, den Blick unversöhnlichen Hasses aus Ulrikes Augen. Sie wünschte etwas sagen oder tun zu können, das diesen ihr unverständlichen Haß milderte, aber es war alles stumm und gefesselt in ihr.

Ein Kapitel ohne besondere Ereignisse

Am zwanzigsten Mai fand im Palais Mylius, wie es jetzt hieß, der festliche Einweihungsabend statt, mit Diner für fünfzig Personen, Zigeunerkapelle, Tanz, Gartenillumination und Entfaltung von Luxus jeder Art.

„Der Anfang ist das wichtigste," sagte Ulrike; „wenn ein Komödiant ein erfolgreiches Debüt hat, kann er sich gelegentlich auch mal erlauben, schlecht zu spielen; das Publikum beklatscht dann nicht mehr die Leistung, sondern die Firma."

Das weitläufige Haus hatte große, mittlere und kleine Gesellschaftsräume, die man zum Teil mit den schönen alten Chamfortschen Möbeln übernommen hatte. An jenem Abend war auch der Marmorsaal, eine stadtberühmte Sehenswürdigkeit, den Gästen geöffnet.

Es war bei der Kürze der Frist und dem Umstand, daß die Familie Mylius überhaupt keinen Anhang hatte, eine schätzbare Leistung Ulrikes gewesen, so viel Teilnehmer von

Rang und Stand für die Veranstaltung zu gewinnen, und nicht nur das, auch zu bewirken, daß sie sich förmlich dazu drängten. Aber einmal ist zu bedenken, daß es die erste Gesellschaft doch nicht war, die sich einstellte, sondern nur diejenige, die sich und andern glauben machen wollte, es zu sein; und dann verstand sich Ulrike gründlich auf den Köder. Es gab drei bewährte Angeln: eine für die Neugier, eine für den Ehrgeiz, eine für die Langeweile. Ulrike verlieh ihrem Weltverstand treffenden Ausdruck, indem sie sagte: „Wenn ich der Frau von Berber mitteile, daß die Frau von Gerber kommt, wird die Frau von Scherber eifersüchtig, und die Frau von Sperber bittet mich, ebenfalls kommen zu dürfen. Sind sie alle vier dagewesen, so wissen sie, was sie bei uns finden, und kommen wieder, weil sie da waren. So wirds gemacht, so entsteht Verkehr."

Eingeleitet hatte sie das große Unternehmen mit Hilfe des Grafen Lex und seiner Freunde Pillersdorf und Althann. Bei Picknicks, Ausfahrten, Ausflügen und im Theater lernte man die Mütter, Tanten, Schwestern, Vettern und Kusinen kennen; man wurde aufgefordert, Besuch zu machen; der Besuch wurde erwidert; kein Standesvorurteil war dem Zauber der Millionen gewachsen. Ahnengesegnete Aristokratinnen ließen den Dunkelgeborenen Gnade angedeihen, und was dann an Kaste sprossenabwärts kam, hatte dem großmütigen Beispiel bloß zu folgen. „Nichts zu wundern," sagte Ulrike, „wir haben den Speck und fangen die Mäuse."

Es redete sich bald herum, daß man bei Myliussens auf seine Rechnung käme. Kostbarkeit, Echtheit, Fülle sei zu finden, letztere namentlich im Hinblick auf die kulinarischen Genüsse. Die Frau des Hauses mache Figur, hieß es; man sehe ihr die gute Erziehung und Herkunft an; die älteren

Töchter (die jüngste, wie auch der Hausherr, blieb meist unsichtbar) seien interessante und anmutige Geschöpfe, weit über Erwarten bei den Erbinnen solchen Reichtums. Daß Ulrike es an sachgemäßer Unterweisung nicht hatte fehlen lassen und ihre beiden Zöglinge und Freundinnen wochenlang vorher wie ein Tanzmeister gedrillt hatte, verdient erwähnt zu werden. Sie brachte ihnen die Posen bei, die Kunst zu stehen und zu gehen, sich anzuziehen und den Kopf zu tragen, mit vielen Worten nichts und mit wenig Worten alles zu sagen. Es zeigte sich, daß sie in diesen Dingen eine außerordentliche Einsicht und Weisheit besaß und mehr noch Instinkt.

So sagte sie etwa: „Die Hauptsache ist, daß ihr die Vokabeln lernt. Ihr könnt mir glauben, daß es alles in allem nicht mehr als fünfhundert sind, die man braucht. Darin unterscheiden sich die Weltmenschen nicht von den Briefträgern und Marktweibern. Es sind nur andre Vokabeln, mehr sinds nicht. Aber man muß sie kennen."

Oder: „Zweierlei an euch müßt ihr in eurer Gewalt haben: das Lächeln und die Augen. Eine verheiratete Frau lächelt nicht wie ein junges Mädchen und einem General zeigt man ein anderes Gesicht als einem Leutnant. Wenn ihr bei jedem Witz eines unserer Unwiderstehlichen den Mund auseinanderzieht und die Nasenlöcher aufblaßt, wird man von euerm Geist nicht viel halten. Eine Dame muß aber, auch wenn sie keine Spur von Geist hat, sich so zu inszenieren verstehen, daß der verstockteste Bücherwurm nicht eine Sekunde an ihrer tiefgründigen Bildung zweifelt. Wenn ihr nichts wißt, so schweigt, und wenn ihr eine Albernheit zu reden fürchtet, leiert im stillen das Einmaleins herunter und nehmt im übrigen eure Augen zu Hilfe, dazu habt ihr sie. Ich habe dumme Gänse gekannt, die hatten Blicke, als wäre ihnen

die gesamte Philosophie mit der Muttermilch eingetrichtert worden."

Esther und Aimée, gelehrige Schülerinnen, handelten danach, jede in ihrer Weise. Bis ein Tag kam, wo sie sich der Bevormundung entschlugen, der Zentrifugalkraft statt der zentripedalen gehorchten und wie phantastische Kometen das gebundene System verließen, um in den gesetzlosen Raum zu schweifen.

Eine wesentliche Anziehungskraft des Mylius'schen Salons war der Vizekonsul Woytich, dessen glänzendes Klavierspiel fast täglich die Bewunderung der Zuhörer war. Außerdem schufen ihm seine Unterhaltungsgabe, seine Unerschöpflichkeit im Geschichtenerzählen eine wachsende Beliebtheit. Er kannte alle bedeutenden und berühmten Personen Europas, oder behauptete sie zu kennen, denn der Verdacht war manchmal nicht ganz abzuweisen, daß er ein wenig schwindelte. Doch es war amüsant. Selten geriet der Name eines großen Mannes zwischen das Gehege seiner Zähne, ohne daß er irgendwie lächerlich wurde; ja, Franz Woytich huldigte dem Grundsatz, daß große Menschen eigentlich immer lächerlich sind, wenn man nur den richtigen Blickpunkt findet, der sie verständlich macht und die gespannte Ehrfurcht der Menge wohltätig lindert. Das war wirklich erheiternd; alles atmete auf, wenn wieder ein bestaunter Koloß auf seinem Piedestal zu wackeln anfing. Waren zufällig Unwillige anwesend, so bot die Musik ein probates Mittel, ihnen den Mund zu schließen. Was können Virtuosenhände nicht alles übertünchen!

Vielfach erhob sich die Frage: wer sind denn nun diese Woytichs? Auskünfte über Familie, Landsmannschaft, militärischen Grad des Vaters beruhigten die Gemüter nicht, auch nicht die anheimelnde Tatsache, daß es einen Hofrat

des Namens gab, von verschollenem Kanzleiruhm zehrend. Dieses Fräulein Woytich, die ein so schwer bezeichenbares Amt im Hause Mylius versah, Verweserin, Freundin, Gebieterin, geheime Mittlerin, wer war sie? Weder durch Schönheit, noch durch Eleganz geradezu hervorragend, lenkte sie unweigerlich die Aufmerksamkeit auf sich. Offen bis zur Derbheit, bizarr bis zum Abstoßenden oft, hatte sie beständig einen Schwarm junger und alter Verehrer um sich, die ihr ergötzt und angeregt lauschten und keine Mühe scheuten, einen Blick aus den orientalisch funkelnden Augen zu erhaschen. Worin bestand der Reiz? was war die Besonderheit?

So ungefähr raunten die Bedenklichen, und die Stimmen drangen natürlich zu Ulrike. Sie lachte. „Die guten Leute wissen nicht recht, was sie aus mir machen sollen," sagte sie; „ich kann es ihnen nicht verübeln, denn bei Licht betrachtet, bin ich der Fuchs im Hühnerstall und darf mich nicht beschweren über das besorgte Gegacker und erschrockene Flügelschlagen. Hätt ich Zeit, so wollt ich mich mit ihnen auseinandersetzen, aber zum Glück für sie hab ich was Besseres zu tun."

In der Tat füllten ihre Obliegenheiten den achtzehnstündigen Tag bis zum Rand. Sie hatte zwei Diener, drei Hausmädchen, eine Zofe, einen Küchenchef, eine Köchin, zwei Küchenmädchen, einen Hauswart, einen Gärtner und zwei Gärtnerburschen zu lenken und zu beaufsichtigen. Als sie es nicht mehr allein bewältigen zu können erklärte, ließ sie mit Christines Erlaubnis ihre Schwester Anastasia kommen, die einen schlecht bezahlten Erzieherinnenposten in der Provinz bekleidete. Anastasia Woytich war eine schweigsame, höfliche, leidlich hübsche, aber etwas sauertöpfische junge Dame, die den leeren Blick eines Vogels hatte und wie auf einer Übeltat ertappt zusammenschreckte, wenn man sie

anredete. Ob sie die Schwester liebte, fürchtete oder beneidete, war nicht zu erforschen, aber sie nahm ihr die Hauptlast der Verwaltung ab, und Ulrike konnte sich mit mehr Freiheit den repräsentativen Pflichten und inneren Aufgaben widmen.

Sie verhandelte über den Kauf eines Landhauses und brachte ihn zustande. Sie schrieb die Einladungskarten zu den abendlichen Veranstaltungen und besprach mit Esther und Aimée die abzustattenden Visiten. Sie hatte die Rechnungen zu zahlen, die Wirtschaftsbücher zu führen, die großen Einkäufe zu überwachen, die Korrespondenz zu erledigen. Dies und das an Möbeln fehlte noch im Hause; ein Chippendale-Schrank für die Bibliothek; die Einrichtung für den Pavillon im Park; Pflanzen für den Wintergarten. Sie beschaffte es. Einige Stücke holte sie frech aus dem Mylius-schen Geschäft, dessen Leitung einstweilen Herr Schmidt übernommen hatte, so zum Beispiel eine köstliche Uhr von Leroy und eine wunderbare englische Puppe, einen Meter groß, die sie, nicht ohne verschwiegene Absicht für später, denn das seltene Werk erregte bei jedem Betrachten ein heftiges Besitzverlangen in ihr, in Esthers Zimmer aufstellte.

Sie mußte sich ferner um Mylius kümmern, der in den beiden entlegensten Räumen des Hauses in eigensinniger Abgeschlossenheit lebte und nur ihre Nähe duldete.

Am Tage des Umzugs war er plötzlich verschwunden. Er kam zu Mittag nicht nach Hause, er ließ sich am Nachmittag nicht sehen und blieb am Abend fort. Am folgenden Morgen erkundigte sich Ulrike, trotzdem sie vor Arbeit nicht aus noch ein wußte, im Laden. Herr Schmidt war verlegen und gab vor, nichts zu wissen. Aber Ulrike merkte ihm an, daß er den Aufenthaltsort seines Prinzipals wohl kannte, und es dauerte keine Viertelstunde, so hatte sie erfahren, wo der

Alte sich verborgen hielt, nämlich in der Wohnung des Herrn Schmidt selbst. Ulrike nahm einen Wagen und fuhr zu dem Haus in der Vorstadt. Sie stieg über finstere Treppen drei Stockwerke hoch, läutete an einer Tür, wartete, zog abermals an dem rostigen Glockenknopf, dann scharrten Schritte drinnen, die Tür wurde vorsichtig geöffnet, nur zu einem Spalt, und Mylius' mißtrauisch-spähendes Gesicht zeigte sich. Er erschrak, als er Ulrike gewahrte, doch ließ er sie ein. Sie fragte barsch, was er da mache. Er erwiderte, das gehe keinen Menschen was an. Das gehe sie aber sehr an, polterte sie, denn die Absicht, über sie und seine Familie Schande zu bringen, sei nicht zu verkennen, und sie werde nicht eher von der Stelle weichen, als bis er dieses Jammerquartier mit ihr zusammen verlasse.

Mit spöttischer Genugtuung spürte sie, daß sein Widerstand durch ihr bloßes Erscheinen gebrochen war. Und sie spürte auch, daß der Klang ihrer Stimme auf ihn wirkte wie ein Zauber. Er fühlte sich unbehaglich und lag in Feindschaft mit sich selbst. Er war froh, daß sie gekommen war, und indem er in Miene und Schweigen bissigen Trotz hervorkehrte, verbarg er das heimliche, schaurige Entzücken, das ihm ihr Anblick verursachte. So ließ er sich von ihr fortführen wie ein Knabe, der entlaufen ist und von seiner Erzieherin wieder heimgebracht wird.

Und damit war die Abhängigkeit besiegelt und das Verhältnis ein für allemal bestimmt. Eines alten Mannes Leiden; eines alten Mannes Scham; er wußte nun, was ihn widerstandslos machte. Die Stimme, die Stimme; er konnte an der Tür stehen, das Ohr ans Holz pressen und mit pochendem Puls lauschen, ob von irgendwoher die Stimme zu ihm drang. Er hatte sich unter das Dach des riesigen Prunkpalastes geflüchtet und zitterte vor Glück, wenn die Stimme

schalt und sich über sein Verkriechen mokierte. O, der Spott, wie er traf und Wunden riß und wie er zugleich das Öl war, das über die Schwären rieselte! Gab es ein unwiederbringliches Versäumnis? Die Jahre, wie Zentnersteine, lagen in einem Brunnenschacht und hatten etwas Blühendes da unten zermalmt. Und nun stand man an der Tür, hielt das Ohr ans Holz gepreßt und horchte, horchte...

Keinen Menschen ließ er zu sich, mit keinem sprach er. Nur Ulrike antwortete er auf Fragen, nur für ihren Zuspruch war er empfänglich, und geschah es, daß sie tagsüber nicht die Zeit zur gewohnten Kartenpartie gefunden oder gar nicht erschienen war, so kam er am Abend herunter, erschien plötzlich zur peinlichen Überraschung seiner Angehörigen wie der Gäste im Rauchzimmer, schlurrte auf seinen Filzpantoffeln über das Parkett, starrte mit den roten wimperlosen Augen mißbilligend und beinahe tückisch die fremden Leute an und ging erst wieder, wenn ihn Ulrike hinausbegleitete und oben mit Geduld die Aufzählung seiner Gebresten anhörte. Niemals erkundigte er sich nach Christine; es war, als sei sie tot für ihn und habe kein Andenken hinterlassen.

Christine ihrerseits kümmerte sich ebensowenig um ihn und hatte ihn ausgeschaltet aus ihrem Leben. Auch sie verlangte nach Ulrikes Gesellschaft und wurde verstimmt, wenn sie sie entbehren mußte. Umgeben von ihren Gästen, lachte und plauderte sie sorglos, hatte Züge einer verfeinerten geistigen Schalkhaftigkeit, war wissensdurstig, eindrucksfähig, dankbar, wenn sich ihr jemand in persönlicher Art erschloß, voll Enthusiasmus für alles Können, alles Bilden, alles kräftige Sein. Kaum aber hatten die Menschen sie verlassen, so zog sie sich auch von der Wirklichkeit zurück und gab sich ihrer wahl- und maßlosen Lektüre hin.

Ganze Stöße von Büchern waren um sie aufgestapelt, lagen auf Stühlen, Sophas, Teppichen und Tischen; die Romane der Nationen, Balzac und Dickens, Daudet und Spielhagen, Edgren-Leffler und Turgenjew, Boccaccio und Andersen; philosophische und populärwissenschaftliche Schriften, Theaterstücke und Gedichte. Tief in die Nächte hinein kauerte sie bei der Lampe und las, verwühlte sich in das vorgetäuschte Leben, hastete von Buch zu Buch, von Gestalt zu Gestalt, von Schemen zu Schemen. Der Morgen fand sie gelb und welk, allmählich verfettete ihr Körper.

Hatte sie sich in der farbigen Schattenwelt müde geirrt, oder war ein Abend still und ohne fremde Menschen, so forderte sie, daß Ulrike bei ihr sei. Ulrikes Nähe bot Ersatz für alles, für die Kinder und den Gatten, für die Bücher und die Welt. Wenn Ulrike da war, brauchte man Oper und Schauspiel nicht, Ausfahrt und abendliche Empfänge nicht, Ulrike löste alle Spannungen, beseitigte Zweifel, entknüpfte Wirrnisse, erweichte Härten, deutete Zeichen, zauberte den Schlaf herbei, wenn die Nerven aufrührerisch waren, und hieß das mattgewordene Herz wieder lebhafter schlagen. Ulrike war der Stundenweiser, das Elixier und die Seele der Dinge. Christine vergötterte Ulrike. Kein Gedanke, der nicht mit Ulrike ging und um sie webte, kein Hauch, der sich nicht auf sie bezog.

Da sie so vielen vieles sein mußte, fand es Ulrike schwer, den einzelnen gerecht zu werden. Es bedurfte oft scharfsinniger Erwägungen und wohlvorbereiteter Schachzüge, damit das Nützliche und Zweckvolle nicht vom wuchernden Tagesgetriebe verdrängt oder verdunkelt wurde. Einerseits war es das Projekt, Esther mit dem Grafen Lex zu verheiraten, das sie nicht aus den Augen ließ und das ihre ganze Geschicklichkeit und Kunst der Menschenbehandlung

beanspruchte; andrerseits war es Lothar, der ihr Grund zu Besorgnissen gab und dessen Tollheiten und Übergriffe zu zügeln sie fast keine Möglichkeit mehr sah. Er hatte aus eigenem Beschluß die vorletzte Klasse des Gymnasiums verlassen und führte das Leben eines vornehmen Nichtstuers. Kostspielige Liebhabereien und nicht minder kostspielige Kameraderien füllten seine Zeit, und nicht selten verbrachte er halbe Nächte außer dem Haus. Ulrike erkannte die Entartung, die wie Brand im Fleische war; aus gesundem Bürgertum schwärte es hervor, unergründlich rachsüchtig und Stigma des absteigenden Jahrhunderts.

Verfall hatte sie vorausgesehen; er lag auch in ihrer Absicht; dies aber ging ein wenig zu schnell. Als sie sich dem Knaben hingegeben hatte, um ihn an sich zu fesseln und sein brennendes Liebesverlangen zu stillen, hatte sie gehofft, daß sie ihn eine Weile noch würde halten können. Ihre Pläne rechneten mit ihm; sie brauchte ihn. Keinesfalls durfte er abspenstig werden. Sie hatte es leicht genommen, sich leicht geschenkt, so hatte die Natur sie geschaffen. Leidenschaft der Sinne: Leidenschaft der Stunde. Sie lehrte ihn: „Ein richtiger Kerl geht durch so was durch, als wärs ein blühender Laubengang. Es ist eine Sache, die gerade nur den sehnsüchtigen Seufzer wert ist, wenn sie bevorsteht, und die angenehme Erinnerung, wenn sie vorüber ist. Zwei Sorten von Menschen sind mir verhaßt wie Spinnen und Kröten: die Schmachtenden und die Lüsternen. An denen wird alles zuschanden, was schön und vergnüglich ist auf der Welt."

Bis zur Erfüllung stimmte die Rechnung; was sie aber nicht in den Bereich ihrer Überlegung gezogen hatte, war, daß Stroh rascher aufflammt als Kohle und auch rascher verzehrt wird. Sie mußte sich sagen, daß es unbesonnen

gewesen war, den Begierden dieses schwachen und wilden Jünglings, der gleichsam an generationenaltem Hunger litt, alle Tore zu entriegeln. Die kluge und großmütige Freundin genügte ihm nicht lange; er lechzte nach andern Erregungen. Doch war Ulrike die einzige, der er sich unterwarf und die eines bezwingenden Anrufs mächtig war, wenigstens bis zu der Zeit, wo Eduard Melander in sein Leben trat. Er achtete sie; er war reif durch sie geworden und äußerst wissend; etwas wie animalische Dankbarkeit war ihm eigen. Da sie ihn weder beaufsichtigen noch ihm auf seinen Irr- und Abwegen folgen konnte, bat sie Ferdinand Lex, er möge sich seiner annehmen und ihn vor schlechter Gesellschaft behüten. Lex versprach es, aber er hatte nicht einmal die Eignung zum Wächter, geschweige denn zum Führer.

Ferry Lex, wie er in seinen Kreisen hieß, war vermögenslos und steckte bis über den Hals in Schulden. Um ihn und hinter ihm lag alles in Trümmern. Vor einigen Jahren war sein Name mehr als gut war in der Leute Mund gewesen. Er hatte ein Verhältnis mit einer beliebten jungen Schauspielerin begonnen und sie auf das mährische Schloß seiner Mutter, während diese verreist war, entführt. Dort hatte sich das lebenslustige schöne Mädchen eines Nachts im Bett erschossen. Der Vorfall hatte ein übles Licht auf den Grafen geworfen; die ehrbare bürgerliche Familie des Mädchens hatte verbreitet, er habe sie planmäßig zum Selbstmord getrieben, da sie schwanger gewesen sei und er sich von ihren lästig werdenden Ansprüchen befreien wollte. Bei dieser Gelegenheit wurden auch seine privaten Umstände einer unerquicklichen Kritik unterzogen. Die Mutter, wurde versichert, sei von anfechtbarer Geburt und habe sich als Geliebte eines sehr hohen Herrn den Adel mittels einer Scheinheirat erkauft. Hierin mochte auch die Ursache zu dem Erbschaftsprozeß

liegen, den er mit einem seiner Vettern um das Majorat führte, und der Ulrike bei näherer Betrachtung wenig aussichtsreich erschien. Aber Esther sollte unter die Haube gebracht werden, je eher, je besser. „Ist sie einmal Gräfin Ler, so kräht kein Hahn mehr nach den Skandalgeschichten," äußerte sich Ulrike, „und was die Reinheit des Bluts betrifft, möcht ich sehen, wieviel adlige Stammbäume in dem Punkt eine Prüfung aushalten können. Im ganzen Gotha kein Dutzend. Erst einmal zum Altar, das Weitere wird sich finden."

So trieb sie Ler zu seinen Geschäften. Der Advokat, der für ihn arbeitete, war nach ihrer Meinung lau. Sie ging zu einem andern, der jung und ehrgeizig war und, von Ulrike angeeifert, das Unmögliche möglich zu machen versprach. Sie gab Ler den Rat, eine Gläubigerversammlung einzuberufen und beizeiten zu paktieren; wenn die Hyänen einmal das Myliussche Geld witterten, entkäme er ihnen nicht unter hundert Prozent.

Doch als sie im Oktober mit Christine von der Reise zurückkehrte, war alles noch beim alten, und der Prozeß schleppte sich hoffnungslos hin. Ulrike verlor die Geduld. Sie behauptete, Esther sei bereits kompromittiert, und hatte sogar einen kleinen Auftritt mit ihr, als sie mit Aimée und Anastasia von der Landvilla, wo sie den Sommer verbracht hatte, wieder in die Stadt zog. Aber die Sache war die, daß sich Esther kein Herz zu Ferdinand Ler fassen konnte. Sie und Aimée machten sich insgeheim lustig über ihn, über seine roten Bäckchen, seine Eilfertigkeit, seine Vergeßlichkeit, die mittelmäßigen Verse, die er zu dichten, die sentimentalen Gefühle, denen er sich hinzugeben liebte. Die Unklarheit der Situation gewann aber einen gefährlichen Charakter erst, als Eduard Melander ins Haus kam.

Diesen jungen Mann hatte Ulrike einige Wochen, bevor

sie zur Familie Mylius in Beziehung getreten war, bei einer eigentümlichen Gelegenheit kennengelernt.

An einem Spätherbstnachmittag war sie im Hügelgelände im Westen der Stadt spazierengegangen, hatte sich bei einem Weinbauern eine Handvoll Trauben gekauft und sich damit an einer malerischen Stelle am Bachufer niedergelassen. Die Sonne war unter den Horizont gesunken, der Himmel war von Karmin und Gold übergossen, und Ulrike, ihre Trauben verspeisend, sagte laut vor sich hin: „Wunderbarer Abend." Da antwortete eine Stimme hinter ihr: „Besonders für jemand, der weiß, wo er die Nacht zubringen wird." Überrascht drehte sie sich um und sah einen Menschen mit verstaubten Stiefeln und abgetragenen Kleidern im Gras liegen, dem sie trotz des rührend-mißmutigen Ausrufs keine Beachtung geschenkt hätte, wäre ihr nicht das Gesicht durch eine fast mädchenhafte Schönheit aufgefallen. Sie ließ sich ins Gespräch mit ihm ein; er erzählte, daß er seit drei Tagen obdachlos sei und seit zweien nichts mehr gegessen habe; seine Quartierfrau habe ihn auf die Straße gesetzt, seine Habseligkeiten seien verpfändet, Angehörige besitze er nicht, Freunde auch nicht, kurz, er sei am Ende von allem.

Ulrike forschte ihn weiter aus, erfuhr, daß er Student war, daß er im April mit hundert Gulden aus Schlesien nach Wien gekommen und daß er, um mit den hundert Gulden, die er sich als Hauslehrer verdient, möglichst lange auszureichen, ein halbes Jahr hindurch bei Tag geschlafen und bei Nacht gearbeitet habe; denn die Nacht, fügte er bitter hinzu, sei billiger als der Tag und erspare auch zeitraubende Bekanntschaften.

Ulrike handelte als die resolute Person, die sie war. Sie ging mit ihm in die Stadt zurück, und am selben Abend noch hatte er eine Wohnung, für die sie den Mietsbetrag im voraus

erlegte. Er wurde infolge der Entbehrungen krank. Sie pflegte ihn. Sie brachte ihm Essen und Wein, sie räumte seine Stube auf und machte sein Bett, und die häufigen, mit seiner fortschreitenden Genesung immer intensiver werdenden Unterhaltungen überzeugten sie alsbald, daß sie Zeit, Geld und Mühe an keinen Unwürdigen vergeudet hatte.

Das war einmal ein Mensch nach ihrem Sinn. Verstand; geordneter Kopf; ruhiges Blut; eiserne Entschlossenheit zu einem Ziel. Alles doppelt erstaunlich bei einem Körper, dessen Zartheit jeder rauhe Wind zu bedrohen schien, und einer Sanftmut und Gefälligkeit des Auftretens, die etwas Indianisches hatte und niemand vermuten ließ, daß der Dreiundzwanzigjährige den ganzen Spießrutenlauf durch Not und Armut hinter sich hatte.

Aber er hatte die zusammengebissenen Zähne; die sah keiner. Gut, was ich gewollt, falsch, wie ichs gewollt, war die Erkenntnis, die ihm durch Ulrike wurde. Er hatte sich eingebildet, er könne alles auf sich allein gestellt ertrotzen und, angefüllt mit Wissen, geladen mit Energien, unter die Menschen treten, die ihn dann sogleich, bezwungen von seinem Genie, auf den Posten stellen würden, auf den er gehörte. Das war naiv, obschon es von einem starken Selbstvertrauen zeugte. Ulrike verwarf den tapfern Stolz ganz und gar. Sie bewies ihm, daß man in seiner Lage der Menschen bedurfte und daß es löblicher sei, sich der Knechtschaft und Erniedrigung auszusetzen, als die besten Jahre und die besten Kräfte in der donquichotischen Einsamkeit einer Dachkammer zu vertun. In London hatte sie die Bekanntschaft eines Finanzmannes gemacht, der ihr, als sie England verließ, seine Hilfe und seine Dienste angeboten hatte, wann immer sie sich seiner erinnern wolle; eine Beziehung, die sie im übrigen nur flüchtig erwähnte; an diesen schrieb sie und bat um seine Empfehlung

für einen Freund, über dessen Bildungsgang, Neigung und Begabung sie das Zweckdienliche aussagte. Nach fünf Tagen schon erhielt sie die Antwort samt einem Empfehlungsschreiben an den Präsidenten von Wallersheim, einen der mächtigsten und einflußreichsten Geldfürsten der damaligen Zeit. Sie nahm zwei Arbeiten Melanders mit, eine „Über die Ursachen der Sterblichkeit im Zusammenhang mit der Zivilisation" und eine „Über die europäischen Währungsverhältnisse". Der Präsident las die Schriften, faßte sogleich das nachhaltigste Interesse für den Urheber, ließ ihn kommen, wurde nicht minder stark von seiner Persönlichkeit berührt, und auf einmal hatte Melander glatte Bahn vor sich. Herr von Wallersheim verschaffte ihm ein Stipendium, übertrug ihm einige schwierige Arbeiten, die Melander zu seiner Zufriedenheit löste und die er ihm glänzend honorierte, zog ihn, von den Eigenschaften des jungen Mannes mehr und mehr bezaubert, in seine Nähe, öffnete ihm sein Haus, prophezeite ihm eine große Zukunft und sprach überall von ihm als von einem wahren Wunder.

Das alles hatte sich innerhalb eines Jahres begeben. Außer daß er seinem Beschützer zu jeder gewünschten Zeit zur Verfügung stand, hatte Melander die Vorlesungen besucht, seine Doktorarbeit gemacht, promoviert, sich um die Dozentur beworben und sie erhalten, zwei bis drei Abende in der Woche den wachsenden gesellschaftlichen Ansprüchen genügt, war Weltmann geworden, umrissene Gestalt, Augenmerk von vielen, und wenn Ulrike an ihn dachte oder von ihm hörte, hatte sie die Genugtuung eines Künstlers über ein wohlgelungenes Werk, gesteigert durch behütete Heimlichkeit. Obgleich jedes von ihnen in eine Existenz verstrickt war, die Monate hindurch keinen Fleck gemeinsamen Bodens hatte, fanden sie doch aus ihren wirbelnden Sphären immer den

Weg zu einander. Es bestätigte die Ähnlichkeit in ihrer beider Natur, daß der Aufstieg des einen mit dem des andern gleichen Schritt hielt. Sie sahen sich nach Tagen oft nur eine atemraubende Viertelstunde und blieben im verschwiegenen Bund als Kameraden, die sich in harten Zeiten durch die Wildnis geschlagen haben.

Hier halten wir einen Augenblick inne, um einen entscheidenden Charakterzug Ulrikes festzustellen. Nämlich nicht bloß ihren Opfern bewahrte sie eine unbedingte Anhänglichkeit, sondern auch diejenigen wußte sie mit eisernen Klammern an sich zu fesseln, denen sie Beistand geleistet, und ihre Treue war um so stärker, je mehr sie eine Überlegenheit, sei es im Guten, sei es im Bösen, anzuerkennen hatte. Sie sammelte Leben. Sie riß die freien Kräfte an sich. Es durfte nichts verloren gehen. Es mußte sich alles bezahlen.

Ulrike macht Bilanz

Der Akt der Vorstellung Eduard Melanders im Hause Mylius wurde von Ulrike so vorbereitet, als handle sichs um den Empfang eines Prinzen aus königlichem Geblüt.

Sie hatte viel von ihm erzählt, Wahres und Erdichtetes, und jedermann neugierig zu machen verstanden. Sie selbst war nicht frei von Lampenfieber, und als er angemeldet wurde, errötete sie und ging ihm mit klopfendem Puls entgegen.

Er war seiner Wirkung sicher. Er brauchte nur zu lächeln, und alle ringsherum lächelten ebenfalls. Die Art, wie er für sich einnahm, die heitere Überlegenheit, dann wieder schelmisch-bescheidene Unterordnung im Wechselgespräch

bewies Geist und Takt. Dazu die anmutige Manier, das lange Oval des völlig bartlosen Gesichts, der gelblichblasse, wie Bernstein schimmernde Teint, der träumerische, bisweilen spöttisch aufleuchtende Blick; dies alles frappierte. Die ihm entgegenströmende Sympathie schien er abwehren zu wollen, und er hatte dann eine Miene, die etwa sagte: man zeichnet mich unverdient aus; wirklich, ihr guten Menschen, ich bin mir keines Vorzugs bewußt. Das verlieh seinem Auftreten eine gewisse noble Schüchternheit, durch die er auch die Mißtrauischen gewann.

Er war zum Menschenfänger geboren und hatte gar nicht nötig, die menschlichen Schwächen erst sorgfältig zu studieren.

Esther war noch nicht fünf Minuten mit ihm im selben Raum, als sie schon ein merklich verwandeltes Wesen an den Tag legte. In auffallender, fast unziemlicher Weise ließ sie die Augen nicht von ihm, fuhr zusammen und erbleichte, wenn er sie anredete, und nachdem er gegangen war, stürzte sie in ihr Zimmer und brach in Tränen aus. Ulrike war ihr gefolgt und sah es. Sie sprach kein Wort und zuckte nur die Achseln. Sie gestand sich, daß sie sie solcher Leidenschaftlichkeit nicht für fähig gehalten hatte.

Anfangs kam er selten, dann häufiger, schließlich, mit Ulrikes Einverständnis, jeden zweiten oder dritten Tag. Bald zeigte es sich, daß wie Esther so auch Aimée dem bestrickenden Bann verfiel, und daß insbesondere Lothar sich mit einer Glut und Heftigkeit an ihn schloß, die beängstigend war.

Das kann gut werden, dachte Ulrike, deren Absicht es nicht war, Verwirrungen solcher Art zu begünstigen, jetzt, wo sie nur darauf bedacht sein mußte, legitime Ordnung zu schaffen. Sie hatte mehrere Unterredungen mit Melander, aber das Ergebnis war jedesmal ein beiderseitiges Gelächter. Die

Welt war doch gar zu verrückt, darüber waren sie eines Sinnes; es war nicht anders möglich, als sich über sie lustig zu machen. Das taten sie nach Kräften und leerten einander ihr Herz aus über das Theater, in dem Narren spielten und Narren zuschauten. Und da das Entzücken über Melander unter den Freunden des Hauses einstimmig war, drängte Ulrike ihre Besorgnis zurück und begnügte sich mit Ermahnungen, die ernst zu nehmen und zu befolgen er sich den Anschein gab.

Eine Zeitlang waren Pillersdorf und Althann schier unzertrennlich von ihm. Lothar war der vierte im Verein, und wenn sie ihn zuerst auch ungern in ihrer Mitte duldeten, seine große Jugend erschien ihnen anstößig, so erzwang er sich doch Geltung schon durch die ungestüme Hartnäckigkeit, mit der er Melanders Nähe suchte. Da dieser tagsüber zu beschäftigt war, um ihnen auch nur eine Stunde widmen zu können, verbrachten sie die Nächte mit ihm, und Melander, der kein Spielverderber sein wollte und überdies neben brennendem Ehrgeiz auch eine längst nicht gestillte Gier nach den edlen wie nach den niedrigen Genüssen des Lebens in sich trug, konnte manchmal kaum einen kurzen Morgenschlaf finden. Dies beeinträchtigte weder seine Spannkraft noch seine Arbeitsleistung; er war aus Stahl. Pillersdorf aber, ein einfacher Landjunker, jung verheiratet, hatte nicht dieselbe Ausdauer; er verfiel sichtlich und hatte Gewissenskämpfe zu bestehen, indes der vierzigjährige Althann, ruiniert wie Ferry Lex, von zerrütteter Gesundheit zudem, sich dem ausschweifenden Treiben mit einer Sachlichkeit überließ, als erfülle er amtliche Pflichten. Er hegte Hoffnungen auf Aimée, die von Ulrike genährt, von Melander ironisch abgetan wurden. Wollte er sich selbst den Weg offen halten? Es war unwahrscheinlich, denn er liebte seine Freiheit und dachte gering von

der Ehe. Oder glich er nur dem Fresser, der die Hand nach allen Schüsseln streckt, während er dem genügsamen Nachbar nicht einmal den Anblick der Speisekarte gönnt? Über ihn zu urteilen war schwer. In seinem Verhältnis zu Menschen lag ein ebenso treuherziger wie unverschämter Eigennutz; er behandelte sie wie die Teile eines Wasserrades, die er zusammensetzte, damit sie das Korn in seiner Mühle mahlten. In aller Gutmütigkeit konnte er zu einem Krüppel sprechen: „Ach, Bester, da ist mir mein Butterbrot zum Fenster hinuntergefallen, hol es mir doch" und sich dann äußerst verwundert, ja gerührt zeigen, wenn der auf seine lahmen Füße wies.

Er bemerkte es nicht, wenn Leute Krücken hatten. Er bemerkte es auch nicht, wenn sie gerade nicht aufgelegt waren, ihm sein Butterbrot zu holen. Er glaubte so inbrünstig an sich, daß er das hinuntergefallene Butterbrot für würdig hielt, das allgemeine Interesse zu beschäftigen, und er war entrüstet, wenn andere anders darüber dachten. Dabei war er so abhängig von der Meinung der Welt, daß es ihn bis zur Krankhaftigkeit verstimmte, wenn er hörte, jemand habe sich mißliebig oder bloß zweifelnd über ihn ausgesprochen. Er mußte alle haben; alle mußten für ihn sein; um den verachtetsten Dummkopf zu werben war ihm der Mühe wert, und der gearwöhnte Tadel des letzten Schreibers in der Bank machte ihn unruhig und feig.

Lothar blickte zu ihm empor wie zu einem Gott. Sprach Melander, so verstummte ihm die Welt. Ein Wink Melanders, und alles an ihm fragte, lauschte, harrte. Allen bisherigen Freunden und Halbfreunden hatte er den Laufpaß gegeben, und nichts und niemand war mehr für ihn vorhanden außer diesem Mann, der sein erster Gedanke und sein zweites Wort war. Ohne es recht zu wissen, ahmte er seinen

Gang nach, seine Haltung, sein Idiom, sein Lachen und Lächeln und war doch nicht sein Affe, sondern der hingegebene Jünger und das weiche Wachs. Wurde in seiner Gegenwart Melanders Name genannt, so stockte ihm der Atem. Hatte er ihn einen Tag nicht gesehen, so schickte er den Diener zu ihm oder ging selbst in seine unfern gelegene Wohnung, um auf ihn zu warten, wenn er nicht zu Hause war. Einmal, als Melander auf einer Soiree beim Unterrichtsminister war, überfiel ihn solche Sehnsucht, daß er um elf Uhr abends zum Ministerpalais eilte und trotz Sturm und Regen bis halb drei Uhr nachts unter Kutschern und Lakaien am Tor stehen blieb, nur um seiner ansichtig zu werden, wenn er herunterkam. Ganz kindlich gestand er ihm später, er habe sich darauf gefreut, ihn von weitem anzublicken und sich auszudenken, wie es wäre, wenn er ihn nicht kenne und nicht mit ihm verkehren dürfe.

Er kaufte die teuersten Blumen und schickte sie ihm. Bücher, seltene Ausgaben und illustrierte Werke, Stiche und Radierungen mit merkwürdigem Geschmack ausgewählt. Hierdurch setzte er Melander in Verlegenheit und er bat ihn, es zu unterlassen; aber wenn er ihm ernstlich zürnte, brach die erschreckende Wildheit von Lothars Natur hervor; er konnte toben wie ein Rasender und den um soviel älteren Freund mit Vorwürfen und Anklagen überschütten.

Als er mit der wachsamen Schärfe der Sinne, die ihm eigen war, die Gewißheit erhielt, daß seine beiden Schwestern eine Teilnahme an Melander zu erkennen gaben, wie sie sie noch gegen keinen Mann bezeigt, und daß auch Melander die beiden, vornehmlich Aimée, durchaus nicht gleichgültig betrachtete, wurde er von quälender Eifersucht gepackt. Während eines Gesprächs, bei dem er Ulrike auszuholen versuchte, umklammerte er plötzlich deren Arm und sagte

drohend: „Das darf nicht sein, hörst du!“ Ulrike schüttelte ihn ab und antwortete unwirsch: „Was? was darf nicht sein?“ Er stampfte mit dem Fuß auf und vermochte nur mit heiserer Stimme hervorzustoßen: „Das, hörst du, das!“ Ulrike machte ein nachdenkliches Gesicht und sagte: „Ich glaube, kalte Bäder sind für diesen Zustand sehr zu empfehlen.“

Möglicherweise wäre ihr seine Erregung beachtenswerter erschienen, hätte sie nicht in diesen Tagen Ferry Lex den Kopf zurechtsetzen müssen, der sich über Esthers Benehmen bei ihr beklagte und Eduard Melander beschuldigte, daß er ihm Esther abwendig zu machen suche. Ulrike leugnete es ziemlich betreten und versprach, das Mißverständnis aufzuklären. Sie hatte auch vor, ein entschiedenes Wort mit Esther zu reden, vergaß es aber wieder, da gleich hernach Pillersdorf kam, dessen Vertraute sie geworden war, und der sie von allen Phasen des Zerwürfnisses mit seiner jungen Frau unterrichtete. Sie hörte ihn an und hielt dafür, daß in den meisten Streitpunkten das Recht auf seiner Seite sei. So gern Ulrike Ehebande knüpfte, so sicher war es, daß die festesten sich unter ihren Händen lockerten und lösten.

Lothar aber wurde von seiner sonderbaren Eifersucht getrieben, sich an Melander selbst zu wenden und ihn ohne Rückhalt zu fragen. Es paßte Eduard Melander, erstaunt zu sein. Die aufgewühlte Woge zu glätten, wie er leicht gekonnt hätte, war ihm in diesem Augenblick nicht bequem. Was er erwiderte, waren unbestimmte Redensarten und Tadel, der nur außen die Farbe des Tadels hatte, im Kern aber geschmeicheltes Machtbewußtsein trug. Herrschaft über einen Knaben war Herrschaft über die anbetende Jugend, Beginn eines Siegeszugs, wie ihn die Volkstribunen träumen. Man hatte die Jugend, also hatte man die Welt. Die Erwägung, ob die Stunde nicht schon unwiederbringlich

versäumt war, wo dieser Enthusiasmus zu menschlicher Förderung und sittlicher Kraft gelenkt werden konnte, statt in das heiße Chaos der Triebnatur, statt in die Schlammfurche zu versinken, erhob sich nicht, weil die papierenen Blumen, mit denen der Triumphbogen bekränzt war, viel zu viel Ähnlichkeit mit echten hatten; und sie hingen auch schon zu lange da.

Er pflügte dem verwirrten jungen Menschen mit den Fingern durch das Haar, schob ihm den Kopf zurück, sah ihm lächelnd in die Augen und sagte: „Keine Dummheiten, Freund."

Es geschah nun, daß Lothar am andern Nachmittag, wie es häufig vorkam, in Melanders Wohnung auf ihn wartete. Zerstreut und unlustig blätterte er in Zeitschriften und Büchern, dann ging er zum Schreibtisch und betrachtete nicht minder unlustig den Wust von Briefen und Papieren. Melander war achtlos und ließ auch Briefe heiklen Inhalts oft unverwahrt liegen; deshalb richtete Lothar sein Augenmerk kaum darauf. Da fiel sein Blick auf ein Kuvert, und im Nu veränderte sich der Ausdruck seines Gesichts. Er kannte die Handschrift; es waren Esthers Schriftzüge. Er riß den Brief aus dem Umschlag und las ihn. Ein ziemlich rätselhaft gefaßtes Schreiben; es konnte viel bedeuten, es konnte nichts bedeuten; es konnte alles enthalten, es konnte für eine konventionelle Mitteilung passieren; nicht einmal eine Anrede stand auf dem Blatt. Für Lothar war es die gefürchtete Entdeckung. Er zerknüllte den Brief und schob ihn in die Tasche. Unsinnige Worte vor sich hinmurmelnd stürzte er fort.

Ungefähr um die gleiche Zeit hatte Ulrike eine Unterredung mit Aimée, und zwar wegen Althann. Sie fragte sie ohne Umschweife, ob sie den Baron Althann zum Gatten nehmen würde. Er seinerseits scheine die seriösesten Absichten zu haben. Schon einige Male habe er ihr zu verstehen

gegeben, erstens wie unendlich sympathisch ihm Aimée sei, zweitens daß er das einsame und hauslose Leben satt habe. Auch sei es der Wunsch seines alten Vaters, daß er heirate. Was Aimée dazu meine? fragte Ulrike mit hoher Stirnfalte.

Aimée sah vor sich nieder. „Nun ja, warum nicht?" sagte sie; „warum nicht Bodo Altbann? Er ist so gut wie irgendein andrer." Dabei kraute sie zärtlich ihr weißes Windspiel am Hals. „Nicht wahr, Flock," sprach sie zu ihm, „der oder ein andrer, es ist uns ganz egal."

„Geschwind seid ihr große Damen geworden, das muß man sagen," antwortete Ulrike gereizt: „der oder ein anderer; was soll denn das heißen?"

Sie wurden durch den Diener unterbrochen, der den Vizekonsul meldete; er habe mit Fräulein Ulrike dringend zu sprechen. Ulrike ging in den Salon, wo Nanette den Teetisch richtete. Franz Woytich hatte die Wartezeit benutzt, um mit ihr zu scherzen. Er teilte der Schwester mit, er sei eben beim Hofrat gewesen, und der Alte habe geäußert, er werde im Lauf des Nachmittags Ulrike aufsuchen; in einer diskreten Angelegenheit, habe er mit Kinnreiben hinzugefügt. Er, Franz, habe sich verpflichtet gefühlt, Ulrike hiervon in Kenntnis zu setzen; was Erfreuliches könne ja von der Seite nicht kommen.

Ulrike schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn. „Herrgott, richtig," rief sie; „die Frist! der Termin ist ja abgelaufen! das haben wir rein verschwitzt. Er will sein Geld. Er hat uns nämlich, wie wir noch am Hungertuch genagt haben, ein paar tausend Gulden vorgeschossen", fügte sie erläuternd hinzu. „Aber warum er bloß so lang gewartet hat. Da steckt was dahinter."

„Nichts Gutes", lachte der Vizekonsul. „Doch weil du gerade von Geld sprichst, Ulrike," wandte er sich zutraulich an

die Schwester, „könntest du mir mit vierhundert Gulden unter die Arme greifen? Ich habe Spielverluste gehabt und bin augenblicklich blank."

„Vierhundert Gulden?" machte Ulrike unwillig erstaunt; „mein Lieber, du scheinst mich für eine mexikanische Plantagenbesitzerin zu halten. Verdienst du denn nichts? Ich weiß überhaupt nicht, wovon du lebst. Wovon lebst du eigentlich?"

„Man schlägt sich so durch," erwiderte der Vizekonsul gelassen; „es findet sich immer etwas. Außerdem wirft ja auch mein Posten eine Kleinigkeit ab. Wenigstens was man für Trinkgelder braucht."

„Du solltest heiraten", sagte Ulrike versonnen. „Heirate in eine feste Rente. Eine Mitgift hält doch nicht lange vor bei dir. Ich werde dir was verschaffen. Ich bin nun schon in dem Betrieb drin, da gehts in einem."

„Um nichts in der Welt", wehrte der Vizekonsul ab. „Wir Woytichs sind nicht für die Ehe gemacht. Würdest denn du mit einem wildfremden Menschen auf Lebenszeit in eine Mietswohnung ziehn? Auf großen Stil kann ich keinen Anspruch machen, und für den kleinen dank ich ergebenst. Drei Zimmer mit Küche; Säuglingsgeplärr; Sonntagnachmittags-Arm-in-Arm-Spaziergang mit Bratenrock und Zylinder; Zwiebelduft und Teppichklopfen, nein, danke. Lieber nach Cayenne."

Ulrike lachte. „Es ist wahr, wir Woytichs haben keine Eignung für kleine Verhältnisse," gab sie zu; „trotzdem sind wir kleine Leute. Wir wollen nur hoch hinaus und haben den Sinn fürs Hohe. Aber man muß auch was dazu tun. Was mich betrifft, ich ackere mein Feld. Ohne Mühe kein Preis."

„Gewiß, kluge Ulrike. So nannten wir dich ja schon als Kind. Die kluge Ulrike. Du warst immer unsere Vorsehung.

Ohne Mühe kein Preis, gewiß. Und redlich währt am längsten. Und Handwerk hat einen goldnen Boden. Und heute rot, morgen tot. Und was ähnliche goldne Worte fürs Volk sind. Wie stehts also mit der Anleihe?"

„Will mirs überlegen," antwortete Ulrike; „komm morgen. Zweihundert kann ich dir vielleicht geben."

Der Hofrat schickte seine Karte herein und erschien alsbald hager und etwas gebückt auf der Schwelle. Ulrike begrüßte ihn freundlich und ließ den Tee servieren. Nachdem sich Franz Woytich mit respektvoller Hast empfohlen hatte, setzte der Alte Ulrike auseinander, daß er für das laufende Halbjahr neuerdings zehn Prozent zu fordern habe; im Schuldschein stehe nichts davon, daß es sich um einen jährlichen Zinsfuß von zehn Prozent handle. Sehr im Gegenteil; es sei klar und deutlich zu lesen: Herr Hofrat Woytich erhält für das nach sechs Monaten rückzahlbare Darlehen eine Zinsvergütung von zehn Prozent.

Er zog das Dokument aus der Tasche und hielt es Ulrike vor Augen, wobei er sorgfältig darauf achtete, daß sie es nicht anrührte oder gar ihm zu entreißen versuchte.

Ulrike war wütend. Sie schlug mit der Hand auf den Tisch. „Sie hätten uns mahnen müssen, bevor der Termin um war, Onkel Klemens," sagte sie; „wir haben es vergessen, denn wir haben größere Sorgen, und nun ziehen Sie Profit daraus. Wir brauchen Ihr Geld längst nicht mehr."

„Das scheint mir allerdings so," gab der Hofrat zurück, und seine wasserfahlen Augen schweiften andächtig durch den Raum; „das ist ja eine fürstliche Pracht, ein sehenswerter Anblick. Was aber nicht hindert, daß ich meine Rechte geltend machen muß. Neue sechs Monate, neue Prozente. Warum ärgert das meine in Geldsachen sonst so verständige Nichte?"

„Weil es gottverbotener Wucher ist, Onkel Klemens",

brauste Ulrike auf. „Zwanzig Prozent! Kein Jud getraut sich sowas. Das geht gegen das Strafgesetz. Das tu ich nicht. Da opponier ich."

Der Hofrat führte die Teetasse an die schlaffen Lippen, nahm ein Stück Backwerk, zerbrach es schmatzend zwischen den zahnlosen Kinnladen und heftete von Zeit zu Zeit einen hämischen Blick auf Ulrike. „Strafgesetz," brummelte er endlich mürrisch, wischte sich den Mund und faltete die Hände, „wer redet unter Blutsverwandten von Strafgesetz. Damals hast du gewinselt und mir das Blaue vom Himmel herunter versprochen, heute paßt es dir, zu opponieren und vom Strafgesetz zu faseln. Deine Herrschaft wird sich hüten, wegen solcher Lumperei von zweitausend Gulden einen Skandal vom Zaun zu brechen."

„Ich habe keine Herrschaft, Onkel Klemens, merken Sie sich das", wies ihn Ulrike giftig zurecht.

„So? Ach so. Dann bist du wohl selber die Herrschaft hier? Nun, da hast dus wirklich weit gebracht. Ich habs immer prophezeit: die Ulrike, die wirds weit bringen. Um so erbärmlicher, deinem alten Onkel, der mit einem Fuß im Grabe steht, wegen zweitausend Gulden ein Maul anzuhängen. Aber so gehts. Auf Dank soll man nicht zählen."

Während Ulrike sich mißgelaunt erhob und zum Fenster trat, um den Fall zu bedenken, nahm der Hofrat verstohlen eine Handvoll Backwerk und schob es schnell in die Hintertasche seines Gehrocks. Er wollte der Smirczinska etwas von den seltenen Köstlichkeiten mitbringen und außerdem ein paar Stücke auf sein Nachttischchen legen.

„Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Onkel Klemens", sagte Ulrike und drehte sich um. „Sie lassen mir von den zweitausend Gulden den fünften Teil ab. Ich hab mir das Mittlergeld redlich verdient. Weigern Sie sich, so mags

drauf ankommen. Willigen Sie ein, so bring ich Ihnen morgen die sechzehnhundert Gulden und wir reden nicht weiter drüber."

Der Hofrat zog seine Horndose heraus und schnupfte. „Da haben sie jetzt wieder ein neues Schulgesetz im Parlament eingebracht", raunzte er; „Stänkereien, nichts wie Stänkereien. Ein Richelieu wär nötig, ein Innozenz. Die Daumschrauben fehlen, meine Gute, der Spielberg fehlt. Ich habs ihnen immer gesagt: wie wollt ihr ohne Spielberg regieren? bei uns ohne Spielberg regieren? Aber nein, da schlottern sie schon, wenn einer von den Hetzern und Ketzern bloß ins Tintenfaß spuckt. Pressefreiheit! Das ists, was uns zugrunde richtet. Königgrätz war ihnen nicht genug, sie brauchen noch ein zweites Austerlitz oder eine Kommunardenschlacht nach geschätztem Pariser Muster. Es wird ein Ende mit Schrecken nehmen, das sag ich, ein heilloses Ende."

„Nun, Onkel Klemens?" fragte Ulrike, die mit verschränkten Armen vor ihm stand.

„Erst bringt die Regierung das Volk auf den Hund, dann das Volk die Regierung. So gehts. Und die Jugend hat keine Religion mehr und die Geistlichkeit keine Gewalt." Er seufzte. „Den fünften Teil?" sprach er in demselben raunzigen Ton weiter; „das ist ja ein viel größerer Wucher als der, den du mir vorwirfst. Aber wir wollen sehen, wir wollen sehen. Und gibt es dann keine weiteren Verdrießlichkeiten? keine neuen Stänkereien? Na schön, auch recht. Dick hast dus hinter den Ohren, faustdick. Wie lange wirds dauern, wirst du wieder nächtlicherweile an mein Bett geschlichen kommen und die Schlüssel stibitzen und doch wieder Verdrießlichkeiten und Stänkereien anstiften. Wie war das doch damals?" Er hatte sich erhoben und stieß ihr mit einem meckernden Laut den dürren Zeigefinger unter das Kinn.

„Wie hast du doch gesagt? Hier wird nicht geträumt ... was? Prächtig, Ulrikerl, prächtig. Halte dich nur dran. Nicht träumen. Immer die Augen offen. Immer auf dem Qui vive. Zehn Prozent für mich, zwanzig Prozent für dich, das heiß ich wahrhaftig nicht träumen."

Er wird ein wenig schwachsinnig, der gute Onkel Klemens, dachte Ulrike, während sie ihn hinausbegleitete. Als sie zurückkehrte, vernahm sie vom andern Flügel des Hauses her gellende Schreie. Die Tür von Esthers Zimmer war offen. Aimée stürzte ihr entgegen und rief: „Schnell, Ulrike, um Gottes willen!"

In der Mitte des Raumes stand Lothar über Esther gebeugt, die er auf den Teppich geschleudert hatte. Seine Hände waren in ihre Haare verwühlt, und halbirre Worte sprudelten aus seinem Mund. Ulrike packte ihn. „Willst du augenblicklich loslassen, du Wüterich!" herrschte sie ihn an.

Er wankte gegen die Wand. „Ulrike", stammelte er, „Ulrike."

Ruf aller dieser ohnmächtigen, wollerischen, gierigen und verwirrten Seelen: Ulrike. „Nun, was gibts? Was treibst du da mit deiner Schwester?" zürnte Ulrike; „schämst du dich nicht? muß man dich bändigen wie einen Betrunkenen?"

Lothar streckte die Arme gegen die am Boden Liegende aus, deren Oberkörper unter der Fülle des gelben Haares begraben war. „Sie soll nur nicht ihr Gesicht zeigen", keuchte er, „sie weiß warum. Sie soll keinem Menschen in die Augen sehn. Und alle sollt ihrs wissen. Da!" Er griff in die Tasche, zog den zerknüllten Brief hervor und warf ihn hin. „An Eduard schreibt sie. Briefe schreibt sie ihm. Bietet sich ihm an. Daß ihrs nur alle wißt. Ist seine Geliebte wahrscheinlich. Daß ihrs nur wißt. Die ganze Welt solls erfahren. Dafür will ich schon sorgen."

Esther richtete sich mit einem Ruck zum Sitzen empor und sagte dumpf und drohend: „Schafft das gemeine Tier hinaus, den Dieb, der die Briefe seiner Freunde stiehlt." Sie war leichenblaß.

Da schritt Aimée auf sie zu, blickte mit kalter Verachtung auf sie nieder und sagte: „Rechtfertige dich lieber. Ist es wahr, was er spricht? Antworte, du ehrloses Ding", brach sie erbittert aus, „oder ich speie dir ins Gesicht vor Ekel."

„Sie wirds nicht wagen zu leugnen", schrie Lothar und lachte schrill; „kannst es ja schwarz auf weiß lesen. Lies es doch!"

Aimée bückte sich nach dem Brief, aber Esther ergriff ihn blitzschnell und warf ihn in das Feuer des offenen Kamins. Mit einem Aufschrei kniete Aimée auf die Fliesen vor dem Kamin und langte in die Flammen, um sich des Papiers zu bemächtigen. Esther stand auf, schaute den Bruder, dann die Schwester an und sprach: „Was seid ihr denn für Menschen? Was redet ihr? Was tut ihr?"

„Bequem, die gekränkte Unschuld zu spielen, wenn man eine Anklage nicht widerlegen kann", rief ihr Aimée feindselig zu, und Lothar brach abermals in das häßliche Gelächter aus.

„Du verschwindest auf der Stelle aus diesem Zimmer", wandte sich Ulrike mit hocherhobenem Kopf an ihn. „Keine Antwort will ich hören, sonst bekommst dus mit mir zu tun. Auch gehst du keinen Schritt aus dem Haus, sondern wartest bei dir drüben auf mich. Und du, Aimée, marsch, hinaus mit dir ebenfalls. Mit Esther spreche ich und niemand anders. Da seht", unterbrach sie sich spöttisch, „eure Schwester Josephe wundert sich schon das Schwarze aus den Augen."

Josephe war auf der Schwelle erschienen und schweigende Zeugin des ganzen Auftritts geworden. Sie begriff nichts;

was sich vor ihr abspielte, war wie ein böser Traum. Sie sah Ulrike an, tief und lange, staunend und traurig. Dann ging sie still wieder weg.

Als Ulrike mit Esther allein war, schloß sie die Tür, ging auf sie zu und legte die linke Hand schwer auf ihre Schulter. „Hör mich an, liebes Kind", sagte sie ruhig und kalt, „du wirst mit deinem Ferry Lex ins Bett gehen. Über die nötigen Zeremonien vorher laß dir keine grauen Haare wachsen. Wo anders hin aber wirf deine schönen Augen nicht, denn der", sie stach mit dem Daumen der Rechten bedeutungsvoll über ihre Achsel, „der gehört vorläufig mir. Verstehst du?"

Esther blickte sie schweigend an und zitterte. Dann senkte sie den Kopf und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Deswegen bleiben wir aber die besten Freunde", sagte Ulrike; „es muß nur Klarheit herrschen zwischen den Menschen."

Sie ging zu Aimée. Die Unterhaltung mit ihr dauerte nicht viel länger und hatte die gleiche niederschmetternde Wirkung. Im Lakonismus bestand Ulrikes wahre Kraft; der Wortüberfluß diente ihr nur dazu, sich zu verstecken. Mit Lothar verfuhr sie glimpflicher. Als sie sich zu ihm setzte und vernünftig mit ihm redete, begann er zu schluchzen. Er sagte, er könne nicht begreifen, was in ihm vorgehe, am liebsten ginge er in ein Land, wo ihn keiner kenne. Doch wenn er dann denke, daß er Eduard Melander nicht mehr sehen dürfe, erscheine ihm das ganze Leben freudlos. Ulrike möge ihm doch erklären, was das sei, ob es etwas Schlechtes, etwas Verwerfliches sei, ob sie ihn verachte, ob sie ihm helfen könne.

Ulrike antwortete, sie wolle es versuchen. Er dürfe vor allem sich selber nicht fallen lassen. Das mit dem fremden Land sei keine üble Idee, darüber müßten sie noch sprechen. Inzwischen möge er zusehen, des rebellischen Geistes Herr

zu werden, und sie wolle auch Melander bitten, daß er ihm darin beistehe. So beruhigte und tröstete sie ihn. Sie nannte das: die Menschen schneuzen.

Dann war sie müde. Es war ein bewegter Tag gewesen. Zum Glück wurden am Abend keine Gäste erwartet. Nach dem Essen erstattete sie noch Christine den gewohnten Bericht; um zehn Uhr zog sie sich zurück und ließ zu Mylius hinaufsagen, der nach ihr verlangt hatte, sie sei unpäßlich.

In ihrem schönen und geräumigen Zimmer setzte sie sich aufatmend in den Lehnstuhl, schob den kleinen Schirm mit japanischen Stickereien vor die Lampe, drückte den Kopf in das olster, schloß die Augen und gab sich ihren Gedanken hin. Von Zeit zu Zeit warf sie ein Holzscheit in den Ofen, denn es war kalt draußen, und das Feuer erhöhte das Gefühl der Geborgenheit.

Wenn einmal die zwei Racker an den Mann gebracht sind, wird mehr Ruhe im Haus sein, überlegte sie; der Bub kann auch nicht ewig hier herumsielen, das fühlt er selber, und dann muß man für die Josepha eine geeignete Partie finden. Damit braucht man nicht allzulange zu warten: sie wird siebzehn, und je früher man die tugendhafte Heilige los wird, je besser. Der gute Mylius wird schließlich und endlich den Weg alles Fleisches gehn; möge er hundert Jahre alt werden, aber er verfällt zusehends. Dann hab ich mit Christine allein zu tun, und dann . . . sie lächelte.

Der Blick, den sie in die Vergangenheit richtete, bereitete ihr nicht minderes Vergnügen als der in die Zukunft. Ich habe den Alten auf der ganzen Linie geschlagen. Ich habe Anastasia bei mir und sie hat zu essen und hat zu leben; ich habe Franz ans Haus attachiert, und wenn Severin aus Bosnien kommt, wird er auch ein Plätzchen am Tisch finden.

Ich habe einiges zurückgelegt, einiges erworben, und mit der Plackerei hats ein Ende.

Sie hatte Lust, das im Geist gezogene Ergebnis durch den Augenschein zu bekräftigen. Sie erhob sich, nahm die Schlüssel aus der Ledertasche, die an ihrem Gürtel hing, und sperrte den Schrank auf, dann die Kommoden, dann die bemalte Truhe, die am schmalen Ende des Bettes stand. Im Schrank waren die Kleider verwahrt, die ihr Christine geschenkt; ein schwarzseidenes Gesellschaftskostüm mit Spitzenfichu; ein kostbares weißes Ballkleid, plissiert und mit Pailletten; zwei Straßenkleider, ein englisches Kostüm, ein Astrachanpelz, zwei Wintermäntel und ein Frühjahrsmantel; die Hüte, die Schirme, die Schuhe, alles neu, alles von feinster Machart. In den Kommodenladen befand sich die Wäsche; Spitzenhemden mit dem gestickten Namen Ulrike und farbigen Bändern, Spitzenhöschen, Blusen, Taschentücher, Strümpfe durch die ganze Farbenskala; ein indischer Schal, den ihr Aimée zum Geburtstag gekauft; sieben Meter Atlas und neunzehn Meter Battist Linon; eine Brüsseler und eine Valencienner Spitze, letztere vier Ellen lang.

Sodann entnahm sie der Truhe einen Fächer aus braunem Schildpatt mit weißen Straußfedern, Geschenk von Lothar; einen zweiten Fächer aus Elfenbein mit Goldintarsia und Altwiener Malerei, Geschenk von Mylius für aufopfernde Pflege; ferner einen Ring mit einer großen, von Rauten umrahmten Perle und ein goldnes Armband, darstellend eine mehrfach gewundene Schlange, deren Augen zwei Saphire bildeten: Geschenk von Ferry Lex; ein kleines, aber sublim angeordnetes Diadem, Geburtstagsgeschenk von Esther. Zuletzt kam das Sparkassenbuch. Sie schlug es auf. Es lautete auf die Summe von dreizehntausendachthundert Gulden. Es lag eine Aufstellung dabei, aus welchen Posten

diese Endsumme zusammengeflossen war, Zeugnis der Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit. Zum Beispiel: Renumeration des Möbelfabrikanten und des Möbelhändlers; Provision bei Einkäufen; von der Vermögensverwaltung des Herzogs von Chamfort erhaltene Provision; von Christine aufgezwungene Vergütung; Taschengeld; und so weiter in langer Folge.

Die Menschen wollten ihr wohl. Man verstand ihre Dienste zu schätzen. Man war zur Einsicht ihrer Nützlichkeit gekommen und hatte sich entschlossen, sie schadlos zu halten. Sie leistete Ersprießliches. Sie gönnte sich keine Rast. Sie war von morgens früh bis abends spät auf den Beinen. Ohne sie wäre das Uhrwerk ins Stocken geraten. Sie diente den Menschen mit Augen, Mund und Hand, mit dem Herzen wie mit den Füßen, mit dem Verstand wie mit dem Leibe. Erkenntlichkeit durfte sie fordern, und wenn der greifbare Ertrag für die abgelaufene Frist auch nicht gering zu heißen war, so hoffte sie doch, daß er in Bälde weit beträchtlicher werden würde.

Sie verschloß alle Gegenstände wieder, holte eine Flasche Chateau Lafite und ein Glas aus einem Mahagonischrein, entkorkte sie, schenkte das Glas voll und nippte mit kennerischem Bedacht. Hierauf setzte sie sich wieder in den Sessel, zündete eine Zigarette an und schaute mit heiterer Ruhe den Rauchwölkchen nach.

Josephes Flucht

Als Ulrike am folgenden Nachmittag, es war ein Sonntag, in die Dorotheergasse kam, um dem Hofrat, wie sie versprochen, das Geld zu bringen, blieb sie vor der Flurtür

betroffen stehen. Aus der Wohnung vernahm sie die Klänge einer Geige, und zwar der Guarnerigeige, sie kannte den Ton. Es war als höre sie die Stimme eines seit langem befreundeten, seit langem vermißten Menschen. Eine Weile lauschte sie, dann klopfte sie leise an die Tür; läuten wollte sie nicht, damit der unbekannte Spieler nicht aufhörte. Wer mochte es sein? Stand ein Geheimnis vor der Entschleierung?

Die Smirczinska lugte mißtrauisch heraus und entschloß sich nach einigem Zaudern, Ulrike einzulassen. Ihre Haltung verriet, daß auch sie gelauscht hatte; sie gab Ulrike durch Zeichen zu verstehen, daß sie nicht ins Zimmer treten dürfe und ihr dies gleichfalls nicht erlaubt sei. Ihr Wesen hatte etwas Finsteres und Trauriges, und Ulrike fühlte, daß die Situation, in der sie die alte Dienerin antraf, keine ungewohnte mehr für sie war. Es bestätigte sich bald; als das Spiel mit einer schön gesteigerten Kadenz abbrach, drängte Ulrike die Smirczinska in die Küche und fragte sie hastig aus. Die Smirczinska zuckte zu allem die Achseln, nicht gewillt, der gehaßten Nichte ihres Herrn einen Gefallen zu erweisen. Schließlich drückte ihr Ulrike einen Silbergulden in die Hand; das hatte Erfolg.

In ihrem weichen polnischen Idiom erzählte sie eintönig, es sei ein dreizehnjähriger Knabe, der seit einem halben Jahr jeden Sonntag um dieselbe Stunde komme und dem Hofrat vorspiele. Er heiße Tino Waldbauer und sei der Sohn einer armen Federnschmückerin in Mariahilf, uneheliches Kind. Ob diese Federnschmückerin nicht in früheren Jahren einmal zum Hofrat anders gestanden sei, als der Alte jetzt glauben machen wolle, ob es, wahrscheinlicher noch, deren Mutter sei, mit der er etwas gehabt, darüber könne man Genaues nicht sagen. Sicher sei bloß, daß dieser Tino sein Patenkind sei, daß man seine musikalische Begabung schon entdeckt, als er

sieben Jahre alt gewesen, und daß der Hofrat ihn bei einem bekannten Violinlehrer habe unterrichten lassen. Er verdiene schon Geld; er sei Mitglied einer Vorstadtkapelle, auch schenke ihm der Hofrat jeden Sonntag dreißig Kreuzer dafür, daß er bei ihm spielte. Mit der Geige wisse er umzugehen, das sei nicht zu leugnen, in allem übrigen aber sei er ein bißchen blöde.

Drinnen begann das Spiel von neuem. Ulrike sagte: „Ich muß einen Blick hineinwerfen. Ich gehe dann gleich wieder fort, denn ich hab keine Zeit. Sagen Sie dem Hofrat, daß ich morgen wiederkomme. Haben Sie keine Angst, ich paß schon auf, daß er nichts merkt." Sie schlich an die Zimmertür, öffnete leise und bog vorsichtig den Kopf vor. Der Hofrat und der geigenspielende Knabe befanden sich aber im Schlafzimmer, und so wagte es Ulrike, in das vordere Zimmer zu treten. Als sie durch die Schlafzimmertür spähte, bot sich ihr dieses Bild. In der Mitte des Raumes stand der Knabe, mit dem Rücken gegen sie, in einer ruhigen, gelassenen Haltung, und es schien, als werde der auf- und abgleitende Geigenbogen von einer Geisterkraft getragen und befehligt; nicht bloß, daß die dem Instrument innewohnende Stimme sich mit ihrem bestrickendsten Wohllaut entfaltete, war es auch ein machtvolles Anschwellen des Klanges, wie man es dem gebrechlichen Körper und schwachen Arm nie und nimmer zugetraut hätte. Dem Knaben gegenüber saß in seinem jahrhundertalten Lehnstuhl der Hofrat. In einer vollkommenen Versunkenheit und Abgekehrtheit, so unbeweglich, daß man hätte glauben können, eine Leiche sei vor einem. Das Kinn lag dicht vor der Brust: die Augen waren geschlossen, das Gesicht war starr und wächsern, der Mund linienschmal, die Nase einem Geierschnabel gleich.

Ulrikes Verwunderung war nachhaltig. Sie wußte nicht,

was sie denken sollte. Sie faßte nicht, daß das der nämliche Hofrat Woytich war, den sie nun so lange kannte. Still hatte sie sich entfernt; auf der Treppe blieb sie stehen und sann. Eine jähe Befürchtung erwachte. Sie beschloß, die Sache nicht auf sich beruhen zu lassen.

Das Erlebnis beschäftigte sie dermaßen, daß man zu Hause beim Abendtisch die Veränderung ihres Wesens bemerkte und ihr mit Fragen zusetzte. Sie berichtete alles von Anfang bis zu Ende. Bei ihrer Gabe, Gesehenes zu schildern und einen Eindruck mitzuteilen, verfehlte die Erzählung ihre Wirkung nicht. Christine, die schon ganz die Art reicher Damen hatte, alles was es in der Welt an Besonderem gibt, selbstsüchtig in Beschlag zu nehmen, sagte, Ulrike möge doch den kleinen Virtuosen ins Haus bringen, vielleicht könne man etwas für ihn tun. Ulrike wollte zuerst nichts davon wissen, da aber auch Josephe darum bat, die heute nach langer Pause und auf Christines ausdrücklichen Wunsch auf ihre Gewohnheit, allein in ihrem Zimmer zu essen, verzichtet hatte, versprach sie es. Außer den Geschwistern waren Ler, Althann, Melander und ein junger Legationsrat von der deutschen Botschaft zugegen. Melander lobte Ulrike wegen ihres Entschlusses und tauschte einen raschen Blick mit ihr, den Josephe zufällig auffing.

„Schade, daß er uns nicht auf Onkel Klemens' Guarneri vorspielen kann", sagte Ulrike; „man muß sogar ein Instrument besorgen, da ich ihn ja von der Dorotheergasse direkt herführen will. Er soll ein sehr scheuer Bursche sein, mit dem man vorsichtig verfahren muß. Aber Sie werden alle sehen, daß ich nicht zuviel von ihm gesagt habe. Franz wird große Augen machen über die Konkurrenz."

Nach aufgehobener Tafel ging sie mit Eduard Melander ins Billardzimmer, angeblich um eine Partie Preference zu

spielen, doch ließen sie sich in einer halbdunkeln Ecke nieder. „Du begreifst natürlich, was mir an der Geschichte unbehaglich ist?“ fing sie an.

„Ich begreife vollkommen“, war die Entgegnung, „du hast Angst wegen der Erbschaft.“

„Angst wegen der Erbschaft und vor allem Angst wegen der Geige. Die ist mir nun einmal zugeschworen. Die hab ich mir zugeschworen. Wenn mir die entgeht, dann ist mir, als sollt ich kein Glück mehr haben auf der Welt.“

„Du überschätzt die Magie der Gegenstände“, sagte Melander lächelnd. „Gib dir nicht nach. Im Aberglauben steckt immer sehr viel Freiwilligkeit. Du bist zu klug für sowas.“

„An irgendeinem Punkt hört die Klugheit auf und beginnt das Geisterhafte“, erwiderte Ulrike, mit gefalteten Händen vor sich hinschauend. „Wie liegt denn der Fall juristisch?“ erkundigte sie sich, indem sie sich der wunderlichen Anwandlung mit einem Ruck entzog; „er hat mir doch das Instrument verschrieben, wie du weißt ...“

Abermals lächelte Melander. „Ein solcher Vertrag hat wenig Aussicht, vor dem Gesetz als gültig anerkannt zu werden“, sagte er; „jedes später abgefaßte Testament wirft ihn um. Das wußte der Alte nur zu gut.“

„Wenn aber kein Testament vorhanden ist, kann dieser Tino trotzdem erben?“

„Bei einem illegitimen Verhältnis, nein. Man müßte nachforschen, ob von der Mutter rechtmäßige Ansprüche erhoben werden können. Es ist aber unwahrscheinlich. Leute wie der Hofrat binden sich nicht und haben keine heimliche Verwandtschaft, die Geld kostet.“

„Das ist wahr, aber ich will mir doch Aufklärung verschaffen. Denkst du, ich werde mir vor der Nase wegschnappen lassen, um was ich mit Nägeln und Zähnen gekämpft

habe? Hab ich zum Spaß meine Tage und Nächte drangesetzt und mein Herzblut verredet, um den alten Narren zur Räson zu bringen? Wer bin ich, daß man mir ins Gesicht hinein freundlich grinst und hinterm Rücken ein Schnippchen schlägt? Nicht ein Stuhlbein wem anders als mir und meines Vaters Kindern, kein Knopf von einem Rock, kein Fetzen Papier im Spind. Das würde mir passen, wenn da auf einmal so eine Bettelmadam und ein Dreikäsehoch von einem Bankert kämen, sich ihren Sündenlohn zu holen und denen, die das Blutsrecht haben, den Anteil zu schmälern. Nichts da, mein Lieber." Sie lachte herausfordernd und schlug sich auf die Brust. Es war ein elementarer Ausbruch.

Melander blieb stumm. Der rasche Prozeß der Verfeinerung, den er in wenigen Monaten durchgemacht, hatte das Ergebnis gezeitigt, daß Ulrikes bisweilen hervortretende Ungeschlachtheit, diese Zügellosigkeit einer Bäuerin unter der dünnen Schicht von Kultur, ihn erschreckte und abstieß. Aber da sie ihn in einem entscheidenden Moment seines Lebens mit kühner und entschlossener Hand von dem Abgrund zurückgerissen hatte, der ihn unvermeidlich zu verschlingen drohte, bewahrte er ihr eine Treue, die seiner Natur sonst fremd war und die mit dem sinnlichen Reiz nichts zu tun hatte, den sie auf ihn ausgeübt und Aug in Auge noch immer ausübte. Er machte die Erfahrung, daß es Frauen gibt, die man nicht verlassen kann, weil sie zu stark sind und weil sie auf allen Wegen Posten stehen, die ein Mann geht. Er, der sich aus Menschen so wenig machte, daß er auch in schwerwiegenden Beziehungen immer noch mit ihnen spielte und, um seinem Ehrgeiz zu dienen, nutzlos gewordene Freundschaften ohne Bedenken zerbrach, fand sich hier durch Ketten gebunden, die zu lockern er keine Macht besaß. Unbequem war ihm das Heimliche des Verhältnisses, unbequem die Erinnerung an

die proletarische Vergangenheit, unbequem die Selbstverständlichkeit, mit der sie von seiner Person Besitz ergriff; aber dagegen sich aufzulehnen hatte er nicht den Mut. Er fürchtete sich einfach.

Um nicht merken zu lassen, was in ihm vorging, bemühte er sich, die Sache ins Scherzhafte zu wenden, und als Ulrike barsch erklärte, ihr sei nicht zum Lachen, sagte er, wenn der kleine Geiger eine solche Gefahr für die Erbschaft sei, wie sie argwöhne, könne man ja seine Angehörigen durch Geld und gute Worte bestimmen, daß sie ihn aus dem Gesichtskreis des Hofrats brächten: jedenfalls sei es ein leichtes, den Knaben in dieser Hinsicht unschädlich zu machen.

Ulrike hatte die Arme verschränkt und blickte finster zu Boden. Sie wollte antworten, da kam Josephe, die in allen Zimmern nach ihr gesucht hatte, und sagte, der Vater habe heruntergeschickt und verlange dringend nach ihr. Mit unwilligem Seufzer erhob sich Ulrike. Sie fragte Melander, ob er warten wolle, bis sie zurückkomme, Melander erwiderte, er sei um elf Uhr abends zum Präsidenten bestellt; zugleich lächelte er Josephe unsicher zu, denn er entsann sich plötzlich, daß er vor Tisch eine Verabredung mit Althann getroffen hatte, die diese Angabe Lügen strafte, und daß Josephe, die in der Nähe gestanden, es gehört haben könne. Josephe war ahnungslos, doch machte sie etwas im Ton seiner Stimme stutzig, und sie warf einen raschen Blick auf ihn. Als sie in sein schönes Gesicht schaute, war es ihr auf einmal, als ob ein Vorhang zerrisse und sie ein ganz anderes Gesicht dahinter sähe. Eine Sekunde bloß, aber es genügte, um ihr Herz zusammen zu pressen.

Als sie den Raum verließen, entfiel ihr das Taschentuch; sie bückte sich, er gleichfalls, sie stießen mit den Stirnen aneinander, Josephe ließ einen leisen Schmerzensruf

vernehmen, Melander zeigte sich bestürzt, sie beruhigte ihn errötend, lachend bat er um Verzeihung für seine Ungeschicklichkeit, mit lachenden Mienen kamen sie zu den andern, und Christine, froh, Josephe heiter zu sehen, schritt ihr entgegen und umarmte sie.

Gerade dies aber trieb Josephe wieder in die Traurigkeit zurück. Es war nicht mehr das Gesicht der Mutter von ehedem, nicht mehr die Gebärde. Alles war geschnürt und im Innern verhalten, was einmal frei und unvergleichlich gegeneinander wirkend sie beide umfaßt hatte. Josephe wußte und spürte es; Christine wußte und spürte es schon nicht mehr; das war der Unterschied und Josephes Kummer. Ihr Auge drang nicht hinein in das Ummauerte, ihr Laut regte nichts auf, zu fest waren die Fugen verkittet, treffliche Arbeit war getan. Die Wächterin konnte sich sogar getrost von ihrem Platz entfernen, ohne daß die Gefangene sich rührte; sie war allgegenwärtig und ihrer Mittel sicher. Und Josephe fragte sich verzweifelt: warum ist das so? warum darf es sein? warum erleuchtet mich Gott nicht, daß ich es verstehen kann?

Ihre Tätigkeit bei den Blinden hatte ihr monatelang über den Schmerz hinweggeholfen. Aber sie hatte sich zuviel zugemutet. Ihr Körper war den Anstrengungen auf die Dauer nicht gewachsen. Schlimmer noch war es, daß ihr die Freude abhanden gekommen war, denn nicht bloß, daß der beständige Umgang mit den blinden Menschen ihr Gemüt täglich mehr verdüsterte, konnte sie alsbald die Wahrnehmung nicht abweisen, daß gerade das Unglück der Blindheit die von ihm Heimgesuchten nicht selten ungut macht, mißtrauisch, zänkisch, neidisch und zur Verstellung neigend. Sie hatte Auftritte erlebt, die nie mitangehört und -angesehen zu haben sie herzlich wünschte, Beispiele niedriger Sucht und Tücke,

und das bei so mitleidswerten Geschöpfen. Oder war es nur eine Welt, ganz so wie die übrige? Zu alldem hatte sie sich der Zudringlichkeit eines jungen Blinden zu erwehren, der außer sich geriet, wenn er ihren Schritt vernahm und durch ihren Zuspruch und ihre sanfte Mäßigung nur immer ungebärdiger wurde, so daß sie Klage führen mußte, um sich Ruhe zu verschaffen. Es war eine nicht leicht zu verwindende Enttäuschung, die sie aber von allgemeinen Beglückungsideen heilte.

Sie wartete auf etwas, das nicht kommen wollte und vielleicht niemals kam. In ihr gedieh Form wie Wille mit einer frommen Langsamkeit, und sie war beharrlich wie die Wurzel in der Erde. Sie beobachtete die Dinge, die Figuren; ihr Herz war eine reine Tafel, auf welche das Leben Buchstabe für Buchstabe seinen eindringlichen Text schrieb. Und sie stand und las: aufmerksam, gewissenhaft, Buchstabe um Buchstabe, bis sich der Sinn erschloß.

Ulrike hielt es nun nicht mehr für nötig, um sie zu werben und einen besondern Augen- und Ohrentrug für sie zu spinnen. Sie gab sich keine Mühe mehr mit ihr; es war ja nun alles auf dem besten Weg und ein ernstliches Hemmnis kaum zu befürchten. Josephe wunderte sich manchmal, stutzte über ein Wort, eine spöttische Bemerkung, eine ärgerliche Abfuhr, dabei blieb es; sie trug Ulrike nichts nach und ließ im Verkehr die Entfernung gelten, die man ihr anwies.

Am nächsten Sonntagabend brachte Ulrike, wie sie versprochen, den kleinen Geiger mit. Aber auch ohne das Versprechen hätte sie sich seiner bemächtigt; sie wollte wissen, wie sie mit ihm dran war, und in das Geheimnis dringen. Die Erkundigungen, die sie im Lauf der Woche eingezogen, waren ziemlich erfolglos gewesen; sie hatte nichts anderes erfahren, als was die Smirczinska bereits angedeutet hatte.

Tinos Mutter aufzusuchen, konnte für den Zweck so nachteilig sein, wie es bestimmt töricht und verkehrt war, den Hofrat zur Rede zu stellen. So hatte sie sich an die Smirczinska gewendet und sie neuerdings mit Geld bestochen. Sie sollte den Knaben, ehe er die Wohnung verließ, vorbereiten und günstig beeinflussen. Ulrike wollte ihn dann an der Stiege erwarten. Die Smirczinska, die ihre Aussichten nicht minder bedroht sah als Ulrike, ließ sich zu einer Verschwörung nicht ungern herbei, von deren Zielen sie zwar nichts ahnte, von der sie aber bei dem Charakter ihrer Rivalin Vorteilhaftes hoffte.

Es geschah wie vereinbart. Die Smirczinska geleitete Tino sogar geradeswegs in die Arme Ulrikes. Er war außerordentlich schüchtern, und Ulrike mußte erst lange in ihn hineinreden, bis er nur begriff, was sie wollte. Sie tat ihm auf alle Weise schön. Sie sagte, vornehme und reiche Leute verlangten sehnlich, ihn spielen zu hören; man werde ihm Geld und herrlich zu essen geben und was er sonst noch wünsche, könne er haben. Am Tor stand der Myliussche Wagen, der Kutscher in Livree; sie führte den Knaben an den Schlag und bedeutete ihm, er dürfe mit ihr in das wunderbare Haus fahren, wo man ihn erwarte. Das besiegte seine Scheu; Karosse mit Kutscher und zwei Pferden, dagegen war er wehrlos; seine Augen leuchteten, er stieg ein.

In einem blauen, ärmlichen Leinenanzug, unzureichender Schutz gegen den November, betrat er mit Ulrike den Salon. Die Lichterfülle, der Farbenprunk, die geschmückten Frauen, der feierlich hohe Raum, alles verwirrte ihn in gleicher Weise. Bei Tisch saß er zwischen Ulrike und Josephe und mußte von beiden ermuntert werden, zu essen, was man ihm vorlegte. Es war ein eigentümlicher Anblick, dieses Kind der Armut, den Unbekannten von der Straße, im

Kleid der Straße, inmitten der Geräte des Luxus, der von Sorglosigkeit und lachender Befriedigung strahlenden Gesichter. Josephe spürte es wie Schmach und herzlosen Übermut. Sie suchte den Knaben vergessen zu machen, was er sicherlich ebenso wie sie erlitt, wenn auch dumpfer und furchtsamer. Sie fragte ihn nach seinem Lehrer, nach seiner Mutter, was er den Tag über tue, wo er wohne, alles zart, liebevoll, geduldig, aber Tino gab nur die notdürftigsten Antworten und zog sich immer ängstlicher in sich selbst zurück.

Man ging dann in den Musiksaal, und er wurde gebeten zu spielen. Der Vizekonsul hatte eine Geige verschafft, Tino nahm sie, probierte, zog die Saiten an, erhob den Bogen, ließ die tief melancholischen Augen im Kreise schweifen und schien in Schlaf zu versinken. Da erschallte ein lautes Lachen in die erwartungsvolle Stille. Lothar war es; das traumhafte Wesen des Knaben, die gespannten Mienen der ringsum Sitzenden waren ihm auf einmal komisch vorgekommen; vielleicht war er auch sonst überreizt und zur Herausforderung aufgelegt; genug, er ließ sich gehen, und die entrüstete, teils stumme, teils laute Zurechtweisung von allen Seiten kam zu spät. Tino setzte den Bogen ab, legte die Geige hin und sagte, er könne nicht spielen. Vergeblich das Drängen, vergeblich Christines Vorstellungen, Esthers und Josephes Zureden; vergeblich, daß Lothar auf ihn zutrat, ihm beschämt die Hand reichte und um Verzeihung bat; er schüttelte bloß den Kopf mit den langen schwarzen Haaren und schien sich trotzig zu verschließen. Ulrike wurde wütend und sagte, das gehe zu weit, man könne doch vor so einem Buben nicht kniefällig werden; es war so vergeblich, wie daß der Vizekonsul am Flügel lockend zu präludieren begann, um die verscheuchten Geister der Musik wieder herbeizurufen.

Inzwischen hatte Eduard Melander seinen Arm um Tinos

Schulter geschlungen, hatte ihn einige Schritte beiseite geführt und sprach nun leise und heiter vertraulich auf ihn ein. Und wunderlich, er vermochte es, den Widerstand zu brechen. Der Knabe sah zur Erde, erhob langsam die Augen zu Melander, dessen Stimme unzweifelhaft eine gewisse Macht über ihn gewann, lächelte sogar ein wenig, und als Melander mit ihm zu den übrigen zurückkehrte, verkündete er mit etwas selbstgefälliger Gelassenheit: „Tino ist versöhnt, er wird spielen."

Und Tino spielte wirklich; ein Schubertsches Lied, dann irgendwelche Variationen; dann ein Air von Bach.

Die Zuhörer waren bewegt. War es auch keine reife Meisterschaft, so war es doch seelenhafter Strom, durch Schicksalswunder aus der Stummheit erlöster Gesang. Nur Ulrike entbehrte alles, da ja nicht das Instrument zu ihr redete, für das allein ihr Ohr geöffnet war.

Josephe, auf die das Vorhergegangene einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hatte, konnte nicht genießen. Sie verhielt sich auch bei den Beifallsäußerungen still. Ihr war als sollte sie jemand, der in den Wellen um sein Leben kämpft, wegen seines guten Schwimmens beloben. Alle Gesichter erschreckten sie, alle Worte peinigten sie. Sie spürte soviel Unterirdisches, soviel Böses und Häßliches ringsum und hinter den Stirnen. Sie ging herum und glaubte jeden Augenblick, es müsse etwas Furchtbares geschehen, Wände müßten niederfallen oder die Erde sich spalten.

Die Gäste schickten sich zum Aufbruch an. Christine reichte Tino ein Lederbörschen mit einigen Goldstücken. Auch dies peinigte Josephe, das Öffentliche, das Gönnerische, sie begriff kaum, daß nicht alle vor Scham erröteten. Tino war zu benommen, um zu danken. „Sag doch was", rief ihm Ulrike zu und stieß ihn am Ellbogen. Er blieb verstockt, und

Ulrike brummte: „Die Smirczinska hat recht, er ist wahrhaftig ein kleiner Idiot und zu nichts imstande, als zu fiedeln."

Melander erbot sich, Tino nach Hause zu begleiten und seiner Mutter zu erklären, wo er den Abend verbracht. Christine wünschte es so, da sie vermutete, der Knabe habe Angst, ausgescholten zu werden. Wieder dünkte es Josephe, als tauschten Ulrike und Melander einen raschen Blick. Lothar ergriff mit Begier den Vorwand, noch in der Gesellschaft des Freundes sein zu dürfen, und verließ mit Melander und Tino das Haus.

Es begab sich nun, daß Josephe in derselben Nacht einen Traum hatte, der, wie es bei sensitiven Naturen häufig vorkommt, eine Reihe von Vorahnungen und halbgereiften Furchtgedanken in ein unendlich quälendes Bild zusammenpreßte, ohne jedoch über die Ursache der Beunruhigung Klarheit zu verbreiten.

Sie träumte nämlich, sie sehe in einer Dämmerungslandschaft, einem kahlen, von nassem Schnee bedecktem Hügelgelände, eine Person von nicht erkennbarer Gestalt hangaufwärts gehen. Auf diesem Hang hockten in bösartiger Gravität viele Hunderte von schwarzen Krähen, hockten auf dem mit Grün untermischten Schnee, und als die Person sich näherte, fingen sie mit ebenso bösartiger Langsamkeit an, sich zu erheben, bis sie in ihrer Zahllosigkeit und Schwärze jene als unheimlich bewegte Wolke umflatterten. Da legte die Person, von welcher Josephe auf einmal wußte, daß es Ulrike war, eine blaubekleidete Holzpuppe auf den Schnee; die Krähen stürzten sich unter scheußlichem Krächzen auf die Puppe, und dadurch entging die Person, Ulrike also, im Sinne des Traumes der Gefahr, von den Vögeln in Stücke zerhackt zu werden. Sie erwachte mit dem Schrei: Ulrike! Aber was als Angst in ihr bohrte, trug einen andern Namen,

der ihr sofort auf den Lippen schwebte, den Namen des kleinen Geigers.

Als sie am Vormittag fortging, hörte sie, daß Lothar in der Nacht nicht heimgekommen, auch jetzt noch nicht da war. Sie achtete nicht sonderlich darauf, aber statt ins Institut zu gehen, wie sie vorgehabt, fuhr sie mit der Pferdebahn nach Mariahilf und suchte in der Kaserngasse das Haus, wo Tino wohnte. Er hatte wohl die Nummer genannt, Josephe erinnerte sich aber nicht mehr genau; erst nach einigem Herumfragen fand sie das Logis der Federnschmückerin im Erdgeschoß eines weitläufigen Zinshauses, mit alten Steintreppen, Fluren und Höfen. In einem reinlich gehaltenen Zimmer trat ihr eine ebenso reinlich aussehende Frau von etwa fünfunddreißig Jahren entgegen und erkundigte sich nach ihrem Begehr. „Sind Sie Frau Waldbauer, die Mutter von Tino?" fragte Josephe. „Ich bin Lena Waldbauer, gewiß", war die Antwort, und der betonte Vorname sollte wohl andeuten, daß hier kein Recht auf den bürgerlichen Titel Frau bestand; „bringen Sie mir vielleicht Nachricht? Der Bub ist gestern nachmittag so wie jeden Sonntag zu seinem Paten gegangen und seitdem nicht heimgekommen." Das Gesicht der Frau, ein kräftiges, festes, angenehmes Gesicht, drückte tiefe Sorge aus.

„Nicht heimgekommen?" stammelte Josephe; „gestern nicht heimgekommen?" Alles Blut strömte ihr zum Herzen.

Es gab einen hastigen Austausch der Mitteilungen. Lena Waldbauer sagte, sie sei spät am Abend noch in die Dorotheergasse; die Haushälterin des Hofrats habe behauptet, nichts zu wissen, und sie wegen der nächtlichen Störung noch beschimpft. Dann sei sie auf das Kommissariat und zum Schluß planlos straßauf, straßab gelaufen. Frühmorgens sei sie wieder auf dem Amt gewesen, dann sei ihr eingefallen, ob er nicht

zu einem seiner Kollegen von der Kapelle gegangen sein konnte, doch sei es ganz unmöglich, diese alle zu erfragen und aufzufinden.

„Es war unverzeihlich von uns, daß wir Sie nicht gleich in Kenntnis gesetzt haben", sagte Josephe, und sie erzählte, wo Tino gewesen, wer ihn in ihr Elternhaus gebracht und daß ihr Bruder und dessen Freund ihn um halb zwölf Uhr begleitet hätten. Es werde sich aufklären, schloß sie und drückte der etwas beruhigten Frau die Hand; sie werde sofort ihre Leute unterrichten und spätestens am Nachmittag wiederkommen, wenn sie aber vorher Nachricht bringen könne, schon vorher.

Als sie heimkam, war es Mittag. Ulrike wußte nichts. Lothar war immer noch nicht da. Man hatte zu Melander geschickt; auch der war seit dem gestrigen Nachmittag nicht in seiner Wohnung gewesen. Nun erzählte Josephe von Tinos Verschwinden. Ulrike stutzte. Sie stellte ein regelrechtes Verhör mit Josephe an über den Grund ihres Besuches bei Lena Waldbauer. Josephe konnte keinen Grund nennen, was Ulrikes befremdeten Argwohn nicht verringerte. Esther und Ulrike hielten Rat; jene meinte, man solle die Anzeige erstatten, doch Ulrike wehrte erschrocken ab; Alarm dürfe auf keinen Fall geschlagen werden, man müsse warten. Zum schwarzen Kaffee kam Pillersdorf. Christine hatte Migräne und war im Bett geblieben. Ulrike zog sich mit Pillersdorf in den Rauchsalon zurück und sie tuschelten erregt. Esther und Aimée witterten Schlimmes und sahen Josephe fragend an.

Josephe ging in ihr Zimmer und zwang sich zu einer Arbeit. Von Weile zu Weile erhob sie sich und preßte die Hand auf die Brust. Es war so widrig still im Hause. Unruhe erfaßte sie in dem Wissen um die vielen Räume. Sie legte ihre

Uhr auf den Tisch und verfolgte den vorrückenden Minutenzeiger mit den Augen. Sie fühlte sich so einsam wie noch zu keiner Zeit in ihrem Leben. Alle Seelenbeziehung war aufgelöst; nur zu dem einen göttlichen Wesen nicht, dessen Opfertod und strahlende Auferstehung ihr einen Weg aus der Menschenwirrnis wies und ihr ein beständiges Gefühl gab als habe ihr Herz einen Saum von Gold, der es feite. Sie dachte ihn nicht, nicht einmal unterschiedene Gestalt war er, nur ein Ruhen in der Gnade ging von ihm aus.

Bei Anbruch der Dämmerung schlüpfte sie in den Mantel, setzte den Hut auf und ging. Die große Auffahrtstreppe herabschreitend, warf sie wie zufällig einen Blick in den Garten, da gewahrte sie Lothar. Er stand gegen die Sandsteinstatue eines keulenbewehrten Herkules gelehnt, im Regen. Sein Radmantel war kotbespritzt, der Anzug abscheulich besudelt. Hut hatte er keinen, die braunen Locken hingen ihm wirr in die Stirn, das Gesicht war erloschen, aschgrau, mit roten Flecken und geschwollenen Lidern. Fünf Schritte, und Josephe war bei ihm. „Mensch, wie siehst du aus!" flüsterte sie entsetzt. Da er sich weder rührte, noch antwortete, noch sie anschaute, rüttelte sie ihn am Arm und fragte zitternd: „Was ist dir? wo kommst du her? wo ist Tino?"

Bei diesem Namen öffnete er die Augen, sah Josephe scheu an, kehrte aber den Blick gleich wieder ab. „Wo ist Tino?" wiederholte Josephe gebieterisch ihre Frage.

„Er ist . . . ich weiß nicht . . . man hat ihn zu seiner Mutter gebracht."

„Wann?"

„Ich weiß nicht. Laß mich."

Ohne weiteres Wort stürzte Josephe davon. Sie flog durch die Straßen. Der Atem stach sie, der Regen peitschte ihr das Gesicht. Schwindelnd stand sie endlich im Hausflur in der

Kaserngasse und mußte sich gegen die Mauer stützen, ehe sie hineinging. Zuerst betrat man die Küche, deren Tür beim Öffnen eine Glocke in helles Bimmeln versetzte. In der Stube fiel ihr hastig suchender Blick auf Tino: er lag im Bett, bis ans Kinn in eine rotkarierte Decke gehüllt. Das auffallend zusammengeschrumpfte Gesicht glich einem kleinen weißen Häufchen, die Augen waren vollkommen ausdruckslos und unabänderlich auf einen Punkt an der Wand gerichtet, der Mund zuckte in fast regelmäßigen Pausen wie ein Fisch, bevor man ihn abschlägt. Eine Sekunde des Anschauens genügte Josepbe, um zu sehen, daß der Knabe in einem bedenklichen Zustand war.

„So, da ist er nun", sagte Lena Waldbauer finster.

Nach langem Schweigen berichtete sie: gegen halb vier Uhr sei zweimal in schneller Folge an die Flurtür geklopft worden; als sie hinausgegangen sei und aufgemacht habe, sei Tino auf der Schwelle gelegen wie tot. Niemand sonst. Später habe ihr der Kammacher von nebenan gesagt, ein Fiaker habe am Haustor gehalten, ein Mann sei, mit dem Knaben auf dem Arm, ausgestiegen, habe ihn ins Haus getragen und sei mit großer Eile wieder in den Wagen gesprungen und davongefahren. Der Hausmeister habe dann den Doktor geholt, der habe den Knaben genau untersucht und immer nur den Kopf geschüttelt. Der Atem rieche nach Wein, habe er geäußert; es habe den Anschein, als sei er betrunken; dann wieder: nein, das sei es doch nicht bloß; und habe abermals untersucht; einen Schaden am Leibe könne er nicht konstatieren, aber innerlich müsse etwas geschehen sein, in seinem Geist und Gemüt nämlich; ohne Zweifel habe er einen schweren Chok erlitten; er werde morgen wieder vorsprechen, vielleicht könne der Knabe dann selbst Auskunft geben.

„Daran glaub ich aber nicht", sagte Lena Waldbauer, die ruhelos hin und her ging; „er sieht nicht, er hört nicht, er wird auch nicht reden. Sie müssen etwas Gräßliches mit ihm gemacht haben. Aber was? und wer? und warum?"

Josephe stand mit gesenktem Kopf und grübelte.

„Er ist nicht wie andere seines Alters", fuhr Lena fort; „einerseits ist er weit über seine Jahre hinaus, andrerseits ist er wie ein sechsjähriges Kind. Kein Mensch ahnt, wie empfindlich er ist. Er zerbricht, wo andre kaum was spüren. Was soll ich nur tun!"

„Hat er gar nichts gesprochen?" fragte Josephe.

„Doch, einmal. Er wolle den schönen Ring haben, den Ring mit dem grünen Stein. Er hat an sich herumgetastet, nach seinen Kleidern verlangt und wie geistesabwesend alle Taschen durchsucht. Es war aber kein Ring zu finden. Was mögen sie nur mit ihm angestellt haben!"

Josephe erinnerte sich plötzlich, daß sie an der Hand Eduard Melanders einen Ring mit einem Smaragd gesehen hatte.

„Man muß es herausbringen", sagte Lena entschlossen; „aber ich bin ganz allein. Ich kann ihn doch nicht da liegen lassen und fortgehn. Und Zeit dürfte nicht verloren werden. Wer hilft einem nur?"

„Ich", erwiderte Josephe, „wenn Sie mir vertrauen wollen: ich."

Ein prüfender Blick der Frau überflog sie. „Was für ein Interesse haben Sie daran?" fragte sie mit dem Mißtrauen der Deklassierten. „Ich weiß gar nicht recht, wer Sie sind. Ich habe noch nicht einmal begriffen, weshalb der Bub zu Ihnen und zu Ihren Leuten gebracht worden ist. Natürlich, vorspielen sollte er, Sie haben mirs ja gesagt, in der Aufregung hab ich nur nicht darauf geachtet. Sie haben auch von Ulrike Woytich geredet; den Namen kenn ich allerdings;

sie ist die Nichte des Hofrats, von ihr hab ich oft gehört. Aber das ist ja ganz gleichgültig jetzt. Ich muß wissen, wo der Bub gewesen ist. Auch der Arzt muß es wissen. Wenn es einen Schuldigen gibt, muß er es verantworten. Wollen Sie mir wirklich helfen?"

„Ja", sagte Josephe.

„Wie werden Sies anfangen?"

„Ich weiß es noch nicht genau. Vertrauen Sie mir und glauben Sie mir, mehr will ich nicht, mehr brauch ich nicht. Sobald ich Ihnen etwas Bestimmtes mitteilen kann, bin ich wieder hier."

„Das kann lange dauern."

„Ich hoffe, es wird noch heute sein."

„Schön, so erwart ich Sie also."

Wieder begegnete Josephe dem prüfenden Blick. Das Gesicht der jungen Frau erschien ihr von Minute zu Minute anziehender, verschönt durch einen Ausdruck, der ihr neu war, die unmittelbare Lebendigkeit eines Menschen, der mit sich und seiner Sache im schaffenden Tag steht. Auch ihre Sprache war nicht die einer gewöhnlichen Frau aus dem Volk; sie hatte trotz volkshafter Frische die Färbung jener Leute, von denen man sagt, daß sie bessere Zeiten gesehen haben. Aber diese Eindrücke huschten nur flüchtig vorüber, und nachdem sie noch einen Blick auf Tino geworfen hatte, der kein Zeichen der Teilnahme oder des Verstehens gab, verabschiedete sie sich.

Eine halbe Stunde später läutete sie an Melanders Wohnung in der Reißnerstraße. Es war auf einmal unendlich viel Mut in ihr entstanden, unter dessen Antrieb sie alle konventionellen Rücksichten außer acht ließ. Ein Diener kam; es war überhaupt ein herrschaftlicher Trakt, den sich Melander im Gefühl seiner jungen sozialen Stellung eingerichtet

hatte. Josephe fragte, ob Herr Doktor Melander zu Hause sei; der Diener verneinte; ehe sie eine weitere Frage an ihn richten konnte, erschien Pillersdorf in der offenen Tür und machte ein sehr erstauntes Gesicht, als er sie erblickte. Sie aber verlor keineswegs die Fassung. „Gut, daß ich Sie hier treffe, Herr von Pillersdorf", sagte sie; „haben Sie ein paar Minuten Zeit für mich? Ich möchte mit Ihnen sprechen."

Er verneigte sich, schien jedoch in Verlegenheit, da er offenbar nicht wußte, ob er mit ihr gehen oder sie ins Zimmer führen sollte. Dieses verbot sich wegen des Unschicklichen, jenes wegen des Unwetters draußen. Josephe kratzte ungeduldig mit dem Schirm auf den Steinfliesen. Sie traf selbst die Entscheidung, indem sie ins Vorzimmer trat. „Da Doktor Melander nicht anwesend ist, können wir doch auf kurze Zeit in sein Zimmer gehen", sagte sie und trocknete mit ihrem Taschentuch die vom Regen durchnäßten Handschuhe. Pillersdorf folgte ihr in wachsender Verlegenheit. Drinnen wandte sie sich ihm mit vollem Blick zu und fragte ohne Einleitung: „Ist Ihnen bekannt, wo Doktor Melander und Lothar vergangene Nacht gewesen sind?"

Er prallte wie bei einem Stockhieb zurück und verfärbte sich. „Sie? Sie fragen das, gnädiges Fräulein?" stotterte er.

„Gewiß, Sie hören doch, daß ich frage", entgegnete sie stirnrunzelnd. „Ihr Benehmen zeigt mir, daß ich an die richtige Adresse geraten bin. Sie wissen es also. Haben Sie es von Lothar erfahren oder von Doktor Melander?"

„Von Lothar", sagte Pillersdorf zögernd; „er kam in unbeschreiblichem Zustand heim; Fräulein Ulrike und ich haben ihn ins Gebet genommen. Es bedurfte nicht vielen Zuredens. Er war so niedergebrochen, daß er bei der ersten Frage alles gestanden hat. Melander ist bis zur Stunde nicht aufzufinden gewesen. Er war weder beim Präsidenten, noch

auf der Universität, noch zu Hause. Ich hatte mich entschlossen, hier auf ihn zu warten. Es ist unerklärlich, wo er steckt. Es scheint, daß ... aber verzeihen Sie meine Neugier, gnädiges Fräulein, meine besorgte Neugier, muß ich sagen, was haben Sie mit diesem ... diesem unglücklichen Zwischenfall zu schaffen?"

Josephe schüttelte den Kopf, als gehöre die Erkundigung nicht zur Sache. „Also Lothar hat gestanden", sagte sie; „und hat er auch gestanden, was mit Tino Waldbauer geschehen ist? Und warum er in einem Zustand zwischen Leben und Tod, näher dem Tod als dem Leben, erst vor zwei Stunden seiner Mutter vor die Tür hingeworfen worden ist, wörtlich, Herr von Pillersdorf, vor die Tür hingeworfen wie ein Sack Kartoffeln? Hat er das gestanden?"

Pillersdorf nickte. Sein Gesicht wurde immer ernster.

„Und wollen Sie es mir sagen?" fragte Josephe.

„Nein", war die rasche und entschiedene Antwort.

„Weshalb nicht?"

„Weil es sich dabei um Dinge handelt, die für Ihre Ohren gänzlich ungeeignet sind, mein gnädiges Fräulein."

„Wenn ich aber darauf bestehe?"

„Und wenn Sie noch so hartnäckig darauf bestehen, es ist unmöglich."

„So werde ich Mittel und Wege finden, es trotzdem zu erfahren, seien Sie sicher."

„Das bezweifle ich, mein gnädiges Fräulein", sagte Pillersdorf mit verletzender Kälte.

„Wollen Sie, Herr von Pillersdorf", rief Josephe erglühend, „für die Dauer der Viertelstunde, während welcher wir uns gegenüberstehen, das gnädige Fräulein beiseite lassen. Ich bin es nicht gewohnt. Ich bin dabei nicht erzogen. Ich bin nicht gnädig geboren. Mags bloß eine Gesellschaftsfloskel

sein, sie kommt mir nicht zu. Und weil sie mir nicht zukommt, sehen Sie, deshalb, und nur deshalb bin ich hier und bitte Sie nochmals, wende mich an Ihre Ehre als Mann und an Ihr Gewissen als Mensch und bitte Sie, mir nichts zu verhehlen. Und wenn es das Allerabscheulichste ist, ich kann es, ich muß es hören, denn viel abscheulicher wäre es, die Mutter, die dort bang bei ihrem Kind wacht, in Unwissenheit zu lassen, als käme sie gar nicht in Betracht dabei. Sie können mir natürlich einwenden, daß sie es nicht von mir zu erfahren braucht; aber das nehm ich nicht an. Wenn es Handlungen gibt, Herr von Pillersdorf, die so schlecht sind, daß sie mir um jeden Preis verschwiegen werden müssen, um so schlimmer dann für die Menschen, die sie begehen. Und wenn sie so nah bei mir verübt werden, daß ich sie wohl greifen, aber nicht benennen kann, dann hab ich auch ein Recht, sie zu wissen, oder es ist nur Feigheit und Heuchelei und Mitschuld, so zu tun, als dürft ich mich nicht drum kümmern. Nein, ich kümmere mich sehr darum."

Pillersdorf machte große Augen. Solche Beredsamkeit und um solchen Gegenstand bei einem jungen Mädchen von siebzehn Jahren war ihm durchaus unerwartet, und er hatte nicht im entferntesten geahnt, daß diese stille Josephe, Aschenbrödel im Hause Mylius, Zielscheibe des Spottes für die funkelnde Ulrike, sich eines Tages ganz anders vor ihm enthüllen könnte. Er hatte wenig Geist, und seine Bildung war mehr als mittelmäßig, aber er war redlich und gutmütig, und innere Bescheidenheit ermöglichte es ihm, einen überlegenen Charakter zu erkennen und sich ihm zu beugen. Er schwieg eine Weile, dann sagte er gezwungen lächelnd und mit beengter Handbewegung: „Wollen wir uns nicht setzen?"

Josephe nahm Platz. Er rieb mit den großen Händen seine Knie, schluckte ein paarmal und fing an: „Abgesehen von

meiner peinlichen Lage Ihnen gegenüber hat die Geschichte auch noch die besondere Schwierigkeit für mich, daß Eduard Melander geschont werden muß. Erstens hab ich es jemand ehrenwörtlich versprochen, habe versprochen zu tun, was in meiner Macht ist, um ihn heil aus dieser häßlichen Affäre zu ziehen ..."

„Ich kann mir denken, wem Sie es versprochen haben", fiel Josephe mit gesenkten Blicken ein.

„Zweitens verpflichtet mich das freundschaftliche Gefühl dazu. Für ihn, der im Anfang einer glänzenden Laufbahn steht, hängt zuviel davon ab, daß ihn die Freunde vor den Folgen einer leichtsinnigen Handlung bewahren. Seine Stellung, sein Ruf, seine Ehre, das wiegt doch etwas. Können Sie mir die Zusage geben, daß Sie meine Mitteilung in keiner Weise benutzen werden, um ihm zu schaden? Nur dann könnte ich sprechen, so schwer es mir auch fällt."

Josephe dachte nach. „Ich glaube, ja", sagte sie mit Überwindung. „Wenn es nicht anders sein kann, muß ich es eben tun. Es handelt sich nicht um Strafe, für mich nicht und wahrscheinlich für Lena Waldbauer auch nicht. Es handelt sich um Verantwortung. Die kann zwischen den beiden vor sich gehen. Es handelt sich auch darum, daß man Menschen, die einem teuer sind, davor schützt, daß sie mit einem solchen dieselbe Luft atmen. Den eigenen Bruder darf ich ja auch nicht ausliefern, und Tinos Mutter wird einsehen, daß meine Zwangslage berücksichtigt werden muß. Fürchten Sie also nichts."

„Ich bin wahrhaftig der Brauchbarste nicht für diese Sache", seufzte Pillersdorf. „Indem Sie da vor mir sitzen und ich Ihnen zuhöre, Fräulein Josephe, kommt mir erst zu Bewußtsein, was für eine Welt das ist. Der reine Zufall, daß ich nicht in das Netz mitverstrickt bin. Ich habe da auch

manches auf dem Kerbholz. Einer wie ich, der geht so gedankenlos seiner Wege, tappst dahin und dorthin und merkt nicht, was er treibt und wo er endet. Alle wollen das Grummet vor dem Heu einholen und das Korn auf dem Halm vermahlen, und er tut mit, obgleich er wissen könnte, denn das hat er gelernt, daß es ein Ding der Unmöglichkeit ist. Raubbau; Raubbau mit der Kraft, mit der Zeit, mit der Gottesgabe. Und das übrige, was dann folgt: Mißkennung des Liebsten, Wüten gegen das eigene Herz. Sie müssen mir die Litanei nicht übelnehmen, es ist mir plötzlich wie Schuppen von den Augen gefallen, und ich bin Ihnen dankbar."

Er machte eine Pause, räusperte sich bedrängt, hierauf erzählte er mit Behutsamkeit und zartfühlenden Umschreibungen, was sich mit Melander, Lothar und Tino zugetragen hatte.

Sie waren zunächst in ein Nachtlokal gegangen, eine Art Varieté, wo gesungen und getanzt wurde, und hatten eine Menge Sekt getrunken. Tino hatte sich anfänglich gesträubt, war aber dann der Freundlichkeit und den Überredungskünsten Melanders erlegen. Auch hatte ihm Melander einen Ring geschenkt, und dies wirkte auf den phantasievollen Knaben, als wäre er in den Besitz eines märchenhaften Schatzes geraten. Während der ganzen Zeit in dem Lokal hielt er den Ring fest in der Hand und betrachtete ihn mit glückstrahlenden Augen. Melander sagte ihm nun, er habe da und da schöne junge Freundinnen, wenn er mitgehe und denen vorspiele, bekäme er noch was viel Herrlicheres. Der Knabe war schon halb von Sinnen, sowohl durch den ungewohnten Champagnergenuß wie auch durch den wüsten Lärm und nicht am wenigsten durch den Smaragdring. Sie gingen in das Haus, wo die schönen jungen Freundinnen waren.

Was sich dort ereignete, konnte Pillersdorf kaum andeuten. Es schien, daß sich alsbald eine regelrechte Orgie entwickelt hatte. Es schien, daß die Gegenwart des schüchternen, fremdartigen, unberührten und leidenschaftlich verträumten Knaben Melander ganz toll gemacht hatte. So konnte man nur in Geistesverdunkelung handeln oder von geheimnisvollen Rachegelüsten bewegt, oder wenn man aus sonst einem Grund entschlossen ist, ein Wesen zu verderben, über dessen zarten Organismus es keinen Irrtum gibt. Es waren noch andere Leute dazugekommen, Nachtgänger der Großstadt, widrig-elegantes Gesindel; man hatte Tino als Wunderkind eingeführt; eine Violine war herbeigebracht worden; man hatte ihn nackt ausgezogen, ihn mit einem blutroten Fetzen bekleidet, auf den Tisch gestellt und ihn unter Drohungen zu spielen gezwungen. Man hatte auch noch was anderes mit ihm getan.

Pillersdorf standen die Schweißperlen auf der Stirn. Sein Bericht wurde zusammenhangslos. Gegen fünf Uhr morgens hatte man den Knaben auf einen Strohsack geworfen, der sich in einem Holzverschlag befand. Er war nämlich ohnmächtig geworden oder, noch schlimmer, in einer Verfassung, die einem Starrkrampf ähnlich war. Man achtete nicht darauf, und da niemand mehr Lust hatte, sich mit ihm zu beschäftigen, entledigte man sich seiner Person, indem man ihn sich selbst überließ. Ein paar Stunden später jedoch wurden Lothar und Melander, die ihre Ruhe mit den jungen Freundinnen teilten, an Tinos Lager gerufen. Er bot einen schrecklichen Anblick. Er hatte bereits eine halbe Stunde lang erbrochen, nun wand er sich in Zuckungen, phantasierte, schrie nach seiner Mutter, schlug wild um sich und weißer Schaum drang aus seinem Mund. Einen Arzt getraute man sich nicht zu rufen, da sonst alles aufgekommen wäre. Melander, selbst bleich bis in die Lippen, versuchte jedes Mittel,

ihn zu beruhigen. Er legte heiße Tücher auf sein Herz, er ließ Tee kochen, er hielt seine Hände fest und beschwor ihn mit den dringlichsten Worten, aber erst um zwei Uhr nachmittags war die Wut des Anfalls vorüber, und Tino versank in einen schweren Schlaf. Wie sich zu alldem die Hausbewohnerinnen verhielten, blieb unerwähnt. Lothar war durch den Vorgang nicht sowohl erschüttert als zur Besinnung gebracht; aber noch ganz anders traf ihn Melanders unerwartete Erklärung, daß sie miteinander nichts mehr zu tun haben dürften, daß es aus sein müsse zwischen ihnen. Er hatte dann einen Wagen holen lassen und Tino auf seinen Armen hinuntergetragen.

Oft stockte Pillersdorf. Dem klaren strengen Antlitz des jungen Mädchens gegenüber dünkte ihn schon das Verschleierte zuchtlos-roh; bei manchem wurde ihm selbst erst, und während er es berührte, das Menschenunwürdige offenbar. Josephe faßte es nur als ein Allgemeines, trüben und entlegenen Kontinent des Lebens, der nun im Bereich ihrer Einbildungskraft als unabwälzbare Last verblieb. Das einzelne nahm sie nicht auf, doch spürte sie überall schlammigklebrigen Stoff an sich. Tiefe Traurigkeit malte sich in ihren Zügen. Als Pillersdorf geendet hatte, erhob sie sich und reichte ihm die Hand. Er wagte das Wort nicht mehr an sie zu richten, und sie ging.

Langsam legte sie den kurzen Weg nach Hause zurück. Anastasia wollte ihr im Vorraum gefällig Hut und Mantel abnehmen; sie bemerkte es nicht und fragte, wo Ulrike sei. Da kam diese aus dem Küchentrakt und blieb stehen.

„Ich habe mit dir zu sprechen, Ulrike", sagte Josephe.

Ulrike führte sie in ihr Zimmer. „Warum ziehst du den Mantel nicht aus?" erkundigte sie sich gereizt; „du machst mir den Teppich naß. Du triefst ja."

„Ich muß etwas von dir verlangen", sagte Josephe und stand steif und still.

„Und das wäre?"

„Ich verlange, daß Doktor Melander unser Haus nicht mehr betritt."

Ulrike war einen Moment sprachlos. „Du bist wohl nicht recht bei Trost!" rief sie dann, vor Zorn erbleichend.

„Es kann nicht gut mißverstanden werden, Ulrike. Ich verlange, daß dieser Mann nicht mehr über unsere Schwelle kommt." Ihr Ton hatte etwas so Bestimmtes und Kaltes, daß Ulrike sie betroffen anstarrte.

„Hat man dir vielleicht die Polizeigewalt im Hause übertragen?" höhnte sie. „Was ist in dich gefahren, daß du dich einmischst? Einmischst in solche Dinge? Überhebe dich gefälligst nicht. Bedenke, was dir zusteht und was nicht. Willst du vielleicht Eduard Melander richten, Pharisäerin? Wer gibt dir die Befugnis? Was weißt du von ihm?"

„Genug", erwiderte Josephe hart. „Du weigerst dich also, zu tun, was ich fordere?"

„Die Frage kannst du dir sparen. Selbstverständlich weigere ich mich."

„Trotzdem dir bekannt ist, was mich dazu veranlaßt?"

„Ich spreche dir die Fähigkeit ab, darüber zu urteilen", sagte Ulrike und verschloß böse den Mund.

„Gut", antwortete Josephe, „dann können wir beide nicht länger unter einem Dach bleiben."

Sie drehte sich um und verließ das Zimmer. Festen Schrittes eilte sie über die Korridore, durch den Musiksalon und die Bibliothek und klopfte an die Tür der Mutter. Ein müdes Herein ertönte.

Christine kauerte in einem gelben Seidenumhang auf der Ottomane und las „Le coeur humain dévoilé". Ohne die

Augen vom Buch zu erheben, streckte sie Josephe die Hand hin.

Josephe setzte sich neben sie und sagte herzlich: „Mutter, willst du mir ein wenig Gehör schenken?"

„Ein wenig!" rief Christine vorwurfsvoll und kehrte der Tochter das großgewordene erschlaffte Gesicht zu; „wann wäre ich je für meine Josephe taub gewesen?"

Josephe unterdrückte einen Seufzer. „Eigentlich habe ich dir nur ein einziges Wort zu sagen, Mutter", begann sie; „du mußt wählen zwischen mir und Ulrike."

Christine fuhr mit einem Ruck empor.

„Nur eine von uns zweien kann von nun an um dich sein, Ulrike oder ich", fuhr Josephe ruhig fort. „Du mußt mich aber nicht nach dem Grund fragen, denn ich werde ihn dir nicht sagen. Du mußt mir einfach so viel Glauben schenken, daß du annimmst, es ist der allerzwingendste Grund. Ich bin mir vollkommen klar darüber, daß das Entweder-Oder sehr schmerzlich für dich ist, denn ich weiß genau, was du an Ulrike hast oder zu haben dir einbildest. Und wenn deine Entscheidung zu ihren Gunsten ausfällt, werd ich auf keinen Fall murren, auf keinen Fall Einspruch erheben und dich andern Sinnes zu machen suchen, und um nichts weniger will ich dich lieben; aber wählen mußt du."

„Um Gottes willen, Kind, was heißt das alles?" rief Christine und sprang auf. „Warum diese Feierlichkeit? warum sitzest du da in Hut und Mantel? woher kommst du? wohin willst du? Ich soll zwischen dir und Ulrike wählen, jetzt auf einmal, eine halbe Stunde vor dem Souper, wo ich doch gar nicht weiß, was ihr miteinander auszumachen habt? Josephe, ich bitte dich, nimm Vernunft an. Wie soll ich denn auf Ulrike verzichten? wie kann ich denn? oder gar auf dich? kann man denn da wählen?"

„Wenn es die Notwendigkeit gebietet, muß man wählen", sagte Josephe.

„So erkläre mir diese Notwendigkeit."

„Ich habe dir schon gesagt, daß ich das nicht kann."

„Dann ist deine Forderung der bare Unverstand und läßt mich geradezu an dir zweifeln."

Josephe biß sich die Lippe blutig. Sie hatte noch nicht erfahren, daß ein Mensch, wenn er sich zu handeln entschlossen hat, wie es ihm sein Gewissen vorschreibt, auf Worte stößt, und daß es stets das einzige Bestreben dieser Worte ist, sein Handeln nichtig und seinen Entschluß wesenlos zu machen. Sie aber blieb fest. Antworten wollte sie nicht mehr. Es war für sie erledigt und der Würfel war gefallen. Als die Tür aufging und Ulrike eintrat, verweilte sie bloß noch aus trauriger Neugier. Daß Ulrike sie bei der Mutter vermutet hatte und einen Vorwand finden würde, sich einzudrängen, hatte sie gewußt. Aber Ulrike verschmähte den Vorwand. Sie griff unmittelbar zu, und die Art, wie sie es tat, zeigte wieder ihre vollendete Meisterschaft auf dem Register der menschlichen Schwächen und Täuschungsmöglichkeiten.

„Die Törin", sagte sie im Ton einer rauhen Gutherzigen, die gekränkt ist, aber gern verzeihen will, „sie hat einen Pik auf mich, weil ich Leute ins Haus ziehe, die ihren moralischen Grundsätzen nicht genügen. Aber es hieße doch alle Geselligkeit mit Stumpf und Stiel ausrotten, wenn man jeden Menschen erst verpflichten wollte, sein Leumundszeugnis beim Portier vorzuweisen. Bomben werfen sie bei uns nicht, und Wintermäntel stehlen sie auch nicht, und was die Leute unter sich treiben, um sich zu amüsieren, da brauchen wir unsere Nasen nicht hineinzustecken. Sie kennen doch jetzt Doktor Melander einigermaßen, Frau Christine? Was ist Ihre Meinung von ihm?"

„Ich finde, er ist ein Gentleman durch und durch und mir zudem sehr sympathisch", antwortete Christine überzeugt.

„Nun also", trumpfte Ulrike auf und spielte jetzt die Entrüstete, die sich beherrscht, „Josephe aber findet, daß man ihm das Haus zu verbieten hat. Verleumderische oder übelwollende, jedenfalls aber völlig unbewiesene Gerüchte laufen über einen Mann um; der Mann hält es unter seiner Würde, sich dagegen zu wehren; Fräulein Josephe aber, von der Höhe ihres sittlichen Bewußtseins, befiehlt: der Mann muß boykottiert werden, der Mann muß gebrandmarkt und gemieden werden. Sprich nicht, Josephe", wandte sie sich zu dieser, obgleich sie nicht im geringsten Miene gemacht hatte zu sprechen, sondern nur mit einem blassen, etwas verzerrten, dabei ungemein erstaunten, über so viel Verwegenheit und Lüge erstaunten Lächeln dastand, „sprich nicht, du machst deine Sache nicht besser damit. Deine Mutter ist so grenzenlos gütig gegen mich, gegen dich, gegen Freund und Feind, daß sie solche Ausgeburten eines exaltierten Hochmuts gar nicht fassen kann. Du siehst es ja. Es quält sie. Und Hochmut muß ichs nennen. Alles, was du tust und denkst, ist voller Hochmut. Mich betrübt so was, das kann ich ehrlich sagen; mir ist jeder Mensch, wenn er nicht gerade ein Mörder ist, achtungs- und liebenswert. Lerne erst das Leben kennen, meine liebe Josephe, dann sitze zu Gericht."

Christine schritt auf die regungslose Josephe zu und sagte: „Ulrike meint es wirklich gut, Kind. Ich will deine Unbesonnenheit vergessen. Geh jetzt. Später oder morgen können wir ja noch darüber reden. Lieber morgen, wenn der Zorn verflogen ist, nicht wahr?"

„Ja, Mutter", hauchte Josephe und neigte ihren Kopf, um den gewohnten Kuß auf die Stirn zu empfangen.

Auf der Treppe zum Zwischenstock begegnete sie ihrem

Vater. Jedesmal, wenn sie ihn sah, schien er um Jahre gealtert. Den kalten Virginiastummel im Mund, einen schottischen Schal um den Hals, in einer alten Joppe, an der die Mehrzahl der Knöpfe fehlte, und in Hausschuhen, von denen die Fetzen hingen, so schlich er zu gewissen Tageszeiten scheu und still durch das Haus. Er wollte sehen, wie sie es trieben und wie lang sie es noch treiben würden; sein Geist beschäftigte sich mit nichts anderm als mit dem kommenden Zusammenbruch; er erwartete ihn; er rechnete mit ihm; daß sie sich gegenseitig zerfleischen würden, daß dieser sündige Palast mit seiner auf List, Betrug und Diebstahl gegründeten Pracht zu einer Stätte der Verwüstung werden würde wie der des Belsazar, hoffte er zuversichtlich. Dann wollte er sich für gerächt halten.

In ihrem Zimmer packte Josephe ein wenig Leibwäsche, ein Kleid, einige Bücher und die Gegenstände für den täglichen Bedarf in eine Ledertasche, schrieb ein paar Zeilen, steckte sie in einen Umschlag, legte den Brief auf den Tisch, wartete, bis das Zeichen zum Abendessen gegeben war, und ging dann rasch die Dienerschaftstreppe hinunter und auf die Straße.

Zum drittenmal an diesem Tag schlug sie den Weg zu Lena Waldbauer ein.

Weinen um ein Ding

„Ich habe nicht mehr geglaubt, daß Sie kommen", sagte Lena. Sie blickte verwundert auf die Reisetasche.

„Ja, es ist spät und ich bin müde", antwortete Josephe. „Ich komme sogar, um Sie zu bitten, ob ich bei Ihnen bleiben

darf. Es sind Umstände eingetreten, die mich gezwungen haben, das Haus meiner Eltern zu verlassen. Ob auf Tage oder Wochen oder noch länger, weiß ich nicht. Ich werde Ihnen alles erzählen. Können Sie mich beherbergen bis ich ein Quartier gefunden habe? Im Notfall kann ich ja auch im Institut logieren, nur tät ichs ungern."

„Sie können ganz gut bei mir wohnen", erklärte Lena nach einigem Besinnen; „Sie müssen eben vorlieb nehmen, es ist eine finstere Hofkammer, die ich eine Zeitlang vermietet hatte. Jetzt will sie niemand. Ein verwöhntes Fräulein wie Sie wird sich schwerlich da einleben können."

„Ich bin nicht verwöhnt", gab Josephe lächelnd zurück.

Außerstande, an diesem Abend noch zu sprechen, fiel sie ins Bett und schlief elf Stunden. Am Vormittag saß sie dann bei Lena an deren Arbeitstisch, und während diese mit einer Geschicklichkeit, die unterhaltend anzusehen war, die weißen Federn kräuselte, von welchen der Tisch bedeckt war, und die Kiele abschnitt; während Tino mit demselben ausdruckslosen Blick wie gestern auf denselben Punkt an der Wand starrte, berichtete sie, was ihr Pillersdorf eröffnet hatte, der entsetzt Lauschenden, die ihre Beschäftigung nur deshalb nicht abbrach, weil sie dabei besser Gesicht und Miene beherrschen konnte.

Das in Pillersdorfs Schilderung schon Abgeblaßte wurde nun abermals gemildert, denn Josephe wollte Schonung üben, zudem hatte das Abscheuliche des Geschehnisses im Mund der Unwissenden einen Klang von hilfloser Naivität, der die erfahrene Lena bei aller Empörung rührte.

Sie hörte auf zu arbeiten und stützte den Kopf in die Hand. Nach langem düstern Schweigen öffnete sie die Schublade, zog einen Brief heraus und gab ihn Josephe zu lesen. Er war von Melander; ein Bote hatte ihn vor einer Stunde gebracht.

Das Schreiben lautete: „Es kommt mir nicht in den Sinn, die Schuld, zu der ich mich in vollem Umfang bekenne, beschönigen zu wollen. Wenn Sie aber nach dem Grund und Antrieb meiner Handlungsweise fragen, so bin ich nicht fähig, Ihnen Rechenschaft zu geben. Ich kann nichts anderes glauben oder als ärmliche Entschuldigung anführen, als daß ein Dämon in meiner Brust wohnt, der von Zeit zu Zeit erwacht, um zerstörend in die Welt hinauszulangen. Zweck dieser Zeilen ist, Sie nicht bloß zu bitten, daß Sie auf öffentliche Verfolgung des Geschehenen verzichten, sondern hauptsächlich, Ihnen zu sagen, daß ich aus innerstem Willen und Vorsatz bereit bin, das Unheil nach Möglichkeit wieder gutzumachen und Sie um die Erlaubnis zu ersuchen, daß ich alle materielle Sorge für die Zukunft Ihres Sohnes auf mich nehmen darf. Um meinen Fehltritt aus der Phantasie derer hinwegzuwischen, zu deren Kenntnis er leider gelangt ist, habe ich mich entschlossen, die nächsten Monate im Ausland zu verbringen, doch möchte ich vor meiner Abreise noch zu einer kurzen Unterredung bei Ihnen vorsprechen, um zu ordnen, was in dieser unglücklichen Angelegenheit geordnet werden kann."

Den Brief noch in der Hand haltend und darauf niedersehend, erzählte Josepha ihre Auseinandersetzung mit Ulrike und der Mutter.

Lena Waldbauer sagte: „Das erklärt manches. Da man bei Ihnen zu Hause schon wissen wird, wo Sie sind, ist der Brief ebensosehr an Sie wie an mich gerichtet. Mehr noch an Sie vielleicht, denn wie kann er glauben, daß eine einfache Federnschmückerin solche Worte wie die vom Dämon verstehen kann. Fräulein Ulrike hat ihm natürlich ganz genau mitgeteilt, daß Sie Ihre Hand im Spiel haben, sein Freund wird ihm auch das Nötige gesagt haben, und nun baut er vor.

Fährt ins Ausland, und Sie haben es sogar durchgesetzt, daß er nicht mehr ins Haus kommt. Ein kluger Herr."

„Ja, gewiß, ein kluger Herr", flüsterte Josephe. „Aber das ist nun alles zu spät."

„Wie es auch ist, jetzt sind mir die Hände zweifach gebunden", fuhr Lena fort; „er hat sie mir gebunden durch sein Geständnis, und Sie haben sie mir gebunden durch den Bruch mit Ihrer Mutter. Was kann ich noch fordern? Soll ich vielleicht zum Richter laufen? Wozu? Unsereins weiß, wie's dabei hergeht. Das hieße Schmutz zum Schmutze werfen. Der Arme wird immer beleidigt, auch wo ihm dem Scheine nach sein Recht wird. Er redet von dem Dämon in seiner Brust; ich kann bloß von dem Jammer in meiner reden. Was hat das mit Recht und Gerechtigkeit zu tun? Es ist das Leben, und so sind wirs gewöhnt."

Am Nachmittag kam ein Universitätsprofessor, von Melander geschickt. Die Untersuchung war gründlich und dauerte lang. Er sagte, es liege eine außerordentlich schwere psychische Störung vor, zu der die Anlage vorhanden gewesen sei. Völlige Heilung in absehbarer Zeit könne er nicht versprechen, möglich sei sie. In einigen Tagen wolle er die Visite in Gegenwart des behandelnden Arztes wiederholen und diesem seine Anweisungen geben.

Gegen Abend, während sich Josephe im Institut befand, erschien Melander bei Lena Waldbauer. Er blieb ungefähr eine halbe Stunde, in der er sie von seiner tätigen Reue überzeugte und sie trotz ihres Sträubens dazu brachte, daß sie eine ziemlich beträchtliche Geldsumme von ihm annahm, die er als vorläufigen Sühnepfennig bezeichnete. Lena teilte wohl Josephe mit, daß er dagewesen, auch daß sie ihm auf seine Bitte den Brief zurückgegeben; das mit dem Geld verschwieg sie jedoch und war den ganzen Abend bedrückt. Sichtlich litt

sie darunter, daß sie sich hatte bezahlen lassen, statt dem Verderber mit Verachtung und Zorn die Tür zu weisen. „Man ist kein richtiger Mensch", sagte sie einmal vor sich hin; „man ist ein zermürbtes feiges Tier."

Am nächsten Morgen sandte Ulrike die hübsche Nanette mit der Aufforderung zu Josephe, sofort nach Hause zu kommen. Ulrike hatte, bei der „Zuneigung für geringes Volk", die sie Josephe nachsagte, gleich vermutet, wohin sich diese gewendet; Eduard Melander hatte die Vermutung nach seinem Besuch bei Lena bestätigt. Josephe begehrte nur zu wissen, wie es der Mutter ging; darüber konnte Nanette sie beruhigen, und sie entließ das verwunderte Mädchen, ohne auf Ulrikes kategorischen Befehl nur zu antworten.

Ulrike geriet in Verlegenheit. Christine war so von ihr umgittert worden, daß sie von Josephes Entfernung nur erfuhr, was sie für gut fand, ihr mitzuteilen. Den von Josephe für die Mutter bestimmten Brief hatte sie unterschlagen. Sie sagte, Josephe sei für ein paar Tage in die Blindenanstalt gezogen und wolle dadurch nur ihren bösen Trotz zeigen. Als Christine dann ängstlich wurde, zankte sie und meinte, die Ausreißerin werde schon wiederkommen, wenn ihr die Sache unbehaglich würde und sie merke, daß der Brotkorb zu hoch hing. Christine schüttelte den Kopf und erwiderte, das einzige, was auf Josephe keinen Einfluß habe, sei der Brotkorb. Sie wollte Josephe holen und bestellte den Wagen. Dies zu verhindern, gab es kein Mittel, als ihr zu sagen, daß sich Josephe nicht im Institut, sondern bei einer Freundin aufhielt; diese aber, fügte Ulrike hinzu, habe sich vorgenommen, Josephe der Mutter abspenstig zu machen, namentlich aber sie, Ulrike, bei der schlecht Beratenen zu verleumden. Es sei eine verwickelte Geschichte, die sie Christine bei Gelegenheit einmal erzählen werde; wie die Dinge

lägen, käme alles darauf an, daß man Josephe gegenüber nicht schwach und nachgiebig sei, und wenn Christine ihre Ungeduld nicht bezähmen könne und Josephe in ihrem Eigensinn unterstütze, werde sie, Ulrike, wissen, was sie zu tun habe.

So verstand sie es, Christine einzuschüchtern und hinzuhalten, streute Zwietrachtsamen, entfremdete sacht und langsam Josephe dem Gemüt der Mutter, hielt aber dabei jene umstellt und sandte ihr täglich kurze scharfe Mahnungen, die Josephe erregten und zu keinem Frieden kommen ließen.

Sie und Lena pflegten gemeinsam den Knaben. Man mußte bei ihm sitzen, ihm zu essen geben, ihn umbetten, waschen und die kleinen Handreichungen leisten. Abends las und lernte sie, und die Gespräche mit Lena dauerten oft bis in die tiefe Nacht. Josephe erschloß sich dabei das Leben des Volkes, und sie gewann Einblick in seine Arbeit, seine Not, seine Freuden. Schon das mannigfaltige Treiben im Haus beschäftigte sie. Da war der Kammacher überm Gang; nebenan der Knopfdrechsler, oben der Fächermaler, der Schuster, der Buchbinder, der Glasschleifer, der Graveur, der Zinngießer, die Strumpfwirkerin, die Weißnäherin, Heimarbeiter und selbständige Produzenten, Bettgeher und Bettgeherinnen, Schweifende und Festangestellte; das wimmelte treppauf, treppab, türein, türaus und lachte und murrte und mühte sich und liebte und haßte und hoffte und verzagte tagein, tagaus. Es war Josephe, als höre sie eine bisweilen traurige, bisweilen heitere, bisweilen laute, bisweilen leise, aber niemals ganz verstummende Melodie.

Am Freitag schrieb Lena an den Hofrat, daß Tino krankheitshalber verhindert sei zu kommen und daß es ungewiß sei, wann und ob er überhaupt wieder bei ihm spielen könne. Sie zeigte Josephe den Brief, der eigentümlich steif und hinterhältig stilisiert war, und als Josephe sie fragend

anschaute, sagte sie, auf Tino weisend: „Er ist nicht bloß sein Patenkind, er ist sein Enkel."

Am Abend erzählte sie dann: „Meine Mutter war in den fünfziger Jahren eine beliebte Soubrette. Sie hatte viele Verehrer, denn sie war sprühend lustig und eine Frau ganz nach dem Herzen der Männer. Eine Zeitlang wurde sogar ein förmlicher Kultus mit ihr getrieben, wie das hier nicht ungewöhnlich ist. Ich weiß nicht, wie es kam, aber neben all den flüchtigen Verhältnissen, die sie hatte, und die ihrer Natur entsprachen, ließ sie sich auch in ein ziemlich ernsthaftes mit dem Hofrat Woytich ein, der damals eine Rolle spielte und Einfluß und Macht besaß. Ich sage, ich weiß nicht, wie es kam, denn der Hofrat war wegen seines Geizes berüchtigt und meine Mutter wegen ihrer Verschwendungssucht; da paßten sie also schlecht zueinander. Müßig, darüber zu spintisieren, jedenfalls verdanke ich der Beziehung mein Dasein, wenn man von verdanken bei sowas reden kann. Mein Herr Vater hat sich nie im geringsten um mich gekümmert, und ich habs ihm redlich vergolten. Wollt ich behaupten, daß in meinem Herzen eine Spur von Gefühl für ihn ist, so müßt ich einfach lügen. Ich erhielt eine ganz gute Erziehung, das heißt so bis in mein fünfzehntes Jahr etwa, dann verlor meine Mutter die Stimme, und es ging rapid abwärts mit ihr. Sie ist sehr alt geworden, erst vor sechs Jahren ist sie gestorben, und die Armut hat sie nie verwinden können. Von mir ist nicht viel zu sagen; ich hab mich so durchgebissen; es war immer auf der Schneide; ich hab mein Teil Liebe gehabt, mein Teil Sorgen, und aus dem Teil Liebe ist dann das Kind geworden. Eines Tages hatte nun meine Mutter den Einfall, mit dem Kind zu seinem Großvater zu gehen, der, seit es getauft war, keinen Atemzug nach ihm getan hatte; war ihm das Patengeschenk schon hart genug

angekommen. Wir hatten zufällig die musikalische Begabung Tinos entdeckt, meine Mutter erwähnte es gegen den Hofrat, und wider alles Erwarten erklärte er sich bereit, ihn ausbilden zu lassen. Dann ließ er ihn rufen, erst selten, mit der Zeit öfter, aber immer in größter Heimlichkeit; schließlich mußte er ihm jeden Sonntag nachmittag vorspielen. Meine Mutter nahm mir noch vor ihrem Tod das Versprechen ab, daß ich den Buben nicht davon abhalten solle, es könnte einmal ein Segen für ihn draus erwachsen. Ich habs nie geglaubt, glaubs auch heute noch nicht, aber wunderlich wars, dieses Sonntagskonzert auf der schönen alten Geige. Das eine oder andre Mal hab ich an der Tür gehorcht, wenn das Fräulein Smirczinska gerade gut aufgelegt war, und jedesmal sind mir die Tränen in die Augen geschossen. Jetzt ist das auch zu Ende."

Josephe saß an Tinos Bett und streichelte sinnend die Hand des Knaben, schmale feine Hand, einem erstarrten Tongebilde ähnlich.

Am Sonntagnachmittag, gegen fünf Uhr, kam in größter Aufregung die Smirczinska. Tino müsse sogleich zum Hofrat, sagte sie; er warte seit einer Stunde auf ihn, habe die Geige bereits auf den Tisch gelegt und bestehe darauf, daß ihm vorgespielt werde.

Lena zuckte die Achseln und wies mit einer Kopfbewegung gegen das Bett des Knaben.

Er gehe herum und schreie, fuhr die Smirczinska fort, die mit dem Kapotthütchen auf dem schlohweißen Scheitel und dem modischen cul de Paris unter dem verknitterten Rock einen lächerlichen Anblick bot; er schreie, daß er nicht umsonst all das viele Geld ausgegeben haben wolle; Entschuldigungen und Ausreden nehme er nicht an; er lasse sich keinen Sonntag wegnehmen; er habe nicht mehr so viele Sonntage vor sich,

und wenn der Bub nicht gutwillig käme, werde er ihn mit Gewalt bringen lassen.

„Hat er denn meinen Brief nicht erhalten?" fragte Lena kühl.

Freilich, entgegnete die Smirczinska, aber er habe erklärt, das notiere er nicht; das akzeptiere er nicht; er lese keine Zuschriften von fremden Frauen.

„Hören Sie?" wandte sich Lena lächelnd an Josephe.

Er habe aber den Brief doch gelesen, sagte die Alte, und sei hernach in helle Wut geraten, habe in seinen Papieren gewühlt, Schachteln und Laden ausgeräumt und die halbe Nacht ununterbrochen vor sich hingeschimpft. Heute habe er sich geweigert, zu Mittag zu essen, und von drei Uhr an jeden Augenblick auf die Uhr geschaut. Ob der Bub nicht doch mitgehen könne? auf eine Viertelstunde bloß? Der Hofrat hänge nun einmal dran, Gott könne wissen warum; sie habe ihn noch nie so gesehn wie heut, und sie traue sich gar nicht allein nach Hause.

Lena sagte: „Gehen Sie hinüber zu Herrn Doktor Reitlinger; er wohnt ganz nahe, Neubaugasse 15, und hat jetzt Sprechstunde. Erklären Sie ihm, daß Sie von Tinos Großvater kommen. Ja, das erschreckt Sie; Großvater, so ist es. Er soll Ihnen auf einem Zettel bescheinigen, daß mein Kind krank ist, schwer krank, und daß von Geigenspielen gar keine Rede sein kann. Das wird den Herrn Hofrat vielleicht beruhigen."

Die Smirczinska stand eine Weile mit offenem Mund. „Gut, ich wills so machen", sagte sie dann.

„Mich aber soll er gefälligst in Frieden lassen", schloß Lena erbittert; „ich habe genug."

Die Smirczinska schaute stumm in Tinos weißes Gesicht, stieß einen Seufzer aus und ging.

„Zumutung", murmelte Lena zwischen den Zähnen; „nach einem Leben der herzlosen Kränkung und Verachtung auch noch das. Er nimmts nicht an! Das glaub ich. Er hat nie was angenommen, was ihm unbequem war. Am liebsten hätte er die Sonne mit Ruß bestrichen, wenn er wünschte, daß es finster bleiben sollte. Finsternis, ja, da war ihm wohl dabei. Warum darf Schlechtigkeit so alt werden!" Sie schluchzte auf, faßte sich aber schnell und zog die Vorhänge über das Fenster.

Josephe spürte, daß nicht bloß Zorn und Gram in Lena weiterbrannten, sondern daneben auch eine Unruhe entstanden war, deren sie sich nicht zu erwehren vermochte, von deren Beschaffenheit sie möglicherweise auch nichts wußte. Sie sagte aus ihrem Grübeln heraus: „Lena, wenn es Ihnen recht ist, und ich denke mir, es ist Ihnen recht, geh ich zu dem alten Mann hin und mache ihm begreiflich, was Tino zu kommen verhindert. Diese Smirczinska hat sicher keine gute Art, es ihm beizubringen, und das ärztliche Attest hat am Ende eine ganz verkehrte Wirkung. Überleg ich mirs genau, so will mir scheinen, daß er das Kind liebt; kein Zweifel, in seiner Weise liebt er das Kind, und Sie, Lena, wissen es. Das mit der Geige ist vielleicht nur ein Vorwand, den sein verhärtetes Herz zur Beschönigung oder zur Täuschung braucht. Ich gehe also zu ihm, nicht? Ich will mit ihm sprechen. Wer weiß, wozu es gut ist."

Statt zu antworten, nahm Lena Josephes Hand und preßte sie fest in der ihren.

Als Josephe die vier Treppen in der Dorotheergasse erklommen hatte, stand die Smirczinska mit allen Zeichen äußerster Verstörtheit vor der Wohnungstür. Sie schoß auf Josephe los und stieß hervor: „Wo ist sie? kommt sie bald? ist sie schon unterwegs? war sie nicht daheim?" Offenbar

wußte sie nicht, wer Josephe war, und erinnerte sich nur dumpf, sie heute schon gesehen zu haben.

„Wer? wen meinen Sie?" fragte Josephe.

„Die Ulrike. Ich hab das Mädchen vom dritten Stock nach ihr geschickt. Was hätt ich tun sollen. Jemand muß zum Doktor. Vielleicht wärs besser gewesen, gleich um den Doktor zu schicken. Aber er hat mirs immer auf die Seele gebunden: nur keinen Doktor, Marianka; niemals einen Doktor für mich. Mein armer Hofrat! Er hat den Verstand verloren."

Und sie berichtete, vor Angst und Verwirrung plappernd, der Hofrat habe sie, als sie ihm die Bescheinigung des Doktor Reitlinger gebracht, in der Tinos Erkrankung mit dürren, aber düstern Worten beschrieben war, unter fürchterlichen Schimpfreden hinausgejagt, sei dann in die Küche gegangen, habe das Küchenbeil genommen und mit Flüchen und Verwünschungen, dessen sei sie grauende Zeugin gewesen, die alte kostbare Geige, an der er so gehangen, die er gegen Ulrike wie sein leibliches Kind verteidigt, in Splitter zerschlagen. Jetzt sitze er davor und rede nicht und rühre sich nicht.

Während ihrer letzten Worte hatte Josephe rasch abgesetzte Schritte gehört. Ulrike kam herauf. Die Smirczinska gestikulierte. „Was führt denn dich daher?" fragte Ulrike atemlos vom raschen Treppensteigen, als sie Josephe gewahrte, aber die Smirczinska ließ ihr nicht Zeit, die Antwort zu erwarten, sie zog sie in die Wohnung. Ulrike verschwand durch die Zimmertür, gleich darauf vernahm Josephe einen heisern wilden Aufschrei. Sie wagte es, der Vorangegangenen zu folgen, trat in das erste Zimmer, verharrte auf der Schwelle zum zweiten und sah und hörte.

Ulrike kniete vor dem in unkenntliche Stücke zerhackten Instrument; ihr schlanker Rücken zitterte konvulsivisch. Der Hofrat saß in seinem jahrhundertalten Lehnstuhl, genau so,

wie er gesessen, wenn ihm Tino vorgespielt: in einer vollkommenen tiefen Versunkenheit und Unbeweglichkeit; das Kinn lag dicht vor der Brust; die Augen waren geschlossen; das Gesicht war starr und wächsern, der Mund linienschmal, die Nase einem Geierschnabel ähnlich.

Wieder war ihm in der Nacht der greuliche Unhold erschienen, laut brüllend. Je mehr die Dämmerung herangerückt war, je unterscheidbarer war die Gestalt geworden; nacktes, haariges, fettglänzendes Scheusal. Kein Hinweis und kein Betteln hatte diesmal verfangen; von keinem Ersatzmann hatte er was hören gewollt; mit dem Knöchel seiner Faust hatte er auf den Bettpfosten gepocht und unnachgiebig seine unverschämte Forderung geltend gemacht. „Nur ein weniges noch," hatte der Hofrat gewimmert, „nur ein paar Wöchelchen noch; nur daß ich mich gewöhnen kann; nur daß ich mich langsam darauf vorbereiten kann, das süße einzige Leben zu lassen." Da hatte der Unhold eine Grimasse geschnitten und war verduftet.

Ulrike erhob sich, fuhr auf den Hofrat zu und schrie mit gellender Stimme: „Du alter neidischer heimtückischer Hund, was hast du getan! Gib mir zurück, was mein ist! Gib her das Gestohlene! Wirst du oder nicht? Das sieht dir ähnlich, du diebischer Schleicher, du Zuchthäusler, daß du andern noch im Grab mißgönnst, um was du sie begaunert hast. Gib zurück, sag ich dir, oder ich reiß dir deine schurkischen Augen noch aus, bevor du abkratzt, alter Schuft!"

Sie packte ihn an der Schulter und schüttelte ihn wie einen Hampelmann.

Die Ungeheuerlichkeit dieser Worte machte Josephe schaudern.

Der Hofrat, schien es nur so, oder hatte er die Tobende wirklich verstanden, zog die welthassende Unterlippe empor, so daß etwas wie ein hämisches Lächeln entstand, und öffnete

halb die Augen. Aber in den Augen schimmerte es entsetzt auf, als er bemerkte, daß ihm aus der Tasche des Schlafrocks ein Papier gefallen war. Noch vor der Rückkehr der Smirczinska hatte er ein auf fünfhundert Gulden lautendes Türkenlos aus dem geheimen Schrank genommen, das für Tino bestimmt war, wenn er kam. Damit hatte er dem Schicksal schmeicheln wollen. Ulrike hob das Wertpapier auf und steckte es hastig zu sich. Die ohnmächtig und verzweifelt nach ihr langende Geste des Greises beachtete sie nicht.

„Er lebt noch," sagte sie finster zur Smirczinska, „er wird noch lange leben. Solche sind nicht umzubringen, solche Halunken. Ich will jetzt alles aufschreiben, was in der Wohnung ist, alles, Möbel, Kleider und Geld, damit mir nichts verschwindet. Und wenn ich fortgeh, soll die Anastasia kommen und aufpassen, daß die Sachen keine Beine kriegen."

Ohne Josephe zu gewahren, schritt sie an ihr vorüber, blind vor Ingrimm und Schmerz. Sie wollte in das dritte Zimmer, wo das Wandfach war, ließ sich aber plötzlich auf einem Stuhl nieder und schlug die Hände vors Gesicht. Da dachte Josephe bekümmert: Weinen um ein Ding! Weinen um ein totes Ding! Und sie sah das ganze Leben dieses Menschen, den Teil, den sie wußte, und den andern, den sie bloß ahnte. Mitleidig flüsterte sie: „Ulrike."

Ulrike schaute empor. „Was stehst du denn da, Josephe, sag mir nur?" sprach sie hart; „hat dich wer zum Trösten bestellt? mußt du überall herumschnüffeln und dich an meine Fersen heften? Geh fort aus dem verfluchten Haus. Hier färbt die Gemeinheit und die Bosheit ab wie das Weiße an einer Kalkwand. Jetzt hat er mir die Violine zerhämmert, der elende Narr, siehst du, das ist soviel, als hätt er mir die Seele im Leib zerquetscht. Gut, schon recht; da wird man eben ohne Seele im Leib leben, schon recht."

Josephe schwieg entsetzt.

„Geh deiner Wege, Josephe", fuhr Ulrike fort. „Indessen deine Mutter sich abgrämt um dich, streunst du durch die Welt, wo sie am trostesten ist, und hast deine Hände in anderer Leute Angelegenheiten. Geh heim, ich rate dir gut."

In widerstreitenden Gefühlen wanderte Josephe zur Vorstadt. Sie erzählte Lena, was sie in der Dorotheergasse erlebt hatte. Lena nahm es schweigend auf und zuckte die Achseln, als wolle sie sagen: Was dort geschieht, ist für mich nicht geschehen. Auch Ulrikes Mahnung enthielt Josephe der Freundin nicht vor, und Lena erriet ihr inneres Schwanken.

Später am Abend sagte sie zu Josephe: „Ich an Ihrer Stelle würde den Rat befolgen. Mutter ist Mutter. Der Mutter gegenüber ist man nie im Recht; beim Vater ists was anderes. Und dann: soviel ich sehe, sind Sie die einzige, die das Unheil abwenden kann, das diese Ulrike vielleicht noch anstiftet. Sie dürfen ihr die Mutter nicht ganz und gar ausliefern. Ich verlier ja viel, wenn Sie mich wieder verlassen, verliers, auch wenn Sie jeden Tag zu mir kommen. Es ist nicht mehr dasselbe. Wir waren so schön Tür an Tür und gleich und gleich. Aber das darf nicht mitsprechen. Sie sind nicht schwach, wenn Sie heimkehren, Sie sind nur klug. Mit dem Kopf durch die Wand, das ist Schwäche. Glauben Sie mir, Josephe, die Schuldigen sind nicht so schuldig wie man sie macht, und die Unschuldigen sind nicht so unschuldig wie sie sich fühlen. Es geht immer alles ineinander über. Und alles geht seinen unabänderlichen Weg und spottet unserer Mühe. Nur die Zeit ists, die uns einen Possen spielt. Als ich ein Kind war, befand sich in der Nähe unseres Hauses ein fließender Brunnen. Wie ich dann zwanzig Jahre später zum erstenmal wieder dorthin kam, war ich ganz erschrocken und dachte: Herrgott, läuft das

Wasser immer noch? Als obs dasselbe Wasser gewesen wäre. Verrückt, nicht?"

Am andern Tag kehrte Josephe nach Hause zurück.

Heirats- und Erbschaftssachen

Der Hofrat konnte nicht sterben. Sein zäher Lebenswille kämpfte erbittert gegen das haarige Scheusal. Er lag gelähmt mit starren Augen, in denen bisweilen ein Strahl von Wut und Haß aufblitzte, wenn in der Nähe des Alkovens Gespräche stattfanden, die man in den Tagen der Gesundheit zu führen sich ängstlich gehütet hätte.

Er vermochte nicht einmal den Suppenlöffel zu halten. Alle Dienstleistungen verrichtete sklavisch die Smirczinska. Doch war als Aufpasserin von früh bis abends Anastasia Woytich zugegen. Dieses Amt hatte ihr Ulrike zugewiesen, die die Oberaufsicht und den Kontrolldienst übernommen hatte.

Sie kam einmal des Tages eine halbe Stunde oder länger, um zu sehen, wie die Dinge standen und ob die Lebensuhr des Achtundsiebzigjährigen noch lief. Sie trat an sein Bett, schaute auf ihn nieder und nickte, als wolle sie sagen: na, Alterchen, krabbelst du noch? wirst du uns noch lange von nützlichern Beschäftigungen abhalten?

Sie zählte täglich die Stühle, musterte die Decken und Vorhänge, versicherte sich, daß der Geheimschrank verschlossen war, dessen Schlüssel sie sich längst angeeignet, und ging die einzelnen Stücke der Sammlungen mit Hilfe eines Verzeichnisses durch, das sie verfertigt hatte.

Anastasia verfolgte ihr Tun mit scheelen Augen. Die

Smirczinska, die sich im Testament geborgen glaubte, wagte nicht zu mucksen.

Im Hause Mylius war zu dieser Zeit das Schicksal Lothars das Ziel weitläufiger Erörterungen. Der Plan, ins Ausland zu gehen, hatte sich bei ihm befestigt; seit dem Bruch mit Eduard Melander und dessen Abreise war ihm das Leben im Elternhause verleidet. Auch war er beständig in Zwistigkeiten mit Ferry Lex verstrickt, der nun Esthers erklärter Verlobter war; am Neujahrstag war die offizielle Feier gewesen und ein paar Tage später, am Dreikönigstag, wurde auch Aimées Verlobung mit Althann verkündigt. Lothar machte sich über beide Liebespaare lustig; ihn verdroß das Turteltäubchenwesen, wie er es nannte, und die Schwestern hatten von seiner Streit- und Spottlust viel auszustehen. Der gesetzte Althann beachtete es nicht und tat ihn gutmütig ab. Lex aber geriet in ernstlichen Hader mit ihm.

Daher war er mit Ulrike für eine baldige Entfernung des Störenfrieds. Althann widersprach. Er meinte, ein so reicher junger Mann könne getrost müßig gehen; wozu solle er den andern das Brot wegschnappen und neuen Mammon zu altem häufen? Wenn er sich langweile und die Bürger durch Extravaganzen reize, könne er in Afrika Elefanten jagen. „Und die Töchter der Zulukaffern verführen", warf Ulrike trocken ein.

„Du mußt Sinn und Vernunft in dein Leben bringen," sagte sie zu Lothar; „die ersten Hörner hast du dir abgelaufen, jetzt sieh zu, daß du in ein reguläres Geleise kommst, und decke nicht vor jedem Esel deine Karten auf. In einigen Jahren bist du dein eigner Herr und kein Mensch hat dir mehr was dreinzureden. Dann wirf deine Trümpfe auf den Tisch."

Es wurden Verhandlungen gepflogen, und er trat bei einem Amsterdamer Kunsthändler, einer berühmten Firma,

die mit H. O. Mylius in langjähriger Beziehung gestanden, als Volontär ein. Zu Sinn und Vernunft kam es nicht. Die Entartung griff um sich. Aber er war nun weit vom Schuß und Ulrike fühlte sich erleichtert.

Sie und beide Brautpaare hatten ihn auf die Bahn begleitet. Christine, die von ihrer Migräne geplagt war, hatte zu Hause von ihm Abschied genommen. Josephe hatte er nur flüchtig die Hand gedrückt. Am selben Nachmittag hatte Lex eine Unterredung mit Ulrike wegen der Mitgift. Er verlangte eine bindende Erklärung. Ulrike hatte ihn bisher im ungewissen halten müssen. Althann war leicht zu beschwichtigen gewesen; er machte sich nicht viel Gedanken und setzte sein Vertrauen in Ulrikes Tüchtigkeit und Umsicht. Lex wurde aber von den Gläubigern hart bedrängt, und das Arrangement wollte, trotzdem die Verlobung bekannt gemacht war, nicht glücken.

Ulrike war abgehetzt; sie fürchtete sich vor der entscheidenden Auseinandersetzung mit Mylius und hatte sie von Tag zu Tag aufgeschoben. Da nun die Umstände sie zum Handeln nötigten, entschloß sie sich kurz, und nach dem Abendessen ging sie hinauf zu ihm.

Er saß bei der Lampe am Tisch und hatte einen Berg von alten Briefen und Papieren vor sich aufgehäuft, in denen er mit zittrigen Fingern wühlte. Er war nur noch der Schatten seiner selbst. Das Gesicht war gelb. Die Augen hatten nicht den mindesten Glanz. Der fadenscheinige Anzug schlotterte um den Körper. Auf dem Kopf trug er ein gesticktes Käppchen. Die eisengrauen Haare hingen wirr in die Stirn.

Er blickte kaum auf, als Ulrike eintrat, erhob sich aber und schlurfte zu einem andern Tisch, auf dem die Pikettkarten bereit lagen. Er griff nach einem Zettel, auf welchem Zahlen

standen, Gewinn und Verlust der letzten Partien, hüstelte und begann zu addieren.

„Lassen Sie das nur," sagte Ulrike, „wir haben heute Wichtigeres zu tun."

„Was denn, mein Kind, was denn?" brebbelte er mißmutig. „Ich bin kein Freund von Wichtigkeiten. Von euern da drunten schon gar nicht. Was mögen das auch für Wichtigkeiten sein. Kennt man. Will nichts wissen von euern Wichtigkeiten."

Ulrike nahm Platz und verschränkte die Arme. Er hatte erfahren, daß diese Gebärde Kampf anzeigte, und wurde unruhig. „Na was denn, was denn?" keifte er und rückte die Schultern, „was denn wieder für Wichtigkeiten?"

„Esther und Aimée heiraten in drei Wochen."

„Na und? Was geht das mich an? Sollen sie heiraten. Was kümmert mich das."

„Wollen Sie Ihre Töchter in die Ehe schicken, wie man das liebe Vieh zum Schlächter treibt? Mit nichts? Nackigt? Ich denke, das hat Sie wohl zu kümmern. Wen sonst? Kinder erzeugen und, wenn es sich darum handelt, sie zu versorgen, den Kopf in den Sand stecken und sagen: ich bin nicht da, macht was ihr wollt, das wäre bequem. Das könnte jeder. Aber so haben wir nicht gewettet. Ganz im Gegenteil. Sie werden einer jeden von den zweien sechsmalhunderttausend Gulden Mitgift aussetzen. Verstanden?"

Mylius' Gesicht schien plötzlich einzuschrumpfen. Er stierte eine Weile vor sich hin, dann stand er auf, steckte die rechte Hand in den linken Rockärmel, die linke Hand in den rechten, ganz tief, als friere ihn, ging im Zimmer herum und begann einen höchst sonderbaren Singsang. Es sollte andeuten, daß er nichts gehört habe und gewillt sei, nie etwas ähnliches zu hören. Es war ein eintöniges Leiern und klang halb

stumpfsinnig, halb geistesgestört, ein endloses, schläfriges Lalala. Es war seine letzte Waffe, die verzweifeltste.

An diesem öden Singsang prallten Ulrikes Worte machtlos ab. Alle Argumente und Vorstellungen waren in die Luft geredet. Sie sah die Fruchtlosigkeit ihrer Versuche ein und ging zornig auflachend und die Tür hinter sich zuschmetternd hinaus. Nach einer Stunde kam sie wieder. Er wanderte noch immer herum, Hände in den Ärmeln, und kaum hatte sie das Zimmer betreten, als der kränkliche, irre Singsang von neuem anhob.

Ulrike schlug mit der Faust auf den Tisch. Vergeblich. Sie schrie ihn an und zwang ihn zum Stillstehen, indem sie sich vor ihm aufpflanzte. Vergeblich. Sie setzte sich ans Fenster und wartete. Es schlug zehn Uhr auf der Konsoluhr, halb elf, elf, der Singsang dauerte fort. Da begab sie sich in den Nebenraum, holte aus dem dort befindlichen Bett Matratzen und Kissen und richtete ein Lager auf dem Fußboden. Sodann lief sie in ihr Zimmer hinunter, nahm Frisiermantel, Kamm und Bürste an sich, erschien nach ein paar Minuten wieder, zog den weißen Mantel um die Schultern, setzte sich neben das improvisierte Bett, löste ihr Haar, ließ es herabfallen und fing an, sich zu kämmen.

Auf einmal wurde Mylius still. Fassungslos starrte er auf das reiche braune, langhängende Haar, in dessen Rahmen ihm das blühende junge Gesicht schöner als je vorkam. Er sank in den Lehnstuhl und schaute: erstaunt, neugierig, ängstlich. Ulrike sandte ihm von Zeit zu Zeit einen herausfordernden und spöttischen Blick zu, und ihr Mund lächelte.

Ob er sichs überlegt hätte? fragte sie.

Er darauf: „Ulrike, gutes Kind, haben Sie Erbarmen mit mir."

Sie darauf: hiezu sei ganz und gar kein Anlaß, es gehe um Pflicht und Recht.

Er darauf: er habe sie in seinem Testament anständig bedacht, habe ein Kodizill verfaßt und für sie gesorgt; das werde er wieder annullieren, wenn sie auf der Forderung für die Töchter bestehe.

Ulrike horchte auf. Sie sagte, das glaube sie ihm nicht, er solle ihrs zeigen, sonst müsse sie annehmen, daß er nur flunkere, um sie loszuwerden. Er beteuerte es; sie verlangte das Testament zu sehen. Endlich räumte er ein, gelogen zu haben, schwor aber, daß der Zusatz morgen in ihrer Gegenwart gemacht werden würde, sie möge den Notar Helmbauer bestellen. Wieviel? fragte sie, nicht ohne Gier. Zwanzigtausend Gulden, erwiderte er. Sie darauf: das sei er ihr vor Gott und Menschen schuldig; ihr halbes Leben habe sie an ihn gehängt; wer hätte sich seiner angenommen, wenn nicht sie? wer habe ihn geliebt außer ihr? wer um ihn sich gesorgt? Aber das alles habe nichts zu schaffen mit dem Anspruch, den der Graf Lex und der Baron Althann auf eine standesgemäße Versorgung ihrer Frauen hätten.

Er wimmerte: „Kommen Sie, gute Ulrike, kommen Sie her; fühlen Sie, wie meine Hände kalt sind. Es ist gar kein Blut mehr in meinen Adern. Ihr habt mir all mein Blut ausgepumpt."

Sie trat zu ihm und nahm seine Hände und rieb sie zwischen den ihren. Sünde sei es, vom Geld zu reden, als sei es das Herzblut, zankte sie. Er legte seine Arme um sie und schmiegte den Kopf an ihre Brust. Jetzt sei ihm wohl, stammelte er, so wohl sei ihm zeit seines Lebens nicht gewesen. Und sein verstörtes Gesicht blickte durch Ulrikes dichten Haarschleier wie eine welke Frucht. Er habe doch ein Weib gehabt, sagte Ulrike, hoch über ihm, habe doch Liebe genossen. Nein,

erwiderte er, er habe nicht hinkommen können, habe sich zuviel geackert. Er habe eben nur sein Geld lieb gehabt, versetzte Ulrike, das sei ihm Himmel, Weib und Welt in einem gewesen. Sich anschmeichelnd wie ein Kind wollte er wissen, ob sie denn nicht auch das Geld liebe. O ja, sie liebe es auch, gab sie zu, auf einmal eigentümlich versonnen und verstockt. Nun also, triumphierte er mit hektisch aufgellender Stimme, das habe er ja gespürt an ihr, deshalb habe er sie ja so geschätzt und ihr sein Vertrauen geschenkt. Da erwiderte sie grausam und parzenhaft, sein Lebensrund sei aber nun vollendet, das Grab könne er sich nicht mit Dukaten polstern, und wen die Mahnung des Todes nicht sanftmütig mache, der verdiene nicht, daß man ihm die Augen zum letzten Schlummer zudrücke.

Mylius schauderte. Er sagte: „Mein, mein, mein!" Und nach einer Pause: „Mein Geld. O mein Geld!"

Es war mehr die Ausgeburt eines Hexentraums als ein Menschengespräch zwischen vier Wänden eines Hauses.

Ihn noch weiter in die Schwäche hinunterzuzerren, war nun nicht mehr schwer für Ulrike. Plötzlich war er gehorsam. Sie brachte ihn ins Bett und deckte ihn zu. Im Winkel stand auf einem Querbrett eine alte Bibel, die nahm sie, schlug eine Seite in den Korintherbriefen auf und las mit strengem Ausdruck:

„Habe ich aber jemand übervorteilt durch derer einen, die ich zu euch gesandt habe? Ich habe Titus ermahnt und ihm gesandt einen Bruder. Hat euch etwa Titus übervorteilt? Haben wir nicht in einem Geist gewandelt? Sind wir nicht in einerlei Fußtapfen gegangen? Lasset ihr euch abermals dünken, wir verantworten uns vor euch? Wir reden in Christo vor Gott, aber das alles geschieht, meine Liebsten, euch zur Besserung. Denn ich fürchte, wenn ich komme, daß

ich euch nicht mehr finde, wie ich will, und daß ihr mich auch nicht findet, wie ihr wollt; daß Hader, Neid, Zorn, Afterreden, Ohrenblasen, Aufblähen und Aufruhr dabei sei."

Um zwei Uhr nachts erlangte sie seine Unterschrift zur Flüssigmachung des Mitgiftkapitals.

Am andern Morgen kam der Notar Helmbauer, den sie bestellt hatte, und das Kodizill wurde abgefaßt.

Die Vorbereitungen zur Doppelhochzeit füllten die Tage und forderten alle Hände. Und wieder war Ulrike die Lenkerin und der bewegende Geist. Wieder rief es aus jeder Tür: Ulrike; von jeder Treppe früh und abends. Ulrike feilschte, zahlte, schimpfte, lobte, war immer an drei Orten zugleich, verhandelte mit der Schneiderin und mit dem Tafeldecker, mit dem Pastor und mit dem Konditor, gab den Bräuten Verhaltungsmaßregeln und den künftigen Gatten Ratschläge und machte Regen und Sonnenschein im Haus.

Esther und Aimée konnten sich nicht genugtun an Käufen und Anschaffungen. Ihre Unersättlichkeit, ihre Verschwendungssucht brachte sogar Ulrike zum Staunen. Hier zeigte sich das Ergebnis ihrer Erziehung in seiner Glorie, und die Meisterin wurde gemeistert. Sie gierten hauptsächlich nach Geschmeide; jeder Gang in die Stadt führte sie zum Juwelier. Aimée hatte eine unstillbare Lust an Perlen; Esther bevorzugte Edelsteine. Die kostbarsten Pariser Toiletten wurden im halben Dutzend verfertigt, das edelste Pelzwerk fand gerade noch Gnade vor ihren Augen, Hüte und Schuhe wurden in unsinnigen Mengen geliefert. Es war keine Hemmung mehr; sie warfen das Geld weg, als haßten sie es, als müßten sie sich an ihm rächen für die Entbehrungen ihrer Jugend.

Das fängt vielversprechend an, dachte Ulrike und schmunzelte.

Trauung und Hochzeitsdiner gingen mit großem Glanz

vor sich. Die Räume des Palastes konnten die Menge der erlauchten und minder erlauchten Gäste kaum fassen. Auf der Straße stauten sich die Wagen und das Volk stand andächtig vor dem Tor und bildete Spalier. Das Ausbringen der Toaste und der gereimten und ungereimten Glückwünsche bei der Tafel dauerte anderthalb Stunden. Christine strahlte; der alte Mylius lag oben krank.

Das Ehepaar Lex reiste in den Süden, um sich später in London niederzulassen; Althanns gingen nach Paris, wo sie für die nächsten Jahre wohnen wollten. Bevor sie aufbrachen, fielen beide Schwestern Ulrike um den Hals und küßten sie unter Tränen ab. Auch Ulrike vergoß Tränen. Der Abschied von der Mutter und Josephe verlief weit trockener. Vor dem Bett des Vaters standen sie wortlos, und Mylius schaute sie ebenfalls wortlos an und reichte ihnen zögernd die eisige Hand.

Es ging zu Ende mit ihm und Ulrike wußte es. Damit die Hochzeit nicht gestört oder gar hinausgeschoben würde, hatte sie alles darangesetzt, um die Schwere seiner Erkrankung zu verheimlichen. Den Arzt ließ sie erst am Tag nach der Trauung rufen. Der schüttelte bedenklich den Kopf; warum man nicht früher nach ihm geschickt? fragte er, das Übel hätte sich vielleicht noch bekämpfen lassen, vor einer Woche vielleicht noch; jetzt sei es zu spät. Ulrike schien ganz gebrochen. Sie antwortete, es habe sie Mühe genug gekostet, ihn zu überreden, er habe einfach nicht glauben wollen, daß er ärztlicher Hilfe bedürfe. Der Doktor ließ keine Hoffnung mehr, und Ulrike ging zu Christine, um sie schonend vorzubereiten.

Es war nur Schrecken, den Christine in ihrem verdumpften Gemüt empfand, und als man ihr seinen Tod mitteilte, nahm der Schrecken die Farbe der Trauer an. Bei der

Totenwaschung fand sich unter Mylius' Kopfkissen ein Beutel, der fünfundsiebzig Goldstücke enthielt.

Sonderbarerweise starb der Hofrat Woytich in derselben Nacht wie Mylius. Sie wurden auch beide am selben Tag begraben, der eine auf dem katholischen, der andere auf dem protestantischen Kirchhof, der eine um vier Uhr, der andre um fünf Uhr, und Ulrike mußte sich sputen, um beiden die letzte Ehre erweisen zu können. Das schwarze Kleid stand ihr entzückend. Von Mylius' Kindern folgte nur Josephe seiner Leiche. Lothar hatte ein Telegramm gesandt; die Jungvermählten waren brieflich benachrichtigt worden, damit sie nicht in so kurzer Frist vom Traualtar zu einem Grab gehen mußten.

Zwischen den Geschwistern Woytich entspann sich ein hartnäckiger Erbschaftsstreit. Am schlimmsten gerieten sich Ulrike und Anastasia in die Haare. Eine bezichtigte die andre des Unterschleifs und der Beiseiteschaffung von Staatspapieren und Wertsachen. Ein Testament war nicht vorhanden. Da Anastasia den Hofrat bis zu seinem Abscheiden gepflegt hatte und Tag und Nacht um ihn gewesen war, erschienen die Beschuldigungen Ulrikes triftig und jene konnte sie nur durch Gegenbeschuldigungen und Unschuldsschwüre entkräften. Die Smirczinska, in einem Zustand hoßerfüllter Enttäuschung, hielt sich bald zur einen, bald zur andern Partei, je nachdem das Kriegsglück schwankte. Eines Tages äußerte sie zu Anastasia den Verdacht, daß Ulrike das Testament, das bei Lebzeiten des teuern Hofrats gesehen zu haben sie Stein und Bein schwor, habe verschwinden lassen. Anastasia, nicht faul, warf Ulrike die Untat als erwiesen vor, und es kam zu einem fürchterlichen Auftritt, in dessen Verlauf die Smirczinska heulend und wutschnaubend das Haus verließ, in welchem sie siebenundvierzig Jahre beinahe die Herrin gewesen war. Der Vizekonsul stand mit seinem Herzen auf Ulrikes Seite, mit seiner

Überzeugung auf Anastasias, doch suchte er zu vermitteln und Frieden zu stiften. Severin, ein Opportunist, gab jedem recht und erklärte sich von allen benachteiligt.

Jedenfalls hatte Ulrike nach dem Abschluß der Kämpfe und nachdem die bewegliche Habe des Hofrats verkauft war, annähernd dreiundzwanzigtausend Gulden für sich in Sicherheit gebracht, was mit dem Mylius'schen Legat von zwanzigtausend dreiundvierzigtausend machte. Da ihre von den Interessenten willig anerkannten Bemühungen um das Eheglück von Esther und Aimée und die Ausfolgung der Mitgift nicht ohne klingenden Lohn geblieben waren, den sie im Bewußtsein ihrer Leistung und im Hinblick auf die Höhe der dabei erstrittenen Summen nach üblichem Prozentsatz berechnete und forderte; da ferner ihre Sporteln, Bezüge, Entschädigungen, Provisionen, Douceurs und sonstigen gelegentlichen Einnahmen mit der Vergrößerung des Haushalts, der Zahl der Festlichkeiten ordnungs- und erwartungsgemäß gleichen Schritt gehalten hatten, belief sich um die Mitte dieses Jahres ihr Barvermögen auf mehr als hundertsechzigtausend Gulden, was in Anbetracht ihrer Bedürfnislosigkeit und der bescheidenen Zeitverhältnisse ein stattliches Kapital zu nennen war, welches anzugreifen sie sich ängstlich hütete. Und Zinsen zu Zinsen zu schlagen hatte sie von ihrem unvergeßlichen Vorbild Mylius gelernt, dessen wohlgetroffenes, mit Immergrün umkränztes Konterfei an der Wand neben ihrem Bette hing.

Nun hauste sie in dem vielräumigen Palast nur noch mit Christine und Josephe. Doch nichts weniger als klösterlich war das Leben, das damit begann. Zweimal in der Woche hatte Christine ihre großen Empfangstage, die zu besuchen Mode geworden war. Alle Welt rühmte ihren Geist, ihre Bildung und ihre Gastlichkeit. Sie wußte jedem zu sagen,

was ihm Vergnügen bereitete, und hatte sie ihn mit dem freundlichsten Wort überrascht, so schmeichelte sie durch eingehende Kenntnis persönlicher Umstände, die, obgleich sie auf umfangreichen Ermittlungen und dem feinveräſtelten Nachrichtendienst Ulrikes beruhten, doch nicht anders wirkten, als kämen sie aus herzgeborner Zuneigung. Aber auch sonst gab es kaum eine Mahlzeit, mittags oder abends, bei der sich nicht ein halbes Dutzend Freunde und Bekannte einfanden, und nach Tisch wurde musiziert oder es gab literarische Produktionen, denn an Talenten und Berühmtheiten aller Art war kein Mangel, und Christine setzte ihren Stolz darein, ihr Haus zu einem Asyl der Künste zu machen.

Ulrike hatte nach und nach eine vollkommen unbedingte Gewalt über sie erlangt. Meinung, Urteil, Sinn, Gesinnung, Anstalt, Form, alles war Ulrikes. Der Wille Ulrikes regierte ihr Nervengeflecht bis in die Regung des Geschmacks und der flüchtigsten Lust; diesem Willen sich zu widersetzen war so töricht und aussichtslos, daß sie sich ebensogut dem Gewicht der Atmosphäre hätte widersetzen können. Sie lag gebunden da und lächelte auf Befehl, zürnte auf Befehl, geizte und spendete Gaben auf Befehl. Ulrike bewachte ihre Schwelle und ihr Lager, lieh ihr die Augen, die Zunge und die Gedanken. Unter der telepathischen Macht der vom Ziel erfüllten Persönlichkeit spürte Christine nicht mehr, daß sie nur ausübendes und gehorchendes Organ war, und schmiegte sich wie schlafend an dieses starke Element.

Eines Tages wandelte sie Arm in Arm mit Ulrike durch die oberen Gesellschaftssäle. Ulrike äußerte ihr helles Entzücken über die Räume, wie schön jedes Möbelstück sei und sich ausnehme, als sei es nur eben hier an seinem Platz und nirgends sonst. Da lehnte sich Christine zärtlich an ihre Schulter und erwiderte, das sei ihr lieb zu hören, und was immer ihr

in diesem Haus Freude mache, solle sie als ihr Eigentum betrachten. „So? das möcht ich ganz gern schriftlich haben," rief Ulrike lachend aus; „man weiß je nicht, in welche Lagen einen das Leben bringt." Christine, gleichfalls lachend, versetzte: „Gut, Sie sollen es schriftlich haben. Wie sollen wirs machen? Ich schreibe auf einen Bogen Papier zwanzigmal, oder fünfzigmal, so oft Sie wünschen, den Satz: das gehört meiner teuern Ulrike Woytich. Ein zwanzig- oder fünfzigfacher Blankowechsel für alle Bedarfsfälle. Recht so, Ulrikchen?"

Und ob es Ulrike recht war! Sie setzten sich Seite an Seite an den Schreibtisch in der Bibliothek, und beständig lachend tat Christine nach ihren Worten.

Die stete Gegenwart und Hausgenossenschaft der allmählich zum Weibe heranreifenden Josephe war Ulrike ein Dorn im Auge. Sie scheute sich nicht, zu jedem, der es hören wollte, abschätzig von ihr zu sprechen, und sagte ganz unverblümt, den Tag werde sie im Kalender rot anstreichen, der sie von dem Anblick der Nonne befreie. „Ein gesunder Mensch hält ja was aus," spottete sie, „aber wenn man immer darauf gefaßt sein muß, daß einem das Tugendthermometer unter die moralische Bettdecke praktiziert wird, reißt einem zuweilen die Geduld. Ich möchte mein Beefsteak ohne Gewissensbisse und memento mori verzehren."

Da gewann ein neuer Plan, und der verwegenste von allen bisherigen, in ihrem erfinderischen Kopf Gestalt.

Zu Beginn des Herbstes war Eduard Melander aus dem Ausland zurückgekehrt. Sein vielvermögender Protektor hatte ihm wichtige und höchst verantwortliche Geschäfte übertragen, die an Bedeutung einer politischen Mission gleichgekommen waren. Es hatte sich um staatliche Anleihen und kapitalistische Operationen großen Stils gehandelt, und seine Tätigkeit war nicht nur informativ, sondern auch ausführend

und wegebahnend gewesen. Er hatte in allen Punkten das in ihn gesetzte Vertrauen über die Erwartung gerechtfertigt. Kaum einen Monat nach seiner Rückkehr wurde er zum außerordentlichen Professor der Nationalökonomie ernannt, und gleichzeitig trat er in den Verwaltungsrat der ersten Bank des Reiches ein.

Diese erstaunliche Karriere bei solcher Jugend, er war kaum sechsundzwanzig, lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn, und Christine, die davon erfuhr, wunderte sich, daß er ihrem Hause fernblieb. Ulrike zerstreute also seine Befürchtungen in bezug auf Josephe und bestimmte ihn, den Mylius-schen Salon wieder zu besuchen.

In seinem Äußern war er verändert. Er trug einen Schnurr- und Knebelbart wie Louis Napoleon, dem er überhaupt ähnlich sah, und statt des frei aufstrebenden Haares schlicht gescheiteltes. Die Haltung war strenger geworden, und er lächelte nur noch selten. Sie werden alle mit der Zeit ernste Männer und rücken in die Mitte vor, die wilden Schößlinge vom Rande der Gesellschaft.

Das Verhältnis zwischen ihm und Ulrike, den Augen der Welt sorgsam entzogen, war unerschüttert. Er hatte ihr gewissenhaft jede Woche einmal geschrieben; sie war von seinen Erlebnissen so genau unterrichtet wie von seinen Gedanken und Meinungen. Es lag ihr aber nicht gar soviel daran, die Rolle der schwesterlichen Freundin zu übernehmen, wie er sich vielleicht einbildete; er hatte trotz aller Kameradschaft und einer Neigung, die er für beruhigt und abgeklärt hielt, trotzdem sie beide das Leben in mancher Hinsicht zusammengeschweißt hatte wie die zwei Hebel einer Zange, keinen rechten Begriff von der Beschaffenheit ihrer Empfindungen und war nicht wenig überrascht, als sie sich plötzlich in vollem Licht zeigten.

Er hatte in Petersburg eine Beziehung zu einer Tänzerin vom kaiserlichen Ballett gehabt, in Berlin einige Abenteuer von flüchtiger und heiterer Art. Von alledem wußte Ulrike. Bald nach seiner Rückkehr aber faßte er eine heftige Leidenschaft zu der schönen und umworbenen Frau eines Diplomaten. Die Liaison war gefährlich, er ließ sich zu unbedachten Schritten hinreißen, schon zischte das Gerede hinter den beiden. Zum erstenmal war Ulrike nicht Mitwisserin; sie erfuhr von dem Verhältnis mit der schönen Italienerin durch den Vizekonsul, der eine lebendige Zeitung war und ihr den ganzen Klatsch aus der großen und kleinen Welt in seiner ersten Frische zutrug.

Eine Stunde später war sie bei Melander. Das und das habe sie gehört; ob es wahr sei. Er konnte nicht leugnen. Sie legte ihm beide Hände auf die Schultern, sah ihn mit blitzenden Augen an und sagte: „Gut; du wirst das Verhältnis abbrechen, und zwar sogleich."

Er lachte verwundert, wurde aber blaß und erwiderte, dazu könne ihn kein Mensch zwingen.

„Außer ich!" rief Ulrike, „das vergißt du."

Er sagte finster, das verstehe er nicht; was ihr daran läge?

„Alles," antwortete sie und schüttelte wild den Kopf, „alles. Ich leid es nicht, ich duld es nicht, und wenn du dich weigerst, ruinier ich dich. Du kennst mich, also richte dich danach."

Er schaute sie sprachlos an. Da umschlang sie ihn und drückte ihn an sich, daß ihm der Atem stockte, dann stieß sie ihn mit unheimlicher Kraft von sich und brach in ein halb spöttisches, halb bitteres Gelächter aus. „Für so eine Schneegans wirst du mich doch nicht halten, daß ich eifersüchtig bin, weil wir vor Jahr und Tag ein Kollage gehabt haben," sagte sie seltsam gurrend; „die Kissen sind schon kalt, und was ich davongetragen habe, kann mir keiner wegnehmen." Sie

ging auf und ab, mit funkelnden Blicken. „Was starrst du mich so blöde an?“ fuhr sie plötzlich auf; „o Mannsleute! was seid ihr für Einfaltspinsel!“ Und sie lachte wieder.

„Es macht dir offenbar Spaß, mir Rätsel aufzugeben“, murmelte Melander.

Sie wurde ruhig, strich die Frisur glatt, straffte elastisch ihren Körper, überlegte ein paar Sekunden und sagte: „Was dir nottut, ist Konsolidierung. Ein Mann wie du braucht einen festen äußeren Rahmen für sein Leben. Der Rahmen macht das Bild, und das Bild verlangt seinen bestimmten und anerkannten Platz an der Wand der bürgerlichen Welt. Damit stehst und fällst du. Gäbs die Ehe nicht, für dich müßte man sie erfinden. Etwas Ähnliches soll ja schon der alte Voltaire gesagt haben.“

Melander antwortete achselzuckend: „Du bist spekulativ wie immer. Zur Ehe gehören zwei. Ich weiß keine Frau, die für mich paßt. Ich habe noch keine getroffen.“

„Aber ich weiß eine“, sagte Ulrike.

„Nämlich?“

„Josephe. Josephe Mylius.“

Er stutzte; er verfärbte sich; er lächelte; er blieb die Antwort schuldig.

So war der erste Stich an dieser Schicksalsnaht getan.

Das Ja

Die Vorteile für Melander lagen auf der Hand, Ulrike wurde nicht müde, es zu betonen: fürstlicher Reichtum; mit dem Reichtum gesicherte Unabhängigkeit für immer und hindernisloſe Bahn zur sozialen Höhe.

Josephe aber, so erwog Ulrike weiter, konnte sich die Finger lecken, wenn sie Eduard zum Manne bekam. Es war der Glücksfall für sie, das Unerwartete, das große Los. Und man hatte die Wächterin vom Hals, die stete stille Inquisition.

Melander blieb bedenklich, obwohl ihm letzten Endes nichts erwünschter sein konnte als diese Heirat. Sie trug ihn mit einem Ruck auf den Gipfel. Sie verlieh ihm eine Macht, wie sie ihm der frechste seiner Träume nicht vorgegaukelt hatte.

Seine Einwände stammten nicht etwa aus dem Gefühl der Verantwortung; solcher Belastungen des Gemüts hatte er sich längst entledigt, und wo er scheinbar innere Pflichten erfüllte, waren es, bei Licht betrachtet, Maßregeln zu seinem Schutz; auch aus der geheimen Scheu stammten sie nicht, die er gegen Josephe hegte und die zu überwinden ihm nicht gelingen wollte. Sie hatten ihre Wurzeln in der Furcht vor Ulrike. Er konnte sich keine Klarheit verschaffen über den Grund, weshalb sie ihn mit Josephe verkuppeln wollte; es war ihm um so unbehaglicher, als er spürte und wußte, wieviel ihr an ihm lag und was er ihr galt. Die zwischen ihnen getroffene schweigende Vereinbarung zur praktischen Ausnützung der Zufälle und Gelegenheiten des Lebens konnte nicht alles erklären; Ulrike war nicht die Frau, die dem höheren Glück des andern zuliebe eine Entsagung auf sich nimmt; Ulrikes Instinkte waren von sehr primitiver Art, sehr irdisch und sehr geradlinig.

Sie führten Gespräche wie zwei Unterhändler bei einer politischen Aktion, und da jeder die Winkelzüge und Vorbehalte des andern schon kannte, ehe sie ausgesprochen oder angedeutet waren, nahmen sie die Miene der Offenheit und des Vertrauens an, während sie einander aufs schärfste

bewachten. Mitten in trockenen Erörterungen brach bisweilen Ulrikes brutale Leidenschaftlichkeit hervor, und im Nu wurde die Rechnerin zur Bestie, die ihre Beute nicht aus den Krallen lassen will. Das erschreckte Melander wohl, doch hatte er dann leichteres Spiel; er konnte abwehren oder sich loskaufen, indem er sich für eine stürmische Stunde dem Element überließ. Sie betrachtet mich als ihr Besitzstück, sagte er sich grollend; Josephe ist in ihren Augen so wenig Weib, daß sie keine Gefahr darin erblickt, mich an sie zu fesseln und meine Freiheit durch sie zu vernichten; zugleich aber soll Josephe gedemütigt und geknechtet werden, soll unschädlich gemacht werden als das feindliche Prinzip. Gedemütigt und geknechtet durch mich? stutzte er; also bin ich einer, der über die Menschen kommt wie eine Strafe? Ulrike scheint es zu glauben.

Von dieser Überlegung beunruhigt, hätte Melander wer weiß was darum gegeben, wenn er sich in einer Art Seelenspiegel selbst hätte beschauen und prüfen können. Denn Männer wie er, zweckbeladen und vor lauter Wirklichkeit blind, wissen im eigentlichen Sinne nichts von sich und werden immer nur von den andern überrascht und erkannt. Er fröstelte und suchte nach Josephe; da mußte er auch schon erfahren, daß Josephe ihn mied. Das reizte ihn. Er wollte sich ihr beweisen. Jede Anstrengung schuf eine neue Schranke. Der Widerstand erregte seinen Trotz. Ulrike schürte den Trotz. Ihre ganze Zärtlichkeit verwandte sie darauf, ihn für das Ziel zu entflammen. Es hätte dessen nicht mehr bedurft. Die Frage war nur noch: welcher Weg ist der rascheste und sicherste, Josephe zu gewinnen?

Ulrike ging zunächst daran, Christine günstig zu stimmen. Vorsichtig zog sie Kreis um Kreis, bis sie eines Tages endlich den Plan mit klaren Worten aufdeckte. Christine war

entsetzt und wollte nichts davon hören. Der Gedanke, Josephe verlieren zu sollen, war unerträglich, denn der näherliegende, daß sie sie gar nicht mehr besaß, trat nicht an die Oberfläche. Was die Person Melanders anlangte, so fühlte sie sich fremd von ihm berührt; sie fand ihn zu skeptisch, zu weltlich, zu flatterhaft für die ernste Josephe und schließlich auch zu jung. „Das wären Gegengründe genug, wenn die Sache überhaupt zu erwägen wäre", sagte sie.

Ulrike äußerte sich zu Melander: „Es nützt nichts, du mußt dir Mühe mit der Frau geben. Du mußt sie von dir überzeugen. Gelingt es dir nicht, sie auf unsere Seite zu ziehen, so kommen wir nicht einen Schritt vorwärts."

Melander sah die Notwendigkeit ein. Er begann damit, daß er Christine Blumen brachte und ihr seine volkswirtschaftlichen Schriften widmete. Er besprach Lebenspläne mit ihr und schilderte ihr seine mühselige und entbehrungsreiche Jugend. Er hatte Töne und Worte für sie, die noch etwas anderes waren als die feinste und überlegteste Form von Schmeichelei; es war der ihm eingeborene Trieb zu erobern, sich in der Seele des Gegenspielers festzusetzen und sie nicht mehr zu verlassen, es sei denn als Sieger. Nicht einmal zu heucheln brauchte er, die Mittel waren ihm jederzeit zur Hand, es gab kein Ansehen der Person dabei, und er gefiel sich selbst, auch wenn er sich vor dem Unwürdigsten entfaltete. „Er hat Geist," urteilte Christine entzückt, „er hat wirklich Geist." Geist war ja das große Wort der damaligen Welt. Aber diese Art der Bewunderung hätte nicht hingereicht, ihren Sinn zu wandeln; sie fühlte sich nach und nach durch den Umgang mit ihm tiefer berührt, tiefer als von irgendeinem Menschen zuvor, und es kam etwas ins Schwingen, was sie mit aller Macht zu unterdrücken wünschte, denn es erschien ihr schimpflich und unzukömmlich.

Durfte ihr Herz stocken, wenn sie in sein jugendlich schönes Gesicht schaute? War es ihr erlaubt zu zittern, wenn sie seinen Schritt und seine Stimme vernahm? Die Blässe auf ihren Wangen, wenn er eintrat, das beklommene Lächeln, wenn er ihr die Hand küßte, die bange und glückliche Bereitwilligkeit zu lauschen, das Hingegebensein ans Wort, dieser Glaube, dies Gestaltwerden eines menschlichen Daseins, diese Wiederkehr eines längst ausgeträumten Traumes, dies geisterhafte Erwachen einer nie genützten und nie gelebten Jugend: waren es nicht ebenso viele Spukgebilde und Versündigungen, von der Lächerlichkeit ganz zu schweigen?

So an der vorgesehenen Station angelangt, hielt es Melander für richtig, von seiner Neigung zu Josephe zu sprechen. Hier durfte Christine zuhören. Es war wie ein Ausweg und Erlösung von Scham. Josephe war geliebt und sie, Christine, empfing das Geständnis. Ein süßer Betrug der Phantasie verstrickte sie in eine aufregende Doppelrolle. Sie konnte sich einbilden, daß sie dem Glück Josephes die Wege ebnete, Josephes Zukunft mütterlich sorgend ins Auge faßte, und ließ sich berauschen von dem Klang, der eine verspätete arme Sehnsucht zur Blüte trieb, betören von einem Gefühl, das niemals erfahren und gespürt zu haben, ihr erst jetzt schmerzlich bewußt wurde.

Eine quälende Ratlosigkeit bemächtigte sich ihrer, und sie konnte nicht mehr allein sein. Sie beneidete Josephe glühend, aber während sie sie innerlich in der Glorie aller Tugenden und Seligkeiten erblickte, hatte sie Angst, sie vor sich zu sehen. Sie wünschte, daß der Zustand des Schwankens fortdaure, und haßte sich selbst, ihr Alter, ihre unsinnigen Halluzinationen, ihr leeres Leben. Eines Tages geschah es, daß Melander ihr seine Ansichten über die Ehe entwickelte und im weiteren Verlauf Josephes Eignung zu solch ewigheiligem Bündnis, Josephes Wesen überhaupt mit einer

Beredsamkeit und Innigkeit vor ihr darlegte, die sie bewegte und erschütterte; sie nahm seinen Kopf zwischen beide Hände und küßte ihn auf die Stirn. Da war eigentlich alles schon gewährt; es blieb nichts mehr zu sagen übrig.

Ulrike sorgte dafür, daß das Feuer nicht erlosch. In halbnächtelangen Unterredungen führte sie Christine auch zur äußeren Entscheidung hin, gegen die sie sich aus schwer erklärlichen Gründen noch immer sträubte. Das Argument des Anfangs, daß Josephe nicht besser wählen konnte, als wenn sie ihn wählte, den Mann der praktischen Tat und kühnen Pionier zukunftsträchtiger Ideen, war eine Selbstverständlichkeit geworden, denn Christine sah ja noch viel mehr in ihm und belächelte insgeheim Ulrikes platte Einschätzung. Sie war zufrieden, wenn Ulrike von ihm sprach. Ulrike wußte allerlei zu erzählen, was Christine durstig in sich aufnahm: bald eine rasche Handlung des Edelmuts, bald einen Beweis seltener Charakterstärke, heute einen Zug stolzer Überlegenheit, morgen ein Beispiel von Selbstbescheidung und Heroismus. Bloß seinen Namen zu hören, war Labsal für Christine; mit dem, was ihn auszeichnete, hatte ihn ihr Vertrauen und ihr Entzücken schon vorher geschmückt.

Josephe war völlig ahnungslos. Sie ging ihre stillen Wege, wich den Menschen aus und mied das lärmende Treiben im Hause. Immer inbrünstiger kehrte sie sich nach innen, und immer gleichgültiger wurde ihr damit, was rings um sie geschah. Am allerunverständlichsten von allen Menschen war ihr die Mutter. Sprudelnd munter inmitten ihrer Gäste; und allein mit sich: verkrochen, wetterwendisch, über schlechte Nächte und ungenügenden Schlaf klagend, wunderlich anspruchsvoll in bezug auf das, was sie Artigkeit und die égards nannte, und vor allem ununterbrochen und in gesteigerter Leidenschaft ihrer Lektüre verfallen.

Josephe konnte stundenlang darüber grübeln. Was es nur sein mag? dachte sie und nahm dies oder jenes Buch selbst zur Hand, um es zu lesen. Sie fand nichts; oder nur Trügerisches; oder etwas, wovon ihr nicht faßlich wurde, daß es Gedanken zu binden und Gefühle zu tragen vermochte; oder wahrhafte Gestalten- und Bilderwelt, die aber ihr Edles verlor, wenn sie nicht abgesondert und als Exempel bestehen blieb.

Wollte sie zur Mutter, so war ihr, als müsse sie sich durch giftiges Gestrüpp zwängen. War sie bei ihr, dem Raume nach, so war die Mutter taub, sie selber stumm. Man sprach nicht, man redete, und keiner hörte den andern.

Manchmal betrachtete sie die Mutter mit bangem Erstaunen: wie wenn sie es gar nicht mehr wirklich wäre; wie wenn eine kunstreich nachgeahmte Christine Mylius ihren Platz eingenommen hätte, eine seelenlose Doppelgängerin. Und in ihrem Kopf setzte sich eine Vorstellung von düsterer Märchenhaftigkeit fest: am Lager der Schlafenden erscheint in jeder Nacht ein koboldisches Wesen, sichtbar und doch nicht sichtbar, saugt aus dem Leibe das warme, das echte Blut, das während des Schlummers sich immer wieder bilden muß, damit das Leben nicht ganz zerfalle, und füllt die Adern mit dem kalten, dem falschen, dem Doppelgängerblut. Wer der Vampyr war und wes Namen er trug, wünschte Josephe wohl sich zu verschweigen, wie man sich eine schwere Krankheit verschweigt, aber die Wirklichkeit hat einen schamlosen Mund; aus dem gellte er ihr zu allen Stunden entgegen. Märchengedanke auch dies: wie war das Opfer zu erlösen? Und ihr Herz antwortete: durch geduldige, festhaltende, unverzagende Liebe.

Als ihr mitgeteilt wurde, daß Melander wieder in der Stadt sei, und sie sah, daß er auch wieder im Haus verkehrte, machte es keinen besonderen Eindruck auf sie. Es kamen ja

viele, und manche mochten darunter sein, denen nicht das beste zuzutrauen war; weshalb gerade an dem einen sich stoßen? Über sein Verbrechen hatte sie milder denken gelernt; das Leben selbst und das Wissen um den Tag lehrte sie milder denken. Auch daß er an der übernommenen Verpflichtung gegen Tino Waldbauer festhielt, der sich seit einigen Monaten langsam zu erholen begann, stimmte sie versöhnlicher.

Da die Mutter es wünschte, erschien sie zuweilen bei den Abendgesellschaften. Melander zog sie behutsam ins Gespräch. Er suchte Boden zu gewinnen und tastete sich spähend vorwärts. Sie lauschte seinen Worten mit Aufmerksamkeit, blieb aber gemessen und zurückhaltend. Wenn er mit andern redete, beobachtete sie ihn, denn beobachten war ihr zur zweiten Natur geworden. Mit der unbarmherzigen Schärfe des Blicks, der sich hinter ihrem sanften und befangenen Wesen verbarg, stellte sie alsbald drei hervorstechende Eigenschaften an ihm fest, die sie abstießen: eine Eitelkeit, die nicht den leisesten Widerspruch ertrug; Falschheit, die sich des Kleides liebenswürdiger Ironie bediente; und äußerste Herzenskälte.

Ulrike wußte Gelegenheiten zu veranstalten, bei denen er glänzen konnte und in den Mittelpunkt der Teilnahme gerückt wurde: kleine Vorlesungen und Debatten über ein wissenschaftliches Thema. Aber während alle staunten und von Lob und Beifall überflossen, blieb Josephe kühl.

Großen Eifer bewies Ulrike darin, ihr immer wieder zu versichern und an Beispielen zu erläutern, welch entscheidende innere Wandlung in den letzten Monaten mit ihm vorgegangen sei. Josephe hätte es gern geglaubt und forschte nach den Merkmalen, doch nur mit dem Ergebnis, daß ihre Abneigung wuchs. Es gelang Ulrike, unerwartete

Begegnungen zwischen ihr und Melander herbeizuführen. Sie entzog sich scheu. Sie erschrak vor seinem Blick. Wenn er ihr die Hand reichte, überkam sie stets eine eigentümliche kurze Lähmung. Sein Lächeln war derart, daß sie manchmal ängstlich an sich herunterschaute, in ungewisser Scham.

Er beklagte sich bei Ulrike über ihr frostiges Benehmen. Ulrike antwortete etwas grimmig: „Geduld. Sie wird schon warm werden. Sie ist eine hart verschlossene Auster. Man muß sie aufhämmern."

Sie berieten sich, überlegten das Für und Wider, und einige Tage vor Pfingsten hielt Melander in aller Form bei Christine um Josephe an. Christine brach in Tränen aus, dann umarmte sie ihn und sagte, sie zweifle nicht, daß das Schicksal ihn auserlesen habe, ihr geliebtestes Kind glücklich zu machen. Kurz hernach ließ sie Josephe kommen und teilte ihr mit, Professor Melander begehre sie zur Frau; welchen Bescheid sie ihm geben solle. Josephes Augen wurden kreisrund, sie sagte verblüfft lachend: „Aber Mutter" und sprach sogleich von etwas anderm.

Doch war ihr ein Schauer über den Rücken gelaufen.

Wie sonderbar, dachte Christine, sie scheint es nicht zu fassen. Enttäuscht eröffnete sie Ulrike, wie wenig sie ausgerichtet.

Ulrike sagte: „Wenn Sie meinen, daß es damit sein Bewenden haben soll, hat die gute Josephe so unrecht nicht, wenn sie die Wünsche ihrer Mutter in den Wind schlägt."

„Was soll ich tun?" rief Christine, „ich kann sie nicht zwingen. Man zwingt heutzutage kein Mädchen mehr zur Ehe. Außerdem wissen Sie ja, daß es für Josephe keinen Zwang gibt. Sie hat ihren Kopf und weiß, was sie will."

„Dann heißt es eben Kopf wider Kopf", entgegnete Ulrike heiter. „Sie müssen nur auch einen haben, und wenn Sie

ihn haben, müssen Sie ihn aufsetzen. Zur Ehe zwingen; mein Gott, das sind so neumodische Flausen, Sie verzeihen schon. Ein wohlgebildeter, angesehener genialer Mann freit um ein mäßig hübsches, mäßig kluges Mädchen, Sie verzeihen schon, aber der Wahrheit die Ehre, das ihm Vermögen zubringt. Er vergöttert sie und verspricht ihr ein Prinzessinnendasein. Sie aber ziert sich und macht sich kostbar, warum? Weil sie die Auszeichnung noch gar nicht zu würdigen versteht, weil ihr der Begriff noch fehlt, daß und wie sehr sie unter Tausenden bevorzugt ist. Man sagt ihr also: meine liebe Tochter, ich lehne die Verantwortung dafür ab, daß du dein Glück mit Füßen trittst; bist du blind, so hab ich die Pflicht, für dich zu sehen, und wünsche und verlange, daß du dich meiner besseren Einsicht fügst. Bisher hast du es nie getan, diesmal gehts um eine zu wichtige Sache, als daß ich dir ohne weiteres den Willen lassen könnte. Kann man da von Zwang reden? Wo ist da Zwang?"

„Gewiß, ich hoffe ja selbst, daß sie Vernunft annehmen wird", sagte Christine beengt.

„Übrigens, warten wir ab," schloß Ulrike ihre Philippika; „Eduard wird ihr schreiben. So, wie er zu schreiben weiß, können wir sicher sein, daß es Eindruck auf sie macht. Warten wir ab."

Melanders Brief war allerdings ein Muster der Stilkunst. Ohne sich zu überschwenglichen Wendungen hinreißen zu lassen, die, wie er richtig vermutete, nur Josephes Argwohn erweckt hätten, sprach er von seinem tiefen Gefühl und seiner bewundernden Ergebenheit. Er wies zurück auf die überstandenen Kämpfe, geistige, seelische und materielle Kämpfe, deutete die ungewöhnlich hochgestellten Aufgaben an, die vor ihm lagen, und beteuerte, daß er sich durch und durch der heiligen Pflicht bewußt sei, die er auf sich nehme, wenn

er sich unterfange, sie als Gefährtin an sein wenig beneidenswertes Los zu binden. Doch ziehe ihn zu ihr ein transzendentes Vertrauen; er brauche sie, wie der in Dunkelheit und Wüstenei Verlorene den führenden Engel brauche, und habe er vielleicht auch ihr Herz noch nicht als Anwalt gewonnen, so baue er auf ihren edlen Instinkt und auf die alles klärende und ordnende Zeit. Jedenfalls lege er die Entscheidung über sein Wohl und Wehe getrost in ihre Hände, ein besserer Hort sei nicht dafür zu finden.

In der ersten Bestürzung zerriß Josephe den Brief, so hastig, als verbrenne er ihr die Finger, und warf ihn in den Papierkorb. Nach und nach beruhigte sie sich und antwortete Melander, sie danke ihm für seinen Antrag, aber es läge ihr noch fern, Beschlüsse über ihre Zukunft zu fassen. Sie fühle sich zur Ehe in keinem Punkt geeignet und wolle frei bleiben, da ihr die Freiheit als der beglückendste Teil ihres Lebens erscheine. Sie bitte ihn, sich durch ihre Absage nicht gekränkt zu fühlen, aber nach reiflicher Erwägung aller Umstände könne sie anders nicht handeln.

Melander kam am selben Abend mit dem Brief zu Ulrike und sagte: „Lies."

Ulrike las, zuckte die Achseln und fragte: „Na und?"

„Danach muß man wohl die Angelegenheit zu den Akten legen", erwiderte er.

Ulrike warf das Kinn empor. „Ich bin nicht gewohnt, einen Prozeß zu den Akten zu legen, so lange es noch Instanzen gibt, vor denen er gewonnen werden kann", sprach sie finster. „Und er wird gewonnen, dafür bürg ich dir."

„Das macht mich neugierig", versetzte er.

Sie sagte: „Laß mir den Wisch, ich will ihn Christine zeigen."

Den Brief, den Melander geschrieben hatte, kannte Christine. Er hatte ihn ihr vorgelesen, ehe er ihn an Josephe

geschickt, um ihre Billigung zu erringen, und sie war von dem Inhalt ergriffen gewesen. Sie fand, daß ein Herz von Stein durch ihn erweicht werden müßte. Sie dachte an berühmte Liebende und an romantische Bekehrungen aus der Literatur. Geheimnisvoller Neid schlug sie mit Blindheit. Als ihr Ulrike das Antwortschreiben Josephes brachte, war das erste, was sie empfand, eine Regung der Freude, deren sie sich sogleich bis ins Innerste schämte. Dann wallten Verwunderung, Unbehagen, Enttäuschung, Bedauern und das Gefühl, irgendwie beleidigt worden zu sein, in ihr auf, aber sie blieb stumm.

Ulrike tobte indessen. Sie zerpflückte den Brief Silbe für Silbe und erklärte ihn für eine Ausgeburt der Anmaßung und des hohlen Dünkels. Dünkel, das Wort kehrte, leidenschaftlich betont, immer wieder. „Einen Menschen, den der Dünkel frißt, muß man mit Gewalt zur Besinnung bringen", rief sie aus; „das sind verlorne Geschöpfe, die sich nur auf ihr eigenes Meinen und Wollen berufen und versteifen. Läßt man sie gewähren, so richten sie Unheil über Unheil an und man halst der menschlichen Gesellschaft ein unnützes Mitglied mehr auf."

Sie verschränkte die Arme und lachte entrüstet. „Da ist immer soviel gefaselt worden von Offenheit und Vertrauen und einzigartiger Liebe zur Mutter und daß das mit Josephe was ganz anderes sei als mit andern gewöhnlichen Menschenkindern. Ich sehe nichts davon. Sehen Sie was davon? Bei der ersten Gelegenheit, wo sie den Beweis liefern soll, wird alles eitel Dunst. Schöne Worte, weiter nichts."

Christine, die Ellbogen auf die Knie, das Kinn auf die Hände gestützt, sah vor sich nieder. „Weiß sie denn, daß ich die Verbindung wünsche?" fragte sie.

Und ob, antwortete Ulrike; sie habe es ihr deutlich genug zu verstehen gegeben; sie habe ihr begreiflich gemacht, daß ihre Mutter das innigste Interesse habe, sie mit Melander vereinigt zu sehen, daß sie an ihm hänge und ihn liebe wie einen eigenen Sohn und daß sie ihm versprochen habe, alles aufzubieten, um Josephe zu überreden, sein Weib zu werden. Aber das sei bloß gewesen, wie wenn ein Blasebalg geschnarrt habe. Die Verstocktheit des Mädchens habe sie erbittert und sie sei weggegangen.

„Und wie hat Eduard ihren Brief aufgenommen?" fragte Christine beklommen.

„Das ist es ja eben; er ist wie wahnsinnig," log Ulrike unbekümmert; „ich hätte nie geglaubt, daß etwas auf ihn solchen Eindruck machen könnte. Es hat ihn vernichtet. Er ist krank. Er ist zu Hause und liegt im Bett."

Christine verfärbte sich. „Rufen Sie Josephe", sagte sie gepreßt.

Ulrike verließ das Zimmer und kam nach kurzer Weile mit Josephe zurück. „Soll ich gehen?" fragte sie heuchlerisch taktvoll.

„Nein, Ulrike, bleiben Sie", erwiderte Christine.

Daß die nun beginnende Unterredung in Gegenwart Ulrikes vor sich ging und daß die Mutter es ausdrücklich forderte, öffnete Josephe in schmerzlicher Weise die Augen darüber, was ihrer wartete. Es war ein Keulenschlag gegen ihr Herz. Jedes Wort, das von Christines Lippen fiel, war ein Keulenschlag. Nie hätte sie gedacht, aus diesem Munde Äußerungen von solcher Härte und Kälte hören zu müssen, so bar aller Gerechtigkeit, so sinnlos zermalmend, was einst Kern der Existenz gewesen war. Und die Widersacherin, die Feindin, der Vampyr, mit verschränkten Armen scharfrichterhaft dabeistehend, es war wie ein Traum von der Hölle.

Christine fragte mit niedergeschlagenen Augen, ob sie auf ihrer Weigerung beharre, Eduard Melander zu heiraten.

Kaum vernehmlich antwortete Josephe: „Ist denn das nicht das geringste meiner Rechte, Mutter? Handelt es sich dabei nicht ausschließlich um mich und meine Zukunft?"

Das sei nicht zu bestreiten, sagte Christine mit einem sonderbar fremden Ton in der Stimme; aber die Gründe? welches seien die Gründe?

Ob man einen solchen wesentlichen Entschluß, Schicksalsentschluß, begründen müsse, stammelte Josephe, die immer tiefer erbleichte, wie wenn eine Pumpe das Blut aus ihren Wangen zöge. Den wichtigsten Grund habe sie ihm geschrieben, aber es gäbe auch noch andere: von den nennbaren: Verschiedenheit der Religion, Mangel an Sympathie.

Ulrike ließ ein unterdrücktes Lachen hören.

Josephe bezeichnete es als Mangel an Sympathie, weil sie die Mutter, deren Vorliebe für Melander sie nun zu spüren begann, schonen wollte, aber was sie fühlte, seit sie seinen Brief gelesen hatte, war eisiges Grauen. Sie wußte sich selbst nicht zu erklären, woher der schreckliche Widerstand stammte. Was sie von ihm erfahren hatte, genügte ihrer menschenfreundlichen Sinnesart nicht, um ihre Furcht, ihr Entsetzen zu rechtfertigen. Es war etwas Verborgenes, nur zu Ahnendes, und ihm ihr Leben ausliefern zu sollen, von jetzt an bis zum Tode ihm verbunden zu sein und der übrigen Menschheit entwendet: es zu denken, war schon Geschmack des Todes.

Christine sagte ruhig, (Josephe hätte eine körperliche Züchtigung dieser Ruhe vorgezogen), Verschiedenheit der Religion und ob der eine katholisch, der andre protestantisch aufgewachsen sei, könne unter gebildeten Menschen nicht als Kluft betrachtet werden; dergleichen von Josephe zu vernehmen, kränke sie; man lebe doch in einem aufgeklärten

Zeitalter. Der Gott der Guten sei ein Gott für alle; könne der ein Geschöpf verwerfen, weil es sich in einer Form zu ihm bekenne, die der Überheblichkeit eines andern Geschöpfes als Irrtum erscheine? Sei es nicht würdiger und frömmer, Gott durch die Tat zu dienen, durch Gehorsam zum Beispiel, als durch befohlene Konfession? Das sei Pfaffentum und sie hasse alles Pfaffentum.

Es war eine banale Predigt, Zeugnis der bürgerlichen Anschauungen der Zeit und in dem besondern Fall Verlegenheit und Flucht vor einer Wahrheit.

Josephe wurde glühendrot. Ein Aufflammen der Blässe. Sie streckte die Hände mit aneinandergepreßten Fingerspitzen ein wenig vor und sagte flehend: „Du mißverstehst mich, Mutter. Oder ich habe mich falsch ausgedrückt. Es geht nicht um Verschiedenheit der Religion, nicht um Verschiedenheit des Glaubens, es geht um Glauben und Nichtglauben, um Glauben und Unglauben. Du weißt es, du mußt es wissen."

Das könne trotzdem nicht den Ausschlag geben, antwortete Christine; die vornehmste Pflicht eines gebildeten Menschen sei Toleranz. „Was den Mangel an Sympathie betrifft, mein Kind," fuhr sie fort, „so frage dich erst, ob er nicht auf einem Mangel an gutem Willen beruht, auf einem Mangel an Billigkeit und Bescheidenheit. Wenn man einen Mann achtet, und zur Achtung ist hier wahrlich Anlaß genug, kann man ihm auch Freundschaft entgegenbringen. Mehr brauchst du nicht zu geben und mehr hast du nicht zu verlangen. Mehr hab auch ich nicht verlangt in meiner Jugend und nicht mehr bekommen, eher weniger. Bedenk das doch. Eduard ist ja ein so wunderbarer, ein so außerordentlicher Mensch."

Ulrike nickte zu jedem Wort, bezeugend, es sei ihr aus der Seele gesprochen.

Über Josephes Antlitz hatte sich wieder die vorige tiefe

Bläſſe gebreitet. Erbebend ſprach ſie vor ſich hin: „Ich begreife nicht ... ich begreife nicht ..."

„Was begreifſt du nicht, Kind?" fragte Chriſtine ſanft und furchtſam.

Joſephe ſagte: „Wenn ich mich aber mit Achtung und Freundſchaft nicht begnügen will? Nimm an, es ſei das. Vielleicht kann ich ihm keine Achtung und Freundſchaft ſchenken, ich, Joſephe. Vielleicht können es andre und ich nicht. Nimm an, es ſei das."

„Aber warum denn nicht, warum nicht?" forſchte Chriſtine beunruhigt und hätte jetzt gern ohne Ulrikes Gegenwart mit Joſephe geſprochen.

Joſephe ſuchte gepeinigt nach Worten. „Ich liebe ihn nicht," brach ſie aus; „ich werde ihn niemals, niemals lieben! Gilt denn das nichts? Was gilt denn dann in der Welt?"

Chriſtine, an Ulrike mit den Blicken hängend wie eine Hypnotiſierte am Hypnotiſeur, wollte antworten, doch dieſe kam ihr zuvor. „Lieben! großartig, lieben!" begann ſie ſchneidend und voller Hohn, den Kopf gleich einer Löwin ſchüttelnd, „darauf hab ich ja nur gewartet. Womit haſt du dirs verdient? womit willſt du dirs verdienen? Forderſt du Liebe? gleich Liebe? verdien ſie dir! Wer kriegt ſie denn ſo billig, daß er bloß zu ſagen braucht: ich will —? Hab ich vielleicht Liebe genoſſen, wenn ich ſie mir nicht Brocken um Brocken aus dem feurigen Ofen herausgeholt habe? oder wer ſonſt? Liebe iſt ein Schwindelwort, meine gute Joſephe. Uns Frauen wird nicht der Rahm von der Milch kredenzt. Wir müſſen melken, wir müſſen buttern, und wer genäſchig das Schleckermäulchen an den Topf hält, bekommt einen Naſenſtüber. Es iſt hier nicht von Liebe die Rede, ſondern von Ehe. Eins hat mit dem andern nichts zu tun. Ehe iſt ein Rechtsvertrag zwiſchen zwei Parteien mit gegenſeitigen

Garantien. Das Vergnügen dabei ist zweifelhaft. Sticht dich der Hafer, so verschaff dir deine Freuden, wie und wo du kannst, es ist deine Privatsache, du zahlst ja mit deinem Leben drauf. Mein Vater pflegte zu sagen: wer in den Sumpf jagen geht, muß lange Stiefel anziehn. So, das wollt ich nur bemerken, weil wieder einmal von Liebe geschwatzt wird." Sie ging zornig hin und her und wiederholte gehässig: „Liebe ... Liebe."

Josephe, den Arm auf eine Sessellehne gestützt, blickte zu Boden, dann funkelten ihre Augen, gegen Ulrike gerichtet, in unsäglicher Verachtung auf. „O hätt ich dir nichts zu danken," flüsterte sie gepeinigt; „hätt ich dich doch nie gesehn! Wär ich doch lieber verkohlt damals, statt daß du gekommen bist, mich zu retten!"

„Josephe!" rief Christine empört.

„Gott möge mir die Sünde vergeben", sagte Josephe.

„Die reden beständig von Gott, die ihre Bosheit unterm Kopfkissen wärmen", warf Ulrike giftig hin. „Ich nehms nicht krumm. Ich bin Kummer gewöhnt."

Es entstand eine Pause. Endlich sagte Ulrike, in der Mitte des Zimmers wuchtend wie eine feindliche Macht, die Bedingungen diktiert: „Was ist also das Ergebnis? was soll dem armen Menschen, der sich vor Ungeduld verzehrt, ausgerichtet werden? Denn das scheint meine liebeshungrige Josephe nicht zu wissen, daß dort," sie deutete mit dem Zeigefinger pathetisch gegen die Türe, „daß dort Liebe ist, mehr als genug für den Hausbedarf. Dort wartet einer, ders ehrlich meint, ein ganzer Kerl, ein Mann im wahrsten Sinn des Wortes, für den man aber nichts übrig hat als alberne Phrasen. Sprechen Sie, Frau Christine; was soll geschehen?"

Christine zuckte zusammen. Sie erhob sich und Josephes Blick ängstlich vermeidend sagte sie: „Überleg dirs noch

einmal, Josephe. Ich kann nicht glauben und will nicht glauben, daß du dich den Wünschen deiner Mutter so halsstarrig widersetzt. Ich habe Eduard Melander nicht bloß in meinem, sondern auch in deinem Namen meine Zusage gegeben. Es war vielleicht ein Fehler, aber ich konnte bei gewissenhaftester Prüfung nichts ausfindig machen, was dich hätte abhalten können, mir mit einem freudigen Ja zu antworten. Ich habe mich also ihm gegenüber gebunden. Natürlich verpflichtet dich das noch nicht. Du allein sollst über dein Schicksal bestimmen. Ich wollte Glück für dich schaffen, denn Eduard, das muß ich wohl erwähnen, ist mir ein Freund geworden und ich vertraue ihm grenzenlos. Ich vertraue ihm ja dich an. Das verpflichtet dich noch nicht, wie gesagt. Aber soviel magst du wissen: bleibt dein hartes und unverständiges Nein bestehen, so können wir einander nie mehr sein, was wir waren. So haben wir innerlich nichts mehr miteinander zu tun, bis die Wunde vernarbt ist. Und das kann lange dauern. Überleg dirs. Du hast vierundzwanzig Stunden Zeit. Dann schicke oder bringe mir deine Antwort."

In Josephes Ohren brauste es wie ein Wasserfall. Sie stürzte in ihr Zimmer, fiel tränenlos auf die Knie und betete. Danach erhob sie sich und schritt auf und ab. Und dann, nach einer langen Zeit, setzte sie sich ans geöffnete Fenster und sah, die Hände still im Schoß, in den Garten hinaus.

Alles war in Blüte. Silberne Wolken umrandeten den Mond wie ein Kelch und von fern schluchzte eine Nachtigall.

Aber alles war leer, alles war feind.

Mutter! meine Mutter! und wieder und wieder: meine Mutter! wo ist meine Mutter? Ihr Leben achtete sie für nichts; das Opfer, das gefordert wurde, für nichts mehr jetzt. Nur dies hatte Stimme: wo ist meine Mutter hingegangen?

Zu erwägen war noch eins. Man konnte unter dem Schutz und im Frieden der Nacht an ihr Lager treten und die Schlummernde zur Wahrheit wecken. Man konnte ihr zurufen: wach auf, Ummauerte, wach auf, Verzauberte! Abscheu klebt auf meiner Zunge gegen den Menschen, dem du mich hinwerfen willst; sein Atem ist mir Gift, sein Blick Schrecken, sein Händedruck Winter und Frost, seine Stimme Lug und Trug. Du kennst ihn nicht, wie du auch deine Wärterin nicht kennst. Reiß die Binde von den Augen, hör mich, sieh mich, spür, wie mir vor der Zukunft schaudert und wie ich ahne, was sie bringt. Wach auf, verstörte Seele, aus deinem Unheilschlaf!

Aber es war ein Wort gefallen, das die letzte Brücke zerbrochen hatte. Was sollten da Gründe und Vorhaltungen? Hier hatte nur noch das Schicksal zu richten und Gott zu entscheiden.

Der Entschluß war gefaßt. Als eine, die schon ein Grab hinter sich hat, entblutet und entwerkt, schrieb sie am Morgen nichts weiter als ein Ja auf einen Zettel und schickte ihn der Mutter.

Auszug mit Sack und Pack

Josephe hatte zwei Bedingungen gestellt, nachher, als Christine sie kommen ließ und sie weinend umarmte: möglichst rasche Trauung und Vermeidung jeder Festlichkeit.

Christine sprach mit Ulrike darüber und diese rümpfte die Nase. „Kaprizen," sagte sie verdrießlich; „mag sie aus ihrer Hochzeit eine pompe funèbre machen, das ist ihre Sache. Eduard hat gewiß nicht den Ehrgeiz, im Viererzug zur Kirche zu fahren."

„Warum aber die Eile?" fragte Christine; „warum möglichst rasche Trauung?"

„Mein Gott, manche Wasserscheue haben das an sich. Sie drücken sich so lang herum, bis sie endlich mit einem Satz ins Wasser springen, sogar vom hohen Trampolin. Vielleicht hat sie sich auch anders besonnen, was weiß man denn bei einem so launenhaften Wesen, und kanns nicht erwarten, bis sie der Gatte in seine Arme schließt."

„Ich wünschte, Sie hätten recht," seufzte Christine, „mir kommts nicht so vor."

Christine überredete sich in diesen Tagen zu einer freudigen Geschäftigkeit und Anteilnahme. Es lastete aber in der Tiefe ihres Gemüts ein nicht zu lockerndes Gewicht, über das sie hinwegsah und von dem sie nichts wissen wollte. Gegen Melander bezeigte sie eine ergebene, ja fast bedrückte Zärtlichkeit. Wenn er sprach, hing sie an seinen Lippen, wenn er einen Wunsch äußerte, trachtete sie nur danach, ihn zu erfüllen. Sie überhäufte ihn mit Geschenken und schon vom leisesten Lächeln des Dankes fühlte sie sich hinreichend belohnt. War sie in Gesellschaft von beiden, Josephes und seiner, so glitt ihr Auge ohne Unterlaß prüfend, forschend, fragend von einem zum andern, und jede der anmutigen Gebärden Melanders, jedes seiner runden, geschliffenen Worte, jede Liebenswürdigkeit, die er Josephe erwies, das beständige geduldige, bittende Werben um die Schweigsame und nicht Lächelnde rührte sie und bereitete ihr eine schmerzliche Lust und sorgenvolle Erregung.

Josephe kümmerte sich weder um die Aussteuer noch um die Wohnung. Sie saß bei der Mutter und unterhielt sich mit ihr; sie saß bei ihrem Verlobten und unterhielt sich mit ihm oder vielmehr hörte ihm zu. Außer daß ihr Gesicht fahl und ihre Augen glanzlos waren, hatte sich nichts an ihr

verändert. Ihr Betragen gegen Melander war etwa das eines Menschen, der mit einer gewissen angestrengten Hartnäckigkeit einem kopfzerbrechenden Studium obliegt; oft betrachtete sie ihn mit zusammengezogenen Brauen und erschrak, wenn er seinerseits, unangenehm berührt von diesem eindringlichen Blick, sie anschaute und mit geschmeidiger Verwunderung fragte, ob sie etwas auf dem Herzen habe.

Nein, sie hatte nichts auf dem Herzen, durchaus nicht. Es gehörte jedenfalls nicht geringer Mut dazu, eine solche Erkundigung bei ihr anzustellen, denn sie sah aus, als ob ihr dieses Organ, Herz, abhanden gekommen sei und sie nun, etwas verstört und ruhelos, in der Welt herumirre, es zu suchen und wieder an sich zu bringen. Am meisten Interesse, ja Neugier und Spannung zuweilen, zeigte ihre Miene, wenn Melander über Menschen redete, mit denen er in Amt und Beruf zu tun hatte, wenn er sich über seine Erfahrungen verbreitete und mit trockenem Sarkasmus und flinkem Witz heikle und schwierige Verhältnisse überlegen darstellte. Er erinnerte sie dann irgendwie an Franz Woytich; wie dieser eine meisterliche Fingerfertigkeit auf dem Flügel entfaltete, so beherrschte Melander die Klaviatur der Lebensrealitäten und der Charaktere. Nicht selten widersprach Josephe, fragte mit einem Anflug von Spott oder schüchternem Eigensinn oder kindischem Trotz und wenn sie dann besiegt war, was in der Regel geschah, sah sie sich erstaunt um und schlug verlegen die Augen nieder.

So kam der Vorabend der Trauung heran. Es war den Tag über unfreundliches Wetter gewesen, der Abend war schwül, obschon der Himmel sich aufheiterte. Josephe zog sich zu früher Stunde zurück; die Bitte der Mutter, sie möge noch ein wenig bei ihr bleiben, hatte sie kopfschüttelnd abgeschlagen. Als sie über den kargbeleuchteten Korridor in

ihr Zimmer ging, stand neben der Tür Anastasia und schaute unbeweglich, mit sonderbar finsterm und bösem Blick vor sich hin. Josephe stutzte; da sagte Anastasia: „Ist es erlaubt, Fräulein Josephe, daß ich zwei Worte mit Ihnen spreche?"

Josephe, ziemlich überrascht, denn ihre Beziehung zu Anastasia war stets die äußerlichste gewesen, forderte sie auf, ihr zu folgen, und lud sie, als sie im Zimmer waren, zum Sitzen ein. Jedoch Anastasia blieb an der Tür stehen.

„Es drückt mich was, Fräulein Josephe, und es muß heraus," fing sie mit einer widrig-süßen Stimme an; „auch auf die Gefahr hin, daß Sie schlecht von mir denken, muß ichs sagen. Man ist nicht gern eine Denunziantin, und Vorteil hab ich auch keinen davon, wenn ich die eigene Schwester verrate, aber ich kanns eben doch nicht länger mit mir herumtragen. Meine Chancen im Leben stehn freilich nicht so gut, daß ich was riskieren darf, besonders gegen Ulrike nicht, die hier im Hause Regen und Sonnenschein macht und michs schwer büßen lassen würde, erführe sie, daß ich ihre Heimlichkeiten vor Ihnen aufdecke ..."

„Was gibt es? wozu die vielen Worte? was wünschen Sie?" unterbrach Josephe das unheilvoll klingende Gerede mit einer ihr sonst fremden Schroffheit.

„Nun, ich glaube," flötete Anastasia beleidigt, „ich tue nur meine Pflicht, wenn ich das Fräulein, bevor ein so verantwortungsvoller Schritt wie der morgige geschieht, in aller Bescheidenheit darauf aufmerksam mache ..."

„Nichts, nichts, nichts," fiel ihr Josephe zum zweitenmal mit einer gebieterischen Handbewegung ins Wort; „Sie sollen nichts sagen. Ich will nichts hören. Nichts. Nichts."

„Also sind Sie bereits unterrichtet?" fragte Anastasia mit eigentümlich tückischer Miene. „So wissen Sie es also? Dann allerdings brauche ich mich nicht zu bemühen. Dann

bleibt mir nur eines übrig: mich zu wundern. Das darf ich doch? das ist doch wohl verstattet? Ich meinte bloß, da sogar die Verlobungszeit nicht respektiert worden ist und man sich nicht gescheut hat, verschwiegene Zusammenkünfte ..."

„Genug!" rief ihr Josephe drohend zu, „keine Silbe mehr! oder Sie haben es zu bereuen."

„Ich bitte. Ich bitte", murmelte Anastasia plötzlich demütig und verbeugte sich.

Um Josephes Mund zuckte es geringschätzig. „Ich danke Ihnen für die freundliche Absicht", sagte sie kalt und zitternd. „Ich möchte jetzt allein sein. Gute Nacht, Anastasia."

Anastasia preßte die Lippen aufeinander, warf einen frommen Blick zur Decke empor und entfernte sich in ihrer geräuschlosen Art.

Lange Zeit stand Josephe, ohne sich zu rühren. Sie hatte gewußt und sie hatte nicht gewußt. War zwischen dem einen und dem andern ein Unterschied? Wissen und Nichtwissen konnte man gegeneinander tauschen und nichts war verändert. Es war, als lausche sie in die Vergangenheit zurück und in die Zukunft hinaus. Von da und von dort strömte Traurigkeit auf sie ein. Wie schließ ich mich zu und wie verberg ich mich? Das war die Frage, die sie sich beständig stellte und die grauenhaft an jenes Wort der Mutter aus dem Traum ihrer Kinderzeit erinnerte.

Sie hatte sich gefügt, aber nicht gebeugt. Und so begann ihre Seele zu erstarren. Denn soll eine Seele im Fluß des Irdischen und im Fluß des Göttlichen bleiben, so muß sie sich beugen. Während sie, im Bette liegend, Stunde um Stunde, und mit einer dunklen Wollust beinahe, über sich, über die Menschen und über das, was mit ihr vorging, grübelte, wurde sie der Demut verlustig und stürzte in eine liebloſe, eisige Einsamkeit.

Sie schaute in die Finsternis und dachte und dachte und sann und sann. Allmählich verengerte sich der Kreis der Gedanken und ballte sich wie Rauch, der sich zur Gestalt formt, zum Bildnis Ulrikes zusammen. Ulrike füllte den Raum, Ulrike war die Welt. Ulrike war die Schranke, an der sich das sehnende Herz zerstieß und die freie Blutswoge zerschellte; Ulrike war das Verdichtete der bekannten und unbekannten Menschheit. Ulrike war die Stimme von außen und von unten, denn die von oben war verstummt; Ulrike war das Gesetz und die Schickung.

Der Tag graute ins Fenster, der Morgen kam. Man rief sie, man drang ins Zimmer, man brachte Gewänder, man kleidete sie an. Sie ging zum Wagen hinab; sie fuhr; sie stand an der Seite eines Herrn in der Kirche und Menschen waren wie Nebelflecke. Sie war wieder zu Hause, sie wurde beglückwünscht, sie setzte sich zu Tisch, sie rüstete sich zur Abreise, sie verabschiedete sich. Christine umarmte sie. Sie lächelte vollkommen leer. Vor Ulrike stand sie einen Augenblick weiß wie Kalk. Ulrike riß sie stürmisch an sich und zerdrückte mit dem Zeigefinger eine Träne.

Die Hochzeitsreise nach Konstantinopel und Griechenland war für Melander zugleich eine amtliche Reise. Er hatte dort Verhandlungen mit den Regierungen zu führen und war mit großen Vollmachten versehen. Die erste Nachricht erhielt Christine aus Athen, Gruß auf einer Karte. Drei Wochen später kam abermals eine Karte, auf der Rückfahrt schon, aus Neapel. Dann eine vom Quarnero, wo sie sich eine Woche aufhalten wollten.

Diese Karte mit den paar dürren Worten hielt Christine lange in der Hand. Ihre Augen hatten einen bohrenden Ausdruck wie bei einem Menschen, der sich an etwas erinnern will und es nicht vermag.

„Sehen Sie nur, Ulrike," sagte sie „Josephe hat eine ganz andere Schrift als früher."

Ulrike beugte sich über die Schulter ihrer Herrin. „Wieso? ich sehe nichts", erwiderte sie. „Ein bißchen spitziger, ja, ein bißchen steifer. Aber das kommt vor; wenn die Fräuleins heiraten und haben nicht den Schwung und die Phantasie dazu, werden sie manchmal spitz und steif, nicht bloß auf dem Papier."

Christine äußerte nichts mehr, aber sie fuhr fort, die Schriftzüge zu studieren.

Am Abend vor dem Schlafengehen sagte sie: „Ich weiß nicht, mir ist so sonderbar heute. Bleiben Sie doch in meiner Nähe, Ulrikchen. Ihr Zimmer ist so weit weg, da fühl ich mich so verlassen."

Ulrike lachte. „Sie werden mir doch nicht hypochondrisch werden," gab sie zur Antwort; „schlafen Sie sich ordentlich aus, und morgen beraten wir dann über unsern Sommerreiseplan."

In der Nacht, gegen drei Uhr, erwachte Christine mit einem gräßlichen Schrei. Ihr war, als habe ihr Herz einen Sprung bekommen. Sie läutete Alarm. Nanette erschien, gleich darauf Anastasia, diese lief zu Ulrike hinüber und holte sie.

Als Ulrike kam, saß Christine aufrecht, die Hand an die linke Brust gedrückt, das leichenfahle Gesicht mit Schweiß bedeckt. „Zum Arzt!" rief Ulrike schrill. Sie goß Wasser in ein Becken, näßte ein Tuch und wollte es Christine auf das Herz legen.

Da schaute ihr Christine mit einer unbeschreiblichen, von Sekunde zu Sekunde wachsenden Angst ins Gesicht. Auf einmal streckte sie den rechten Arm gegen sie aus und stammelte: „Nicht anrühren. Gehn Sie. Um Gotteswillen, gehn Sie fort. Ich kanns nicht aushalten. Gehn Sie hinaus!"

„Na was denn? kommen Sie doch zur Besinnung!" fuhr Ulrike sie an.

„Um Gotteswillen, hinaus!" ächzte Christine.

„Aber ich bins ja, ich, Ulrike", sagte Ulrike aufs höchste betroffen.

In verzweifelter Qual wandte sich Christine an Nanette. „Sagen Sie ihr, daß sie gehn soll, Nanette. Wenn sie nicht auf der Stelle hinausgeht, muß ich sterben."

Nanette, selbst erschrocken und verwundert, redete Ulrike zu, die an eine vorübergehende Umnachtung glaubte und murrend und kopfschüttelnd das Schlafzimmer verließ.

Mit kurzen Atemstößen verlangte Christine Papier und Bleistift, kritzelte in größter Hast den Wortlaut einer Depesche an Josephe hin und beschwor Nanette, den Diener damit unverzüglich auf die Hauptpost zu schicken.

Es geschah.

Indessen kam der Hausarzt. Ulrike ging draußen auf und ab und wartete auf seinen Bescheid. Seine Miene verriet nichts Gutes, als er zu ihr trat. Er erklärte, es liege eine Lähmung der Aorta vor, die jede Stunde, ja jeden Augenblick zum Tod führen könne, doch sei es auch nicht ausgeschlossen, daß das Leben noch einige Tage weiter flackere. Die Angehörigen seien jedenfalls zu verständigen.

Aber Ulrike war schläfrig; sie sagte sich: es wird nicht ganz so schlimm sein, wie der Quacksalber tut, und ging wieder ins Bett. Erst nach dem Aufstehen, ziemlich spät am Morgen, sandte sie Telegramme an Esther, Aimée und Lothar ab. Hierauf ging sie zuversichtlich zu Christine, in der Meinung, der wunderliche Anfall von heute morgen sei vorbei und vergessen.

Kaum aber hatte sie die Schwelle überschritten, als Christine wie vom Blitz getroffen in die Höhe fuhr und in

wildestem Entsetzen, von einem wahrhaften Grauen gepackt beide Arme ausstreckte. „O Gott, da ist sie wieder!“ schrie sie mit mark- und beinerschütternder Stimme; „was will sie denn von mir? warum kommt sie denn? fort! fort! fort!“

Ulrike erbleichte bis unter die Haarwurzeln. Sie kehrte eilig um, schloß die Tür, blieb draußen, ihr Unbehagen bekämpfend, eine Weile stehen, schaute gegen Himmel und sagte bitter: „Das ist nun der Dank.“

Etwas später beugte sich Nanette, von Ulrike hiezu angeleitet, über die Kranke und fragte zaghaft: „Was haben Sie denn auf einmal gegen Fräulein Ulrike, gnädige Frau? Sie war doch Ihr Augapfel, Ihr ein und alles? Was ist denn nun auf einmal?“

Mit beiden Händen den Arm des Mädchens umklammernd, ganz nahe seinem Gesicht, flüsterte Christine scheu: „Sag nichts. Sie hört alles. Schweig, ich bitte dich. Ich glaube, sie hat mir das Herz stückweise herausgenommen und gegessen. Ich darf nicht hinter mich und nicht vor mich schauen, aber wenn ich sie sehe, graut mir vor mir selber. Aber schweig, ich bitte dich.“

Ulrike ging in die Küche, erteilte ihre Befehle, schickte den jüngeren Diener mit Aufträgen in die Stadt, dann begab sie sich auf ihr Zimmer, zündete eine Zigarette an und entnahm der Kommodeschublade den sorgfältig dort aufbewahrten Bogen Papier, auf welchem viele Male, von Christines Hand geschrieben, mit ihrem vollen Namen unterzeichnet, der Satz zu lesen war: dies gehört meiner teuren Ulrike Woytich.

Den Bogen zerschnitt Ulrike mit Bedacht und Gemächlichkeit in ebenso viele Teile, als es einzelne Sätze waren, und als sie damit fertig war, legte sie die Abschnitte aufeinander, holte aus einer andern Lade ein Fläschchen Gummi arabikum

und einen Pinsel hervor und mit all den Utensilien versehen stieg sie in das obere Stockwerk.

Droben in den Zimmern und Sälen, Nebenräumen und Korridoren fing sie an, alle Dinge, auf die sie schon seit langem ein Auge geworfen und die sie seit langem für sich bestimmt hatte, mit den Zetteln zu bekleben.

Sie ließ sich Zeit. Den Sehnsuchtswalzer vor sich hinsummend, schritt sie prüfend wie ein Händler von einem Stück zum andern. Ihr sichtender Blick wählte mit kennerischer Strenge: Tische, Schränke, Stühle, Sessel, Betten, Kommoden, Konsolen, Sofas, Taburetten, Spiegel, Bilder, Vasen, Marmor- und Bronzestatuen, Teppiche und Kandelaber. Sooft ihr ein besonders schöner Gegenstand vor Augen kam, verwandelte sich das Summen in ein leises freudiges Pfeifen, und sie überlegte, ob die Besitzergreifung gewagt werden könne. Bei der Auswahl verfuhr sie derart, daß nicht zu viele ärgerliche und auffällige Lücken entstanden, wenn die Sachen fortgeschafft waren. Das Vakuum mußte vermieden werden; sie hatte Respekt vor dem Vakuum. Da es aber eine Flucht von sechzehn Räumen war, in denen sie mit trefflicher Erwägung ihre Liebesplakate anbrachte, verloren sich die von ihr erkorenen Gegenstände in der luxuriösen Menge.

Bei dieser Beschäftigung war es Mittag geworden. Der Vizekonsul kam wie gewöhnlich zu Tisch, andern Geladenen hatte sie absagen lassen. Ulrike teilte dem Bruder mit, wie es um Christine stand, und vor allem, wie es mit ihr bei Christine stand. Sie ersuchte ihn, ihr noch heute und um jeden Preis eine Wohnung zu mieten, sie verlasse morgen mit dem frühesten das Haus, da sie keine Lust habe, den eintreffenden Sprößlingen zu begegnen. Sie werde die Wohnung nicht sogleich beziehen, vielmehr ein halbes Jahr oder

auch länger auf Reisen gehn, sich ein wenig in der großen Welt umtun und zusehen, wo sie sich da oder dort nützlich machen könne. Doch müsse sie wissen, daß sie im Notfall ein Heim und eine Zuflucht habe, auch brauche sie eine gesicherte Stätte für ihre Erwerbungen, für die Möbel, die Kisten und Koffer.

Franz Woytich nickte verständnisvoll. Er erkundigte sich, was mit Anastasia geschehe.

„Sie wird in die Wohnung gesetzt, sie bekommt ein Gehalt und hat auf die Sachen aufzupassen", erwiderte Ulrike in ihrer prompten Art, über das Schicksal der Geschwister zu bestimmen.

„Komm am Abend," sagte sie zum Schluß, „aber wenn ich bitten darf im Frack. Ich will meinen Freunden ein kleines Abschiedsfest geben. Ich werde die Einladungen gleich schreiben und ein paar Leute damit wegschicken. Hoffentlich ist es noch nicht zu spät."

„Und wer sind die Auserwählten?" fragte der Vizekonsul schmunzelnd.

„Schön, halten wir Kriegsrat," versetzte Ulrike gutgelaunt, „kleine Heerschau über die Intimen." Sie nahmen nebeneinander am Tisch Platz und Ulrike, den goldenen Krayon in der Hand, führte das Protokoll. Hauptmann Kröner; Botschaftssekretär von Philippsborn; Baron Hartwich; Ritter von Cocheran; der Maler Ittstein; der Schauspieler Merz. So, das genügte, es war eine angenehme Zahl, und wenn einer vergeben oder verhindert war, hatte es nichts auf sich.

„Jetzt hab ich zu tun", sagte Ulrike und entließ den gehorsamen und nützlichen Bruder.

Schon vor Tisch hatte sie Weisung gegeben, Kisten und Koffer in hinlänglicher Menge zu beschaffen. Ihr Faktotum, der alte Diener Niklas, hatte die Aufgabe übernommen und entledigte sich ihrer zu Ulrikes Zufriedenheit. Das Packen

besorgte sie allein. Man konnte dabei keine Zeugen brauchen. Es dauerte den ganzen Nachmittag.

Alles, was sich mit der Zeit an Gaben und Geschenken angesammelt hatte und was sie sonst mit schwer zu bestreitendem Fug als ihr rechtmäßiges Eigentum betrachten konnte, fand in den geräumigen Behältnissen seinen Platz: die Kleider, die Stoffe, umfängliche Rollen Linnen und Chiffon, Steppdecken aus Atlas und Decken aus Damast, Tischdecken, Tafeltücher, Webereien, Spitzentücher; ein silbernes Tafelservice, eine Delfter Garnitur, silbernes Eßbesteck für zwanzig Personen; gestickte Polster, zahlreiche Nippes und Bibelots und kleiner Wandschmuck der kostbarsten Art; Bücher; Vorhänge, Miniaturen, Elfenbeinschachteln, Uhren, Dosen, Schnitzereien, Radierungen, antike Münzen, und nicht zuletzt die wunderbare alte Puppe aus dem Mylius-schen Laden.

Als endlich alles richtig und verläßlich verstaut war, nagelte sie mit Hilfe der zwei Diener die Kisten zu und malte eigenhändig mit schwarzer Farbe die Initialen U. W. auf die sieben Deckel.

Sodann kleidete sie sich für den Abend um.

Der Vizekonsul kam als erster. Er teilte ihr mit, daß er ihren Auftrag ausgeführt habe; die von ihm gemietete Wohnung befinde sich in einem ruhigen und vornehmen Hause, preiswürdig und sogleich zu beziehen.

„Das hast du brav gemacht," sagte Ulrike; „morgen früh kommt der Spediteur und morgen Abend bist du, à la fortune du pot selbstverständlich, mein Gast. Dann wollen wir über die Zukunft sprechen."

Sie hatte sichs angelegen sein lassen, ihre Freunde in großem Staat zu empfangen. Die Friseurin hatte aus ihrem reichen Haar eine imposante Krone erbaut. Das

taubengraue Kostüm aus Seidensamt war mit Spitzen besetzt und tief ausgeschnitten. Um den Hals trug sie eine goldene Kette mit goldnem Medaillon, in den Haaren das Diadem. Die Korallen, die sie seit früher Jugend und bis vor kurzem als Ohrgehänge getragen, waren entfernt und hatten zwei zarten Perlen Platz gemacht.

Sie besaß eine unvergleichliche Büste: kräftig, schmiegsam, von sinnlichem Leben blühend. Die Haut war wie Aprikosenflaum. Das gebräunte, von Sorglosigkeit strahlende Gesicht mit den dunklen lachenden Augen und dem üppigen Mund, der bereit war, alles Süße und Schmackhafte, was das Dasein bot, zu verzehren, wirkte auf die Gesellschaft, die sich vollzählig versammelt hatte, wie ein Elixir. Niemand nahm Anstoß daran, daß die Dame des Hauses nicht zugegen war, niemand machte sich Gedanken über die Seltsamkeit dieses Herrensoupers in den Räumen der Frau Christine Mylius. Ulrike gab ein Fest; Ulrike wußte ohne Zweifel, was sie tat; man konnte sich auf Ulrike verlassen. Die gnädige Frau ist unpäßlich, hieß es, sie wird vielleicht noch erscheinen. Aber Ulrike zwinkerte dabei mit den Augen und schüttelte leise den Kopf.

Sie plauderte, scherzte, tändelte, spottete, vertrieb denen die Grillen, die nicht in freier Laune gekommen waren, machte die Beschwerten leicht und ermunterte außerdem nach rechts und links zum Zugreifen, denn der Tisch bog sich unter der Last der Gerichte, der Braten, Gemüse, Salate, Hummern, Fische, Früchte und Süßigkeiten, der Weine und des Champagners. Franz Woytich spielte mit gewohnter Virtuosität ein Operettenpotpourri; der Schauspieler erzählte Kulissen- und Alkovengeschichten; das Gelächter ergoß sich in Kataraften.

Um Mitternacht erschien der alte Niklas und flüsterte Ulrike ein paar Worte ins Ohr. Sie zuckte lächelnd die Achseln und fuhr in einem begonnenen Satz fort.

Er hatte ihr mitgeteilt, daß Josephe angekommen sei.

Drüben, weit drüben, durch viele Räume von diesem Schauplatz der Lustbarkeit getrennt, wie in einem andern Land, lag Christine und wartete in qualvoller Bangigkeit. Leise gingen ihre Dienerinnen ein und aus; zuweilen trat der junge Arzt, der die Nachtwache übernommen hatte, an ihr Bett und wechselte den Eisbeutel oder reichte ihr die Medizin. Sie lag mit geschlossenen Augen und in Pausen hob ein schmerzlich-erregter Seufzer ihre Brust. Manchmal öffnete sie die Lider weit, blickte saugend gegen die Tür und lispelte langgedehnt den Namen Josephe.

Da endlich, endlich; Kleiderrauschen; hastiges Raunen, hastiges Schreiten; ein kleiner weher Ruf; eine schmale kindliche Gestalt: da war sie endlich.

„Zu mir", bat, stammelte Christine weinend und umschlang sie fester, immer fester; „ganz, ganz nah zu mir!"

Und Josephe: „Bist dus wieder? hab ich dich wieder? meine Mutter? wieder meine Mutter?"

Und Christine: „Kannst du verzeihen? sag nur das eine: kannst du verzeihen?"

Und Josephe: „Still, o still."

Ulrike und ihre Gäste befanden sich in Hochstimmung. Ulrike hatte ein Notizbuch in der Hand und schrieb, häufig unterbrochen von Protesten, Anrufungen, Lachen und Applaus, die Namen derer auf, die während der nächsten Jahre abwechselnd ihre Reisemarschälle sein sollten und wollten. Da war vorgesehen: der Hauptmann für Italien;

Philippsborn für Frankreich; Hartwich für die nördlichen Länder; Herr von Cocheran für Tunis und Ägypten; Ittstein für die Schweiz und andre gebirgige Gegenden; nur der Schauspieler, fett und bequem, wünschte zu Hause zu bleiben und seine Dienste zu lokalisieren.

Es entstand ein lustiger Streit; jeder wollte finden, daß ihm der andere die besten Bissen und Aussichten wegschnappte, jeder bezeichnete den Posten des andern als Sinekure und Bevorzugung. Schließlich erhob sich Ulrike, überschaute die frohen Gesichter der Tafelrunde, klopfte an ihr Glas und sprach:

„Die Zugvögel sind mir immer als die leidenschaftlichsten und mysteriosesten Tiere der Erde vorgekommen. Vielleicht gehören sie gar nicht der Erde allein an und haben Nester auch auf andern Sternen. Wenn ich euch nun für eine Weile entschwinde, meine Vielteuern, so härmt euch nicht um mich, aber sorgt auch dafür, daß euch nicht mein Andenken verdunkelt wird. Merkt eins: über Ulrike Woytich kann nichts Endgültiges ausgesagt werden. Sie ist nicht, was sie scheint, aber sie hält oft mehr, als sie verspricht. Wir können schön sein, wir können häßlich sein, wir können artig sein, wir können blöde sein, wir können Kleopatras, Messalinen oder Lukretias sein, wir werden immer sein, was wir in den Herzen unserer Freunde von Anfang an waren. Und wenn die Krittler und Nörgler ihre hochweisen Häupter schütteln; und wenn alle die, die ihre Mitmenschen bei lebendigem Leib einscharren, ihr Sterbesprüchlein leiern; und wenn die alten Tanten zetern und die Vettern und Basen das Kreuz schlagen: laßt euch nicht irre machen, denn wahrlich, ich sage euch mit Sganarelle:

Auf dieses Musterbild gießt Fülle eures Lichts,
und wenn ihr alles seht, so glaubt von allem — nichts."

Mit anmutiger Gebärde ergriff sie den Sektkelch und man jubelte ihr zu. Der Vizekonsul spielte den Krönungsmarsch aus dem Propheten.

Um sechs Uhr morgens schon rollte der Möbelwagen vor das große Auffahrtstor. Ulrike, munter wie ein Wiesel, überwachte den Transport ihrer kostbaren Habe über die Stiegen und Korridore. Fortwährend schallten ihre warnenden Zurufe durch die sommerliche Morgenstille des Hauses: „Stoßt mir nicht den Mahagonikasten an die Mauer! Gebt mir zum Donnerwetter auf den Renaissancespiegel acht! Die Tischplatte ist aus Malachit; gnad euch Gott, wenn ihr sie fallen laßt!" Namentlich beschwor sie die Leute zu Dutzenden von Malen, die angeklebten Zettel nicht zu beschädigen, und schimpfte in wahren Fuhrmannsausdrücken, sooft ihren umsichtigen Anweisungen zuwidergehandelt wurde. Die Kisten und Koffer kamen zum Schluß.

Eine Stunde lang gab es ein lärmendes Auf und Ab, hastiges Reden, Fragen, Fluchen und Poltern, dann breitete sich wieder Ruhe über die verlassenen Räume.

Ein Lederköfferchen in der Hand tragend, trat Ulrike vor das Haus, schaute wohlgefällig zu, wie die Türen des riesigen Wagens verschlossen wurden, spannte den Schirm auf, da es zu regnen begann, und als sich das schwere Gefährt in Bewegung setzte, ging sie auf die andre Seite der Straße.

Nach einigen Schritten drehte sie sich um und blickte an der Front des schönen Palastes empor. Ihr Auge eilte von Sims zu Sims, bis es an jenem Fensterpaar haften blieb, hinter welchem, wie sie vielleicht dunkel empfand, eben jetzt Christine, die Herrin und Freundin, in den Armen Josephes ihre Seele aushauchte.

Zweiter Teil

Der Einwand gegen Gott

An einem Abend Ende Februar 1921 erhielt die Freifrau Josephe von Melander in ihrem Stadtpalais, wo sie sich um diese Jahreszeit befand, einen versiegelten Brief, dessen Inhalt sie in die lebhafteste Bestürzung versetzte und die unheilbare Wunde wieder aufriß, die noch keine Stunde aufgehört hatte zu brennen.

Der Brief lautete wie folgt:

„Liebe Mutter! Du wirst nicht wenig überrascht sein, ein Schreiben von meiner Hand zu empfangen, und ich vermute, daß Deine Überraschung keine angenehme sein wird; aber das ist nicht zu ändern, was zu tun ist, muß getan werden, und ich stehe unter Zwang. Du hast fünf Jahre lang nichts von mir gehört, ein Umstand, den Du anerkennen mußt. Die letzte Nachricht, die ich Dir sandte, war aus Genf, wenn ich mich recht entsinne. Ich bat Dich damals um etwas Geld, wir waren ganz abgebrannt, aber Du hattest nicht die Gewogenheit, meine Bitte zu erfüllen. Du geruhtest überhaupt nicht zu antworten. Anna hat mir den vergeblichen Fußfall nie verziehen; sie war rasend, als ich es ihr gestand, und äußerte Dinge über Dich, die mich schamrot machten. Aber ich mußte schweigen. Es war mein Vorsatz, eher an den Straßenecken zu betteln, als noch einmal Deine mütterliche Nachsicht anzurufen. Wenn ich diesem Vorsatz jetzt untreu werde, so geschieht es nicht meiner eigenen, in deinen Augen unwürdigen Person wegen, sondern um unseres Kindes

willen ist es, daß ich an Dein vielleicht doch noch nicht völlig erstarrtes Herz appelliere. Um mich verständlich zu machen, muß ich weiter ausholen.

„Ich kann und will Dir nicht verhehlen, daß es uns seit jenen Genfer Tagen hundeschlecht ergangen ist. Die Zeitungen, für die ich etwa ein halbes Jahr lang als Berichterstatter tätig war, lösten Knall und Fall die Verbindung mit mir; entweder genügten ihnen meine Arbeiten nicht, was kein Wunder gewesen wäre, denn Ekelhafteres als mit der Feder sein Brot verdienen kenn ich nicht auf der weiten Gotteswelt, ganz abgesehen von dem geistigen Pöbel, mit dem man dabei in Berührung kommt; oder es sickerte was von der Vergangenheit durch; es gibt ja überall Schufte, denen es nicht paßt, wenn ein Gestrauchelter sich anschickt, wieder zu marschieren. Genug, es ging bergab mit uns. Anna versuchte es mit ihren alten Soubrettenkünsten, ich verlegte mich auf die Börse, auf die Seifenagentur, auf kleine Dienstleistungen bei den Gesandtschaften. Der Krieg brachte einen da manchmal in odiose Situationen, aber schließlich, man mußte fressen und hatte für Weib und Kind zu sorgen. Ich will Dich nicht langweilen mit den verschiedenen Stadien meiner Not und Erniedrigung; Du wirst natürlich sagen, daß sie selbstverschuldet waren, und dagegen ist nichts einzuwenden. Selbstverschuldet, ja; aber der Mensch, wie er aus dem Mutterleibe kommt, hat sein Lebensgesetz, bedenke das. Einige Male wandte ich mich um Hilfe an Onkel Lothar nach Berlin. Weißt Du, was er mir nach dem dritten Briefe schrieb? Er werde meine Aufführung im Auge behalten, ließ er sich herbei zu antworten, und wenn während eines Jahres keine Klage über mich ruchbar würde und ich außerdem gewillt sei, mich von Anna scheiden zu lassen, sei er bereit, mich probeweise in seiner Dresdner Filiale anzustellen. Ich habe

in meinem Leben nicht so herzlich gelacht. Wer, der zwischen Nordsee und Alpen den Namen Lothar Mylius kennt, ist im Zweifel, was sich dahinter und hinter seinem Reichtum an Lastern verbirgt, an gemeinsten Geschäftskniffen, an Wucher und Ausbeuterei? So sind sie alle. Bis zum Platzen geschwellt von Moral, und sticht man mit der Nadelspitze hinein, so entweicht Gestank. Eine solche Gesellschaft muß untergehn.

„Zur Sache. Vor fünf Monaten beschlossen wir, nach Wien zurückzukehren. Es war nicht eben schwer. Unter dem Namen, den ich seit dem Wandel meiner Umstände angenommen, Annas Mädchennamen, wie Du Dich ja erinnern wirst, habe ich hier gelebt, unerkannt bis zum heutigen Tag, wo ich die gastlichen Mauern meiner Vaterstadt wieder verlasse. Wenn Du den Gang antrittst, zu welchem Dich zu bewegen der Zweck dieser Zeilen ist, so hast Du in der Fünfhauserstraße 158 im fünften Stock nach Stephan Heinroth zu fragen, oder vielmehr nach seinem Töchterchen Fanny. Ich kann mir Dein Entsetzen ausmalen, wenn Du vernimmst, daß ich nach allem, was vor acht Jahren geschehen ist, monatelang in dieser Stadt geweilt habe. Aber das Damals gilt nicht mehr, denn ich bin nicht mehr derselbe. Ich bin Heinroth. Ich habe mir sogar den Schnurrbart abrasiert, woraus Du ersehen kannst, wie ernst es mir mit meinem Inkognito war. Kämpfe und Entbehrungen haben entstellende Furchen in mein ehemals so glattes Melandergesicht gemeißelt. Es war also kein Wagnis. Die Heimat rief, ich war wie gewöhnlich zu schwach, um zu widerstehen. Und noch etwas rief, ich will ehrlich sein: die aufgelockerte Welt, Möglichkeiten, von denen man früher nicht einmal träumen durfte, die aber jetzt allen Spittelweibern so vertraut sind, daß ihnen bei der bloßen Erwähnung das Wasser im Mund zusammenläuft. Was für eine Veränderung! Welche Siedehitze der Existenz,

was für ein Jahrmarkt der Schurkerei und des Menschenhandels, wirklich, es ist eine Lust zu leben. Meine guten Landsleute sind wahrhaftig nicht blind an der Zeit vorübergegangen, das muß man ihnen lassen. Sie haben profitiert. Die alte Kokotte Wien hat alle Furcht und Scham von sich getan und ist zur frechsten, kupplerischsten, zuchtlosesten Messalina geworden, die Europa je erblickt hat. Warum nicht zugreifen? warum sollte meines Vaters Sohn da zögern und sich zieren? warum sich nicht auch ein wenig umgarnen lassen und der freigebigen Lustdirne etwas von ihren unrechtmäßig erworbenen Schätzen abluchsen? Also trieb ich meinen dürren Glücksklepper an die Futterkrippe. Man überschätzt mich noch nicht, wenn man mir ein bißchen Witz und Schliff zugesteht. Dies beides und ein neuer Frack und das Abenteuer konnte beginnen. Ich wurde Klavierspieler in einer Bar. Das war ja schon als ich ein behüteter kleiner Baron war mein bestes Talent. Anna fand unterdessen Beschäftigung als Manikure. Wie fortgeschritten doch die Zivilisation ist; es gibt keine schmutzige Schlächtersgattin und kein unappetitliches Polackenweib mehr in dieser Metropole, die nicht auf glänzende Fingernägel hielte. Ich aber nutzte die Zeit und schloß förderliche Bekanntschaften und erwarb allerlei Gönner und man ließ mich hie und da aus der vollen Schüssel naschen und ich lauerte und guckte ins Räderwerk ihrer Manipulationen und paßte den Moment ab und habe nun die Ehre zu melden, daß der große Coup gelungen ist. Ich werde wieder ein Herr sein. Doch ist mir dabei der Boden unter den Füßen heiß geworden, und leider gebieten die Umstände, daß ich mit meiner treuen Begleiterin ein anderes Jagdrevier aufsuche. Ans Wandern sind wir gewöhnt. Weitere Aufklärungen kann ich Dir nicht geben, werden Dich auch kaum interessieren. Zur Furcht besteht für

Dich kein Anlaß. Den Schlummer eurer herrlichen Gesetze hab ich diesmal nicht gestört. Sollten etwelche Leute Lust verspüren, es hinter mir zu tun, so werden sie sich bald eines Bessern besinnen. Sie haben sich selber die Finger verbrannt. Wir wollen uns in die Neue Welt begeben; Brasilien soll ein schönes Land sein, und gegen das gelbe Fieber kann man sich impfen lassen, höre ich. Daß ich Dir keine Visite gemacht habe, wirst Du mir kaum vorwerfen, da Du entschlossen bist, unversöhnlich bis ans Grab zu sein. Zur Stunde, da Du dieses liest, sind wir schon über alle Berge. Das Kind mußten wir zurücklassen. Es hätte unsere Bewegungsfreiheit gehemmt. Auch würde die Unrast unseres Lebens verhängnisvoll für ein neunjähriges Mädchen werden. Es war ein schwerer Entschluß, und ich leugne nicht, daß ich dabei auf Deine Hilfe gerechnet habe. Nimm Dich des Kindes an. Laß es nicht entgelten, was seine Eltern Dir zugefügt haben. Ich wage zu behaupten, daß Du Freude an ihm erleben wirst. Sonst will ich nichts zu seinem Lobe sagen; das Wort des Vaters würde ja nur Dein Mißtrauen wecken. Fanny weiß nichts von Dir. Sie kennt ihre noble Abkunft nicht. Da sie vier Jahre lang bei fremden Leuten in Yverdon am Neuchateler See gelebt hat, war für sie wenig Gelegenheit, den Namen Melander zu hören, auf den zu verzichten Ihr mich gezwungen habt. Wenn auch Anna in ihrem berechtigten Zorn nicht leicht zu bewegen war, die Aufklärung zu unterlassen, mir zuliebe hat sie es getan, meinem Stolz zuliebe, ein Wort, über das Du vielleicht verächtlich lächelst, aber es war doch so, daß ich vor meinem eigenen Kind nicht die Rolle des verlorenen Sohnes spielen wollte. Lösch mich völlig aus Deinem Herzen aus, wenn Du es für ratsam hältst, ich habe nichts dawider, ich winsle nicht um Gnade, aber zieh Deine Hand nicht von Fanny ab. Gott mag wissen, ob und wann ich

sie wiedersehe. Nimm Dich ihrer an. Überspringe, wenn es hiezu dienlich ist, in der Stufenfolge der Generationen die Person und den Namen: Stephan."

Das Blatt entfiel der Hand der Baronin. Totenbleich saß sie in ihrem Sessel, und das ohnehin reglose Gesicht gefror ganz.

Alles wurde wieder wach, alles stand wieder auf aus der schwer gelebten Vergangenheit, all das Schauerliche, Erbärmliche, Entwürdigende, das in dem Namen eingeschlossen war.

Die frühen Kämpfe; Wehr gegen Leichtsinn und Trägheit; die spielerische Tücke; der unbesiegliche Hang zur Lüge. Und sie allein mit ihm; in jedem Beschluß, in jeder Enttäuschung allein. Der Vater in fürstlicher Gleichgültigkeit augenlos, ohrenlos, nervenlos für die heranwachsende Gefahr. Damals hatte sein bestaunter Aufstieg begonnen; der Adel wurde ihm verliehen, Orden und Ehrenzeichen regneten über den Allbeliebten, von allen Vergötterten herab. Zu groß, zu hochmütig, zu beansprucht, sich mit einem Kinde zu beschäftigen, zu verwöhnt vom Geschick, um Übles zu fürchten, wies er jede Mahnung ab, verhielt sich feindselig gegen die Beängstigungen der Mutter und beschützte die bösen Neigungen des Sohnes in verkapptem Widerpart gegen die Gattin.

Sein unerwarteter, im ganzen Land betrauerter Tod dann: Erlösung für Josephe. Bittere Qual, sich dies heute noch, nach neunzehn Jahren, sagen zu müssen. Aber nun war die Verantwortung nicht mehr abwälzbar. Der Vierzehnjährige verwilderte erschreckend. Hatte auch vordem der Erzieher gefehlt, so war doch die eiserne Hand des Vaters, sein kalter Blick, seine stumme Herrschgewalt und Autorität wirksame Hemmung gewesen.

Auf einmal wucherten die schlechten Triebe ins Ungemessene. Worte fruchteten nicht mehr. Tausende und Tausende verschwendete der Halbwüchsling. Weigerte man ihm Summen, so trug er Wertgegenstände fort, stahl Schmuck und Geld, borgte von Untergebenen. Strenge verlachte er; Würde war nicht vorhanden für ihn; Lehrer waren ihm ein Spott; Scheu und Glauben besaß er nicht; Liebe war ihm nicht gegeben, nicht einmal zarte Regung; was er suchte, war Genuß, Ausschweifung, Spiel, Betäubung bis zur Tollheit, bis zur Selbstzerstörung. Josephe dachte an ihren Bruder Lothar, wie der als Knabe gewesen; waren da Blutströme hinübergeflossen in den Späteren, geheimnisvoll rachsüchtig, und mußte sich hier furchtbar vollenden, was dort durch Zucht und Erkenntnis noch in letzter Stunde vor dem letzten Verderben bewahrt geblieben war? Anfangs tröstete die Ähnlichkeit, bald aber schwand die Hoffnung auf gleichen Verlauf, denn das Melandersche Blut war mächtiger. Melandersches Blut; ein Ding und Element, das nur sie kennen konnte, nur sie allein von allen Menschen auf Erden.

Es wurde ärger. Es wurde so, daß sie oft glaubte, ihrem Leben ein Ende machen zu müssen. Szenen Tag für Tag; Forderungen von frecher Ungebührlichkeit; Wechsel, daß man die Wände des Hauses damit hätte tapezieren können; Aufsehen in der Gesellschaft; polizeiliche Erkundigungen und Warnungen. Im Alter von zwanzig Jahren hatte er viermalhunderttausend Kronen vertan, und die gerichtlichen Alimentationsklagen zählten nach dem Dutzend. Von keiner Seite Hilfe. Die Schwestern, wo waren die, was trieben die! phantastisch ausgelebt, sagenhafte Figuren in fremden Ländern; der Bruder egoistisch leer jede Gemeinsamkeit meidend; keine vertraute Person in vielen Jahren.

Sie schickte den Mißratenen auf Reisen. Er verausgabte das Zehnfache dessen, was ihre Generosität ihm zugebilligt. Er trat in den Heeresdienst; eine Weile schien es besser zu werden; sie atmete auf. Da kam das Verhältnis mit Anna Heinroth, einem Mädchen von befleckiem Ruf und dunkler Vergangenheit, das noch dazu fünf Jahre älter war als er. Sie erlangte eine geradezu unheimliche Macht über ihn; jedermann stand vor einem Rätsel, da sie weder schön, noch anziehend, noch begabt war. Seine Verschwendung stieg ins Wahnsinnige. Binnen wenigen Monaten hatte er sein ganzes Erbteil vergeudet. Der Einfluß jenes Weibes trat in jeder Äußerung hervor; sein Benehmen gegen die Mutter war das eines betrunkenen Reitknechts. Verdächtigungen, Vorwürfe, Wutausbrüche, Drohungen, Überfälle zu jeder Stunde des Tages und der Nacht; plötzlich, wie ein Donnerschlag, die Nachricht, daß er die Person geheiratet. Josephe weigerte sich, sie zu empfangen. In diesem Punkt blieb sie unerbittlich. Alles spitzte sich zur Katastrophe zu. Mit der Offizierslaufbahn war es natürlich nach der Eheschließung zu Ende. Gerüchte von Unregelmäßigkeiten tauchten zudem auf; um des Namens willen, des Vaters willen, verdienten Herrenhausmitglieds, dessen hohe Leistungen noch im Gedächtnis der Regierenden waren, hatte man davon abgesehen, ihn zur Rechenschaft zu verhalten. Er machte Schulden über Schulden. Josephe zahlte nicht mehr. Von Gläubigern und Geschädigten bestürmt, ließ sie ihn auf den Rat ihres Anwalts entmündigen. Er drang zur Abendzeit ins Haus, mit dem Revolver fuchtelnd, drohte, sie und sich zu erschießen, sie blieb steinern, da erpreßte er durch einen heuchlerischen Tränenstrom noch einmal eine große Summe. Kurz darauf beging er die Urkundenfälschung. Eine Stunde vor der Verhaftung gelang es Josephe und ihrem Advokaten,

nachdem sie eine ungeheure Kaution erlegt und beim Justizminister, einem ehemaligen Freund des Barons Eduard, gewesen waren, der Exekutivbehörde in den Arm zu fallen. Der Minister befahl Stephan zu sich. Er erschien, zerknirscht und trotzig, zitternd und verstört. Der Minister diktierte die Bedingungen, während Josephe halb ohnmächtig neben ihm saß. Eine letzte Abfertigung wurde gewährt. Jede Rückkehr aus dem Ausland, jede Verfehlung zog sofortige Sühne der verbrecherischen Tat nach sich. Da mußte er sich fügen. Da wurde Ruhe. Jahrelang war er verschollen.

In jener Zeit wußte Josephe nicht mehr, was Schlaf ist. Und in den Jahren, die folgten, fand sie Schlaf wenn nicht durch Medikamente nur bisweilen durch Zufall und Gnade. Dann durfte sich kein Fuß im Hause regen und keine Stimme flüstern.

Bei der Geburt dieses Einzigen hing ihr Leben an einem Faden. Die Kunst berühmter Ärzte rettete sie. Als sie genesen war, wagte sie das Kind nicht anzufassen. Als sie seiner als eines Lebendigen, ihr Zugehörigen, inne wurde, wagte sie es nicht zu lieben. Sie wagte nicht zu lieben: das drückt alles aus, was ihre Natur an Trübung und Ahnungslast zu tragen hatte. Nach fünfjähriger Ehe hatte sie ihn empfangen. Am Ende dieser fünf Jahre wunderte sie sich, daß sie noch existierte. Ihre Seele war wie mit einem Hammer zerhackt.

Dies war: man hatte es an sich gespürt; man hatte Tag um Tag und Stunde um Stunde damit verbracht. Man hatte geschwiegen und schwieg noch immer und würde voraussichtlich schweigen bis in die Ewigkeit. Da standen Möbel und hingen Bilder, die es gesehen hatten. Worte waren in die Tapeten hineingeschlüpft und moderten drin; die rückgreifende Erinnerung fand bloß Schutt; zwischen ihr und der Welt war unaufhebbare Einsamkeit wie meterdickes Eis.

Den Brief krampfhaft in den Fingern knitternd, erhob sie sich und schritt auf und ab. Zum zweitenmal wollte sie ihn nicht lesen. Der Geschmack von Zynismus, Roheit und Hohn, den sie davon behalten, machte sie elend. Aus wirren Überlegungen und verzerrten Erscheinungen schälte sich der Gedanke an das Kind heraus, das er ihr auf den Weg warf, der Verworfene. Sie schauderte. Aus ihm entstanden, dem Fluch ihres Daseins, der verkörperten Rache für die sündigste Schwäche, deren ein Weib schuldig werden kann, und es nehmen, pflegen gar, das hieß einen neuen Ring an die Kette des Leidens schmieden und Verschuldung ins Endlose fortsetzen. Was sollte von dorther anderes kommen als Unglück und Schlechtigkeit? Melandersches Blut, noch dazu vermischt mit dem vom Abschaum der Gosse.

An der goldgepreßten Tapete über dem Schreibtisch hing ihr Porträt, gemalt von Meisterhand, Frau von achtundzwanzig Jahren. Eine Norne. So hatte noch keine ausgesehen mit achtundzwanzig Jahren, welk und freudlos, die, umworben und über die gemeinen Geschicke erhöht, in beneidetem Reichtum lebte.

Schräg darunter, auf einem Ebenholzpostament, Eduard Melanders Büste, modelliert von Meisterhand, noch als Vierzigjähriger jugendlich schön, gewinnendstes Lächeln um die schmeichlerischen Lippen, die heitere Stirn unnahbar thronend, Schild des Vertrauens. Was soll man von Menschengesichtern erfahren, fragte sie sich bitter, wenn nicht einmal dem schauenden Abbildner offenbar wird, was hinter ihnen wohnt und geschieht? Er und sie eines Namens, im heiligsten Bund: Gott hätte es nicht zulassen dürfen. Das war ihr Einwand gegen Gott seit sechsunddreißig Jahren.

Sie öffnete die Tür und ging in den Nebenraum, wo es finster und kalt war, und ging weiter durch drei, vier finstere

und kalte Säle des alten Myliusschen Palastes und haderte und wollte sich die Verpflichtung abfeilschen, die ihr der Brief auferlegte, und suchte einen Ort, wohin der Ruf nicht drang.

Wunderliche Verhöre

Als sie in das Arbeitszimmer zurückkehrte, war ihr Entschluß gefaßt. Sie drückte auf die elektrische Klingel und blieb unbeweglich stehen, bis Fräulein Schönpflug erschien, ihre Haus- und Gesellschaftsdame, Faktotum auch in äußeren Angelegenheiten.

Sie schrieb die Adresse auf einen Zettel und sagte mit ihrer erloschenen Stimme und dem hilflos irrenden Blick: „Ich bin benachrichtigt worden, daß dort ein von seinen Eltern verlassenes Kind ist. Es muß heute noch abgeholt werden. Ein neunjähriges Mädchen. Fahren Sie also gleich hinaus, Elisabeth, und nehmen Sie es mit. Es kann einstweilen beim Hausverwalter unten einlogiert werden. Morgen früh rufen Sie das Dornbacher Heim an und fragen Sie, ob ein Platz frei ist."

Das Dornbacher Heim war eine der drei großen Stiftungen Josephes, Asyl für die Töchter ehemaliger Offiziere, reich dotiert, mit Gymnasialunterricht. Außerdem hatte sie noch ein Invalidenheim und ein Waisenhaus eingerichtet und erhielt diese Anstalten mit bedeutenden Geldopfern. Infolge der wachsenden Teuerung wurden aber alle ausgesetzten Mittel zu knapp, und hiedurch war sie unablässiger Sorge preisgegeben.

Da Fräulein Schönpflug zögerte und verstohlen auf die Uhr sah, es war schon spät, fügte Josephe hinzu: „Gut. Das

ist alles. Berichten Sie mir in jedem Fall, wie Sie das Kind angetroffen haben. Ich werde warten."

Fräulein Elisabeth wagte keinen Widerspruch. Hätte sie nicht den größten Teil der verflossenen Nacht damit zubringen müssen, ihrer Gebieterin vorzulesen, so hätte sie den Auftrag williger befolgt. Derlei Gänge zu abendlicher Stunde waren nichts Seltenes, und die Baronin stellte bisweilen schwierige Anforderungen an die in ihrem Dienste Stehenden. Es handelte sich meist um Kinder in gefährdeter Lage. Von verlorenen und verlassenen Kindern war die Stadt voll. Wie ein Orkan Schiffstrümmer an die Küste, so spülte die Zeit aus ihrem gurgelnden Strudel die jungen Seelen aufs Pflaster.

Als Elisabeth den Namen Heinroth las, stutzte sie. Zwar wußte sie nichts Bestimmtes; sie war erst vier Jahre im Haus; um die Vergangenheit der Herrin war Schweigen; doch von irgendwelchem Hörensagen war ein erinnernder Schall geblieben. Sie beschloß, den alten Kasimir auszuforschen, der, mehr Majordom als Diener, zu dessen Frau sie auch das Kind bringen sollte, bereits fünfundzwanzig Jahre und noch zu Lebzeiten des Barons seinen Posten versehen hatte.

Die Gespanntheit und der ruhlos flackernde Blick der Herrin veranlaßten Fräulein Schönpflug zu der sanften Mahnung: „Frau Baronin sollten schlafen gehn. Frau Baronin sind übermüdet. Ich werde gewiß alles aufs beste besorgen."

„Ach schlafen," warf Josephe tonlos hin; „vielleicht wäre es gut, zu schlafen, aber wie ist es möglich? Wie können Menschen schlafen in einer solchen Welt!"

Eigentümlich verstummt innen, während Stunde auf Stunde abklang, wartete sie auf die Rückkehr des Fräuleins,

und es war nahe an Mitternacht, als es an die Tür pochte und Elisabeth eintrat, schüchtern und belebt. Ihr unschönes Gesicht war förmlich aufgefrischt, in den sonst farb- und ausdruckslosen Augen war ein heiterer Glanz. Sie sah aus wie nach einem eifrigen und lustigen Gespräch, wie nach einer ungewöhnlich aufmunternden Erfahrung. Josephe wandte den zaghaft-prüfenden Blick rasch von ihr ab, denn sie fürchtete jedes der noch nicht gesprochenen Worte. Sie mißtraute aller freudigen Bewegung; sie glaubte an Freude nicht, und in dem Geschehnis dieses Abends lag für sie nur Drohung und lebensalter Schmerz.

Elisabeth meldete zunächst, sie habe das Kind mitgebracht und, wie befohlen, bei Kasimirs Frau, die sie vorher verständigt, abgegeben. Frau Baronin habe zu wissen verlangt, wie sie die kleine Fanny angetroffen habe. Durchaus nicht, wie man vielleicht denken sollte, als das unglückliche Wesen, das sich in Gram über seiner Eltern Flucht verzehrt, durchaus nicht. Hier winkte Josephe scheu ab, als sei sie nicht darauf erpicht, mehr zu hören, aber Elisabeth übersah die Gebärde und verfiel in ein kleines, vom Untergebenenstandpunkt aus unanfechtbares Lachen. Es scheine nicht, fuhr sie fort, als ob das Verhältnis zu Vater und Mutter ein besonders inniges sei, namentlich zur Mutter nicht; im Gegenteil scheine das Kind weder Zärtlichkeit und Sorgfalt erfahren, noch Liebe und Zutrauen geschenkt zu haben.

„Ich verstehe Ihre gehobene Stimmung nicht, Elisabeth," sagte Josephe stirnrunzelnd, „ich verstehe das wirklich nicht."

„Es war so seltsam, Frau Baronin," entschuldigte sich das Fräulein und bemühte sich, die mißfällig bemerkte Angeregtheit zu dämpfen; „alles war so überraschend; ich war nicht darauf vorbereitet. Ein seltsames Kind, eigentlich ein wunderbares Kind, wenn ich mir ein Urteil erlauben darf.

Frau Baronin sollten das Kind unbedingt zu Frau Baronin kommen lassen. Ich sage nicht zu viel."

Josephe erwiderte kalt: „Nein. Ich will es nicht sehen. Es hat auch keinen Zweck. Und nun gehn Sie zur Ruhe, Elisabeth. Sie können mir morgen erzählen, was Sie noch zu erzählen haben. Bei Tag nehmen sich die Dinge nüchterner aus." Und sie dachte geringschätzig: solche muß ich um mich dulden, die weder Takt, noch Geist, noch Nerven besitzen; welche Pein. Dennoch hatte sie die treue und bescheidene Dienerin gern.

Was war es aber, wovon das etwas angesäuerte Fräulein Schönpflug zu Ausbrüchen einer für ihre Verhältnisse lärmenden Verwunderung und Heiterkeit getrieben worden war? Es kam nur nach und nach ans Licht, nur stückweise konnte sie der Herrin das Erlebte mitteilen, das am folgenden Tag, vor und während der Fahrt in die Anstalt, noch um einige charakteristische Einzelheiten vermehrt wurde. Josephe gab sich den Anschein der Gleichgültigkeit oder verstand es jedenfalls, ein Interesse, das sich widerwillig einstellte, zu verbergen. Hie und da lenkte sie ab, als sei sie gelangweilt von dem Thema, aber wenn Elisabeth, immer mit demselben Lächeln leisen Staunens, wieder davon zu sprechen begann, bequemte sie sich zum Zuhören, ohne daß sich in ihrem fahlen Antlitz eine Miene veränderte.

Es war halb elf gewesen, als Elisabeth in das bezeichnete Haus kam. Sie bat die Frau, die ihr öffnete, sie hinauf zu begleiten, denn sie dachte, das Kind schlafe bereits, und sie wußte nicht, an wen sie sich wenden sollte. Aber als sie oben vor der Stubentür stand, schallte helles Gelächter heraus. Es waren die beiden Nachbarfamilien von links und rechts darin versammelt, ein Briefträgerehepaar mit zwei Mädchen und ein Setzer mit seiner Frau und drei Kindern. Fanny hatte

den Abend abwechselnd bei ihnen zugebracht und war über die Maßen lebhaft und ausgelassen gewesen. Die Eltern Heinroth waren am Vormittag abgereist, und um dem Kind die Vorbereitungen zu verhehlen, hatten sie es am Abend vorher in die Wohnung einer Bekannten geführt, einer in der Nähe wohnenden Wäscherin. Als Fanny dann am Mittag zurückkehrte, fand sie einen Brief des Vaters mit etwas Geld darin und der Mahnung, sich nicht zu ängstigen, sie werde alsbald abgeholt werden und in ein schönes Haus kommen. Da weinte sie ein wenig, war aber gleich wieder ruhig. So der Bericht der Leute.

Als Elisabeth ins Zimmer trat, saß Fanny auf dem Tischrand, die Füße auf einem Stuhl, um die Schultern einen verschlissenen grünen Schal, den ihre Mutter zurückgelassen, und über den grünen verblaßten, löcherigen Schal fiel in quellender Flut das aufgelöste Haar wie ein blonder Katarakt herab. War schon dieser Anblick, vereint mit dem zarten ovalgeschnittenen, rosig überhauchten Gesichtchen in solcher Umgebung aufs äußerste überraschend, in der ärmlichen Stube waren nämlich bloß noch die nackten Wände und das Dürftigste an Mobiliar, so war es noch vielmehr die Korona der lauschenden und lachenden Zuhörer, darunter vier Erwachsene, denn Fanny, anstatt zu Bett zu gehen, wozu man sie endlich überredet und herübergebracht hatte, erzählte ihnen, was sie zu tun gedenke und daß es ihr Plan sei, nach der Insel Schweden sich durchzuschlagen, wo, wie man ihr gesagt habe, die Sonne das ganze Jahr nicht untergehe und den Kindern jeder Wunsch, kaum daß sie ihn genannt, erfüllt würde. Zum Beispiel gebe es dort Prinzen in Hülle und Fülle, die man heiraten könne, auch büken die Bäcker jeden Tag Semmeln, Fleisch sei im Überfluß vorhanden und kein Mensch trage zerrissene Schuhe. Sie wisse einen Ort, von

welchem aus man mit dem Luftschiff hinfahren könne; um den zu erreichen, müsse man aber zehn Tage und zehn Nächte unaufhörlich wandern, und der Luftschiffer, der selber ein heimlicher Schwede sei, nähme einen nur dann als Passagier auf, wenn man drei Fragen beantworten könne. Diese Fragen lauteten: wie sieht der liebe Gott aus? wo hat die Welt ein Ende? wie wächst ein Baum?

Dies alles begleitete sie mit erregten Gesten, der frische Mund lächelte über schneeweißen Zähnchen, die dunkelgrauen Augen sprühten wie Leuchtfeuer, und indes Elisabeth noch verblüfft auf der Schwelle stand, erhob sich Fanny, stellte sich auf den Stuhl und rief spöttisch: „Könnt ihr das beantworten? Wißt ihr nur eins von den drei Sachen? Seht ihr, wie ungebildet ihr seid. Da könnt ihr auch niemals auf die Insel Schweden kommen." Es war nicht ganz leicht zu ergründen, weshalb die beiden Männer und beiden Frauen und außerdem die fünf Sprößlinge in wahre Salven von Gelächter ausbrachen; vielleicht dünkten sie sich in ein Theater versetzt; vielleicht war ihnen in ihrer Naivität dies alles so kitzelnd-fremdartig, Wort, Gebärde, Sinn und der ganze Zauber, der von der kleinen Person ausströmte; genug, sie wollten sich ausschütten vor Lustigkeit, und die Weiber quietschten förmlich. Elisabeth machte aber dem schnell ein Ende, indem sie den Zweck ihres Kommens verkündete. Fanny sträubte sich nicht im mindesten, mit ihr zu gehen. Sie nahm es als etwas Selbstverständliches, streifte den armseligen Prunkschal ab, stellte sich vor Elisabeth hin, sah ihr ernsthaft ins Gesicht und schlüpfte dabei in das dünne Stoffmäntelchen, das ihr die Tochter des Setzers reichte. Die Leute waren auf einmal wie beschämt still geworden, der jähe Abschied ging ihnen sichtlich nah, Fanny winkte allen zu, versprach, sie bald zu besuchen und trippelte munter mit

ihrer Führerin die Treppe hinab. Es erwies sich, daß die Straßenbahn nicht mehr fuhr; sie mußten den weiten Weg zu Fuß gehn. Da begann Fanny zu fragen und zu plaudern, unermüdlich, voller Zutraulichkeit, das Klügste und Drolligste durcheinander, versuchte, es war eine helle Nacht, die Sterne über der Häuserschlucht zu zählen, nannte Namen von Menschen, Orte, wo sie gewesen, wollte wissen, ob man sterben müsse, wenn man drei Tage lang nichts esse, ob es dort schöne Geschichtenbücher gebe, wohin sie jetzt komme, schien dann doch müde zu werden und sagte halb lachend, halb seufzend, als sie eine etwas abschüssige Gasse hinuntergingen: „Wie komisch; die Erde will, daß ich schnell gehe, und die Füße wollen, daß ich langsam gehe."

Die Hausverwalterin hatte am Morgen händezusammenschlagend zu Elisabeth gesagt: „Was ist denn das für eine närrische kleine Hexe, die Sie mir da gebracht haben!" Bis gegen zwei Uhr war Fanny munter gewesen, hatte tausenderlei zu wissen begehrt und immer wieder neugierig nach der Frau Baronin gefragt, der das schöne Haus gehörte; wie sie aussehe, was sie tue und wie alt sie sei. Als das Kind endlich eingeschlummert, habe sie ihren Mann gerufen, damit er es im Schlaf betrachten könne, denn sie lag in den Kissen wie ein Engel. Da die Vorsteherin des Heims sich erbötig gemacht hatte, den Schützling Josephes sogleich aufzunehmen, hatte Elisabeth ungesäumt alles dafür vorbereitet. Von dem Bad und der Ankleidungsszene konnte sie nicht genug erzählen; der wunderbare schlanke kleine Körper; Schultern, Hände, Füße einer Miniaturvenus; dies Plätschern, Lachen und Zwitschern; die erstaunliche Pracht der mattgoldenen Haare, als sie mit vieler Mühe gewaschen und getrocknet waren; der Jubel dann über die neue Wäsche, das neue Kleid, dieses Glück, unter dessen Wucht sie auf einmal still und andächtig

wurde. Draußen im Heim hatte Elisabeth sie der Oberin besonders ans Herz gelegt; sie hoffte, damit den Absichten der Frau Baronin nicht vorgegriffen zu haben. Sie sagte, sie habe sich schwer von Fanny getrennt, und legte bei diesen Worten ein Gefühl an den Tag, das Josephe übertrieben finden wollte; sie bat sogar um Erlaubnis, das Kind von Zeit zu Zeit besuchen zu dürfen. Josephe konnte ihr den Wunsch nicht abschlagen, blieb aber zurückhaltend; sie dachte: Strohfeuer hat kurzen Bestand, und äußerte, man müsse erst warten, wie sich das Mädchen in der Anstalt führe und welche Auskunft man bekomme. Übrigens habe man sein Augenmerk noch auf viele andere zu richten und an Geschäften sei kein Mangel. Elisabeth schüttelte den Kopf; sie fand ihre Herrin auffallend hart.

Doch so war es natürlich nicht in Wirklichkeit. Josephes Stimmung war unendlich gedrückt. Allgemeine Trauer über den Zustand der Dinge, von dem sie bessere Kenntnis hatte als irgendeine Frau ihrer Klasse, war vermehrt durch ein Besonderes, von dessen Beschaffenheit und Einfluß auf ihr Leben sie sich nicht Rechenschaft zu geben getraute und das ihr Gewissen beunruhigte. Die Vorstellung des Geschehenden ging bei ihr über die Grenze der Selbstbewahrung, und sie stand eigentlich in der Welt mit einem vor Angst und Abscheu zerfleischten Herzen. Es war ein Fehler des Schauens und Empfindens dabei; durch die vielfachen Erfahrungen menschlicher Bedrängnis, bei denen sie täglich helfend eingriff, obgleich sich täglich die Aussicht auf Beseitigung auch nur kleiner Übel verminderte, war ihr Gemüt überlastet. Sie hatte in ihrem Dasein bloß seelische Not gekannt, allertiefste freilich: die physische summierte sie nun dazu und schloß sie in dumpfer Verantwortlichkeit in ihre Brust mit ein. Sie unterschied nicht mehr, verteilte nicht mehr, und der Niederbruch der

Existenzen, die beständige Zeugenschaft von Zerstörung und Verzweiflung in diesen letzten Jahren räderte sie gleichsam bei lebendigem Leibe, so daß sie sich kein Aufatmen mehr gestattete, auch wenn sie hätte aufatmen dürfen, keinen lichten Gedanken, kein inneres Erschlaffen und außer der Musik, die sie mit der ganzen Kraft ihrer hoffnungslosen Einsamkeit liebte, auch keinen Genuß.

Ihre Leute bekamen es zu spüren, und jetzt doppelt in ihren zerrüttenden Zweifeln. Sie war hinter jedem einzelnen her und hatte hundert Dinge anzuordnen, die im Grunde überflüssig waren. Nur tätig sollten sie sein, ihre Pflicht erfüllen, zur Verfügung stehn. Dabei vergaß sie oft die Gesichter, die Eigenschaften, die Befugnisse, die Namen dieser Menschen, widerrief Befehle, die sie gegeben, befahl, was sie eben widerrufen, klagte, wie schlecht sie bedient sei, während alle sich auf ihren Wink die Füße abliefen, und war von allen zugleich gefürchtet und verehrt, verwünscht und bemitleidet.

Fräulein Schönpflug ließ keinen Tag verstreichen, ohne sich nach Fannys Befinden und Verhalten zu erkundigen, und wenn sie ein paar Stunden erübrigen konnte, fuhr sie selbst hinaus oder verschaffte sich listig einen Vorwand, um in Josephes Auftrag das Heim zu besuchen. Josephe durchschaute ihre Beweggründe wohl, hütete sich aber, von Fanny zu sprechen. Sie verließ sich auf Elisabeths Mitteilsamkeit, doch diese, sei es, daß sie sich ärgerte über den von ihrem eigenen Enthusiasmus so grell abstechenden Teilnahmemangel der Baronin, sei es, daß sie in ihrer betonten Bescheidenheit des Guten zuviel zu tun fürchtete, sei es schließlich, daß sie die Herrin reizen und es darauf ankommen lassen wollte, zum Reden aufgefordert zu werden, verfiel von einem gewissen Tag ab in beharrliches Schweigen. Sie beobachtete, aber sie war nicht sehr klug und zog falsche Schlüsse; Kasimir hatte

ihre Neugier nicht zu befriedigen vermocht oder, gewiegter Diplomat, der er war, schützte in betreff des Namens Heinroth Unwissenheit vor.

Eines Abends geschah es dann, daß Josephe in beiläufigem Ton fragte, ob Fanny Verwandte in der Stadt besitze, ob ihr davon etwas bekannt sei und ob sie sich darüber geäußert habe. Elisabeth verneinte, und zwar so rasch und unbefangen, daß in Josephe kein Zweifel war, man habe das Kind wirklich über seine Abstammung im Dunkel gelassen. Das erleichterte sie sehr.

Eine Weile verging, dann fragte sie weiter, wie es Fanny gehe? O, es gehe ihr vortrefflich, war Elisabeths hurtige Antwort. Ob sie gern im Heim sei? Sehr gern, Frau Baronin, wenigstens soviel man urteilen könne. Was die Majorin, was die Lehrerinnen, was die Kameradinnen über sie sagten? Das Verschiedenste, Frau Baronin, wirklich das Allerverschiedenste, man könne sich keine weiter auseinandergehenden Meinungen denken. Wieso das? fragte Josephe verwundert, sei sie also doch kein solcher Ausbund prächtiger Eigenschaften, wie Elisabeth zu Anfang geglaubt? habe sich die Enttäuschung bereits eingestellt? Gewiß nicht, Frau Baronin, da irrten Frau Baronin gewaltig; aber Fanny sei ein Wildfang; sie ertrüge Fesseln schwer; wenn jemand seine Würde oder sein Recht ihr gegenüber zu stark hervorkehre, bemächtige sich ihrer eine respektlose Spottsucht; lernen wolle sie, aber frei; gehorchen wolle sie, aber aus Einsicht; alle liebten sie, aber manchmal bringe sie die ganze Anstalt durcheinander, und sie habe schon empfindliche Strafen erdulden müssen, demütigende Strafen, unter denen sie leide.

Damit war das Gespräch zu Ende, und Josephe schaute vor sich hin mit dem nervösen Zucken der Lider, von dem Elisabeth wußte, daß es auf angestrengte Gedankenarbeit

deutete. Es war genug weiblicher Instinkt in ihr, daß sie eine mit Willensmacht verschlossene Qual spürte. Sie forschte und forschte und sann und sann, doch der richtigen Fährte, die sich ihr mehr als einmal bot, folgte sie nicht, vielleicht aus Rücksicht bloß. Sie schreckte davor zurück, den Vorhang zu heben, den Josephe, sie mußte wohl wissen warum, vor ihr Leben gezogen hatte. Denn sie vergötterte ihre Herrin im Grund ihrer einfachen Seele.

An einem andern Abend, beim Tee, begann Josephe abermals zu fragen; ziemlich unerwartet. Sie hatten beide die Verrechnungen der drei Anstalten geprüft, und Josephe hatte zum Schluß schmerzlich bewegt ausgerufen, wenn es so weitergehe mit den Preisen und Löhnen, müsse sie in einigen Monaten die Zuschüsse einstellen. Elisabeth hatte zaghaft erwidert, Frau Baronin habe ja jetzt mit Herrn Valerian de Groot korrespondiert, und er habe ihr zugesichert, sein Konzert zugunsten ihrer Institute abzuhalten; man könne doch erwarten, daß ein so berühmter Künstler sich als hinlänglich zugkräftig erweisen würde, um dem wohltätigen Zweck eine beträchtliche Summe zu gewinnen. Josephe sagte achselzuckend, das sei alles zu wenig; sei es heute viel, morgen sei es zu wenig; ihr sei zumut wie einem, der sich aus dem Sumpf herausarbeiten wolle und bei dieser Anstrengung immer tiefer drin versinke. Darauf hatte sie geschwiegen, und dann hatte plötzlich wieder das seltsame, bohrende, eigensinnige Fragen über Fanny angefangen.

Elisabeth habe doch nun Zeit und Gelegenheit gehabt, sich ein Urteil über Fanny zu bilden (nie sprach Josephe den Namen Heinroth aus, das war Elisabeth schon aufgefallen); ob sie ihr nun etwas Stichhaltiges über die Charakterbeschaffenheit des Kindes zu sagen vermöge, etwas Abschließendes, woraus man sich ein Bild machen könne.

Elisabeth überlegte. Das einfachste wäre, sie ginge selbst hin und sähe sich das Mädchen an und verschaffte sich an Ort und Stelle Klarheit, dachte sie; warum tut sie das nicht? was hindert sie? Der Unwille zwang sie, mit gesenktem Kopf zu antworten. Was Frau Baronin von ihr verlange, sei nicht leicht; sie verstehe sich nicht so genau auf Menschen, sie könne kaum ihre Eindrücke wiedergeben.

„Nun, ich will Ihnen helfen", sagte Josephe; „finden Sie sie leichtsinnig?" Elisabeth preßte den silbernen Teelöffel an ihre Wange und stotterte. „Oder eitel und flatterhaft?" Elisabeth zog ratlos die Brauen hoch. „Lügt sie?" fragte Josephe auf einmal herrisch und ungeduldig. Da errötete Elisabeth und versetzte erschrocken: „Nein, ich glaube nicht. Ich glaube, sie ist zu stolz dazu." Josephe lehnte sich im Sessel zurück, blickte zur Decke und fuhr hartnäckig in ihrem Verhör fort. „Ist sie bildungsfähig?" Elisabeth erwiderte unsicher: „Meinen Frau Baronin, ob sie fleißig lernt? Ja, ganz ungewöhnlich fleißig, obwohl sie zuweilen mal mit offenen Haaren auf einen Baum klettert und sich recht ungebärdig oben aufführt, recht disziplinwidrig, wie Frau Majorin behauptet; die Haare offen zu tragen, hat man ihr streng verboten, und jeden Tag übertritt sie das Verbot; leider." Elisabeth, aus einem ihr selbst nicht faßlichen Grund, war dem Weinen nah. Josephe beachtete es nicht; sie beugte sich vor, ergriff Elisabeths linke Hand beim Gelenk, drückte sie so heftig, daß jene erblaßte, und fragte eindringlich: „Hat sie Herz? Ist alles was sie treibt und was Sie mir so redselig anpreisen eine amüsante Komödie, Sie wissen, auch Kinder spielen Komödie, oder hat sie Herz?"

Elisabeth fing den Blick der unruhigen glanzlosen Augen wie hypnotisiert auf und antwortete ängstlich: „Ich weiß es nicht, Frau Baronin. Lieber würde ich aus dem Fenster

springen, als daß ich Frau Baronin wissentlich etwas Falsches sage. Ich weiß es bei Gott nicht. Ich weiß nur, es ist ein richtiges blühendes lebendiges Menschenwesen, bei dem man fühlt, daß man selber ein Herz hat."

Josephe erhob sich und ging zum Fenster. Die Antwort hatte ihr gefallen. Sie stand lange stumm, dann kehrte sie zum Tisch zurück und sagte: „Schön. Wir werden sehen. Ich will hinausfahren und sie kennen lernen. Aber noch nicht sogleich," wehrte sie schwach lächelnd eine freudige Bewegung Elisabeths ab, „noch nicht morgen und übermorgen. Ende nächster Woche ist de Groots Konzert, dafür haben wir noch manches zu regeln; danach will ich mich entschließen." Sie machte eine Pause und fügte mit eigentümlich durchzitterter Kälte hinzu: „Vielleicht, meine liebe Elisabeth, ist es überflüssig, Ihnen zu erklären, warum das alles so sonderbar und unnatürlich ist. Ein wenig Scharfsinn und ein Wort von irgendeinem, und es liegt offen zutage. Darüber reden kann ich nicht. Und schauen Sie mich auch nicht so an, wie Sie mich jetzt anschauen; das ist schon zuviel. Man muß genau das verbergen können, was man Schmerzliches vom andern weiß."

Da schlug Elisabeth die Augen nieder.

Unerwarteter Ausgang eines pädagogischen Unternehmens

Da Valerian de Groot seit acht Jahren nicht mehr auf dem Kontinent gespielt hatte, war der Saal, in welchem er sein Konzert gab, trotz der enormen Eintrittspreise zum Bersten voll. Unter dem Publikum waren nur wenige, die den weltberühmten Geiger noch in jener Zeit gehört hatten,

wo man Musik mit andern Sinnen und andern Erwartungen aufnahm als in der jetzigen. Es war bei den von Natur Empfänglichen ein Unterschied wie zwischen der spannenden und aufgeregten Schilderung einer gefährlichen Seefahrt und dieser Seefahrt selbst.

Vielleicht gerade deswegen machte sich bei den entscheidenden Zuhörern ein gewisses Gefühl der Enttäuschung bemerkbar. Es lag nicht an dem Argwohn gegen einen lange nicht überprüften Ruhm oder an dem stets verletzenden Mißverhältnis, das zwischen schreiender Reklame und selbst der bedeutendsten Leistung klafft; die Umstände trugen hier im Gegenteil dazu bei, eine dankbar begeisterte Hörerschaft zu bilden, namentlich die Bereitwilligkeit, mit welcher sich Valerian de Groot in den Dienst einer sozialen Hilfsaktion gestellt hatte. Aber unverkennbar war der Bruch in de Groots Spiel, und so tiefen Eindruck auch seine Persönlichkeit machte, sein bloßes Auftreten schon, die edle Haltung, so ergreifend er auch dies oder jenes Stück, eine Kantilene, eine melodische Figur, ausführte, dem geschulten Ohr konnte es nicht entgehen, daß der Mann und sein Werk in irgendeiner Weise gespalten waren, wie wenn Müdigkeit oder Gleichgültigkeit oder eine geheimnisvolle Abkehr die reine Wirkung nicht zuließe. Die große Menge freilich tobte.

Da er erst am Morgen des Konzerttages aus London angekommen war, hatte ihn Josephe noch nicht gesprochen und sich damit begnügen müssen, ihn an der Spitze ihres Komitees zu begrüßen. Sie hatte ihn zehn Jahre nicht gesehen und war erschrocken über den Anblick eines alten Mannes, den der kaum Dreiundfünzigjährige bot. Es beschäftigte sie noch, als er auf dem Podium erschien, von Beifall umdonnert, und beinahe vorwurfsvoll fragend waren ihre Blicke auf die überschlanke Gestalt gerichtet, das eisgraue Haar unter dem

gewaltigen Schädel, den frauenhaften, streng verschlossenen Mund, die matten kleinen Augen unter starkbuschigen farblosen Brauen. Dermaßen war sie von ihrem quälenden Grübeln hingenommen, daß es ihr unmöglich war, ihre Aufmerksamkeit, wie sie so sehr wünschte, auf die Musik zu sammeln.

Die Jahre falteten sich auseinander, und in der traumhaften Ferne zeigte sich das Bild des Knaben Tino, auf ein Lager geworfen, das bloß noch einen entseelten Körper trug. Achtzehn Monate hatte es gedauert, bis die Folgen jener unheilvollen Nacht verwunden waren, durch die Josephe in den Bezirk seines Daseins gezogen wurde. Dann kam eine Zeit, wo der zerschmetterte Geist sich plötzlich wie durch ein Wunder aufrichtete und zehnfach wiedergewann, was ihm durch verbrecherische Tat geraubt worden war. Josephe war damals fast täglich um ihn, mit der Mutter behütete sie das kostbare Leben, und der Knabe schloß sich mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an sie an. Es erwies sich als notwendig, daß die Mutter mit ihm aufs Land zog. Die kleine Rente, die Eduard Melander bis zu seiner Genesung ausgesetzt, wurde durch Josephes Vermittlung auf weitere drei Jahre verlängert. Der nun Wille und Ziel bekundende Knabe wünschte in Italien zu studieren, ihn verlangte nach Sonne und Licht in jedem Betracht, und er ging nach Bologna aufs Konservatorium. Nach einem Jahr starb dort die Mutter. Bei seinem ersten, noch wenig beachteten öffentlichen Auftreten in Mailand machte er die Bekanntschaft eines Holländers namens de Groot, der ein Sonderling und Musikenthusiast war. Er wurde Freund, Impresario, bis zur Verschwendung freigebiger Mäzen des jungen Künstlers, der ihn gleichfalls liebte und seinem durchgebildeten, obschon etwas abseitigen Geschmack in der Folge viel zu verdanken hatte.

De Groot umgab ihn mit Luxus, ebnete ihm die Wege und adoptierte ihn schließlich, denn es war sein beglückendster Traum, daß der raschaufstrahlende Stern am Himmel der Kunst seinen Namen tragen sollte, Valerian de Groot. Dem Jüngling fiel es leicht, ihm zu Willen zu sein; nichts verpflichtete ihn einem Namen, der ihn nur an eine trübe Kindheit band. Drei Jahre genoß de Groot den Ruhm des Adoptivsohnes; das Vermögen, das er ihm hinterließ, wurde von den Brüdern umstritten: sie drohten mit Prozeß, der Angefeindete warf ihnen mit einer großen Geste das Erbe hin und bedang sich nur das alte Haus in Brügge als Eigentum aus, in dem sich die reichhaltige Bibliothek des Verstorbenen befand.

Es begann nun das ruhelose Wanderleben des Virtuosen, Jahre und Jahre hindurch. Um die Zeit seiner Namensänderung hatte er an Josephe geschrieben, und sie standen dann in einem dauernden Briefwechsel, der von Josephes Seite karg, obwohl voller Anteil, von seiner mit der unveränderlichen Treue der Dankbarkeit geführt wurde. In allen bestimmenden Epochen seines Lebens wandte er sich an sie, in der er trotz des geringen Altersunterschieds die mütterliche Freundin sah, und der Ton seiner Briefe war voll Ergebenheit und Verehrung. Er erzählte, er klagte, er trug ihr seine Sorgen vor, meldete ihr seine Triumphe und wunderte sich niemals, daß sie nicht mit gleicher Offenheit erwiderte und er über ihre Existenz nichts erfuhr als das Alleräußerlichste. Im Abstand von Jahren sahen sie sich, in Paris, in London, in Berlin, in Rom, in Wien; es war stets die wohltuendste ritterliche Freundschaft, die er ihr entgegenbrachte. Seine Kraft und Elastizität schienen allen Angriffen der aufreibenden Lebensführung zu trotzen; doch erinnerte sich Josephe, daß er schon auf der Höhe seiner Erfolge mit Ungeduld und

Widerwillen von der Hohlheit seines Zigeunerdaseins gesprochen hatte; wie es ihn ermüdete, immer wieder dieselben aufgeregten und durstig lauschenden Menschengesichter zu sehen, dieselben Verbeugungen zu machen, dieselben Grimassen zu schneiden, dieselben Programme herunterzuspielen, dieselben Lobeserhebungen zu hören, dasselbe Zeitungsgeschwätz zu lesen, bei denselben Diners und Soupers zu sitzen, denselben Hader mit Agenten und Unternehmern auszutragen, Winter um Winter, Jahr um Jahr. Nächte auf Eisenbahnen und in Hotels verbringen zu müssen, Wochen auf Schiffen, Monate in fremden Ländern, wieder und wieder, unabsehbar. Und die Einsicht, daß eben gerade dies sein Leben sei, dies und nichts anderes und ihn der Ekel davor nicht hinderte, es mit allen Fasern und Atemzügen begierig zu leben, begierig in einem Maß, daß er es so wenig mehr missen konnte wie ein Säufer das tägliche Quantum Alkohol.

Vor dreiundzwanzig Jahren hatte er in Baltimore geheiratet, war dann in sein ererbtes Haus nach Brügge gezogen und hatte die belgische Staatsbürgerschaft erworben, aus Laune, aus Überdruß am Vagabundieren, aus Sehnsucht nach einer Heimat. Das Zusammenleben mit der verwöhnten und eitlen Frau erwies sich als unmöglich, jedes ging seiner Wege, zwei Söhne, die der Ehe entsprossen waren und an denen er abgöttisch hing, verblieben ihm. Er ließ sie in Cambridge erziehen, sie entwickelten sich zu prächtigen Menschen, oft schrieb er über sie an Josephe, sie waren sein Stolz und sein Glück. Im Krieg verlor er sie beide und auf einmal. Da hatte er von einem Tag zum andern weiße Haare bekommen. Und seitdem hatte Josephe nichts mehr von ihm gehört.

Als er am späten Vormittag des nächsten Tages vor ihr saß, die spindeldürren Beine seltsam umeinandergeschlungen,

die feinen weißen Hände leicht gefaltet, sagte er in jenem fast unterwürfigen Ton, den er seit alten Zeiten gegen Josephe anschlug, und der zu seiner herrischen und überlegenen Haltung schlecht paßte: „Ich danke Ihnen, Baronin, daß Sie mir das offizielle Frühstück erspart haben. Es war mir sehr darum zu tun, mit Ihnen allein zu sein."

Josephe äußerte, etwas befangen, ihr Entzücken über den gestrigen Abend. Er wehrte mit einer geringschätzigen Handbewegung ab. Er sprach von ihrer Schwester, Lady Esther Whincherley, die er in London gesehen und die noch immer ein großes Haus führe, noch immer, trotz ihrer vorgeschrittenen Jahre, durch ihren abenteuerlichen Wandel alle Zungen beschäftige. Auch die andere Schwester, verwitwete Frau von Allthann, oder Madame Aimée d'Allthan, wie sie sich jetzt nenne, habe er dort getroffen, aber leide müsse er gestehen, daß er nicht nur eine gebrechliche, von Morphium zerrüttete Greisin gefunden, sondern daß auch ihre Hundeliebhaberei, die seit Jahrzehnten das Gespött zweier Hauptstädte bilde, recht bedenkliche Formen angenommen habe.

„Ja, sie hat ihr ganzes Vermögen für ihre Hunde verschwendet", bestätigte Josephe mit bitterem Lächeln. „Menschen sind ihr nichts. Nie hat sie eine Regung für einen Menschen gefühlt, ob Mann oder Weib. Mit Hunden treibt sie den Kultus einer Wahnsinnigen. Das ist leider seit vielen, vielen Jahren so. Zehn ihrer Favorithunde bewohnen ein Palais im Faubourg, und jeder einzelne hat einen besondern Lakaien zur Bedienung und ein goldenes Lager zum Schlafen. Am Tag des Kriegsausbruchs kaufte sie einen Booley für hundertsechzigtausend Francs. Ja, das ist aus Aimée geworden."

Valerian senkte den Kopf. „Das ist aus Aimée geworden," wiederholte er heiser auflachend, „und das ist aus der schönen

Esther geworden. Und was ist aus uns geworden, teure Baronin? was ist aus unserer Welt geworden?" Er sah sie unter den buschigen Brauen hervor sonderbar zornig an, dann schlug er die Hände an die Schläfen und brach in ein hartes, trockenes Schluchzen aus.

Josephe rührte sich nicht. Ein Zittern lief ihr über den Rücken.

Den Kopf zurückwerfend, daß die Haare flogen, sagte er mit dem nämlichen zornigen Blick: „Wer ist Aimée d'Althan? Und wer ist Lady Esther Whincherley? Wer sind sie schließlich, daß wir uns um sie kümmern sollten? Aber wer bin ich? Sehen Sie mich an! Was ist aus mir geworden? Eine traurige Ruine. Ein Zerrbild meiner selbst."

Schüchtern streckte Josephe die Hand aus und wollte trösten. Auch ich habe Unersetzliches eingebüßt, wollte sie sagen, aber die Lippen brachten keinen Laut heraus.

Er erriet ihre Absicht. „Nicht das, Baronin," fuhr er trübe fort, „nicht das. Sie denken an den Verlust, den ich erlitten habe. Aber das ist es nicht. Darüber jetzt noch zu klagen, wäre kindisch. Zwei Menschen; gut; meine einzigen zwei Menschen; gut. Vielleicht existiert irgendwo ein Wesen, das mit nicht geringerem Recht sprechen kann: meine zwei Millionen Menschen. Aber das ist es nicht. Sechs Jahre sind vergangen, der Rest spult sich von selber ab. Man findet sich. Jeder Tag ist ein souveräner Herr und kommandiert uns zum Rapport. Das erfahren Sie doch auch, Sie Dienstbereite. Sei da, heißt es, und man ist da. Niemand kann leugnen, daß ich da bin."

Er erhob sich, schritt quer durch den Raum, dann schleuderte er sich wieder in den Sessel. „Vor zehn Jahren noch, verehrte Baronin," grollte er mit dunkler Stimme, die nichts Unterwürfiges mehr hatte, „vor zehn Jahren noch konnte

ich mir eine Mission glauben machen. Ich konnte mir vorlügen: du hast ein Ideal, du wirkst für deine Kunst, du gibst den Menschen Speise für ihre Seelen, du baust sozusagen an einem unsichtbaren Tempel. Das war möglich, trotzdem man, was Schwindel und Spiegelfechterei an dem Gewerbe war, in- und auswendig kannte. Heute aber liegt das Fahrzeug, das damals noch mit geschwellten Segeln fuhr, als erbärmliches Wrack im Sande. Keine Hoffnung, daß es je wieder seetüchtig wird. Was der Sturm übrig gelassen, haben die Würmer vollendet. Keine Hoffnung, daß wir je die geliebte Küste von Ithaka erreichen. Die Steuerleute sind ertrunken, der Kapitän hat keine Autorität mehr, die Schiffbrüchigen fangen an zu rasen und sich gegenseitig zu zerfleischen. Wollen Sie, daß ich die Musik dazu mache, beste Freundin? Bloß ein Totentanz läßt sich dazu aufspielen." Höhnisch trällerte er die Anfangstakte der „Danse macabre" von Saint-Saens und lachte dröhnend, wobei er sich auf die Schenkel schlug.

Mutlos wandte Josephe ein, daß ihn doch gerade der gestrige Abend belehrt haben müsse, wie aufgeschlossen alle Herzen und wie erschütternd fast die Dankbezeugungen für den seien, der sie aus der finstern Zwangshaft der Alltäglichkeit, für Augenblicke nur, erlöse.

„Kommen Sie mir nicht damit," brauste Valerian auf; „das sagt ihr alle, ich hörs von links und rechts, aber mit derlei Rührseligkeiten kann man einen alten Fuchs wie mich nicht fangen. Wissen Sie, was es ist? Ich will Ihnen sagen, was es ist: Ablaßhysterie ist es. In ihrer Not und Gewissensangst schlüpfen sie dort unter, wo man sich nicht zu legitimieren braucht, wes Geistes Kind man ist, wo man mit der landläufigen Falschmünzerei des Gefühls für die Sünden und Unterlassungen zahlen kann. Wer fordert

Rechenschaft? wem wird sie abverlangt? Und man wird eingelullt und zerfließt selig, auch wenn man eine Stunde zuvor dem eigenen Bruder den Hals abgeschnitten hat. Wie es mich foltert, in einem solchen mit Menschen vollgestopften Saal zu stehen; Sie können sich keinen Begriff davon machen. Es ist, als ob aus den Häusern der Stadt das gesamte Gerümpel von verstaubten Meinungen und abgelebten Vorurteilen und frecher Begierde und verlogener Bildung und feiger Vorsicht vor mir aufgetürmt wäre, und ich, wie die Spinne die Fäden aus ihrem Leibe, ziehe Töne aus dem Bogen und frage mich dabei: zu welchem Zweck das törichte Gewebe? Sie sagen: danke schön für die hübsche Zauberei, und tun nichts anderes als was sie bis dahin auch getan haben. Erhoben; gebessert; gereinigt? wer mir das ins Gesicht behauptet, dem antwort ich: Mensch, Sie sind entweder ein Schuft oder ein Narr oder alles beides. Dann wird er mir vielleicht zynisch sagen: Spinnefäden sind keine Taue, mit denen man gestrandete Schiffe wieder flott macht. Und damit hat er recht."

Er erhob sich abermals, ging mit großen Schritten, die Hände in den Rocktaschen, hin und her und fuhr mit einem Ingrimm fort, der etwas Majestätisches hatte: „Ich möchte verschwinden von diesem Schauplatz des Grauens und der Widernatur. Und wenn es bloß für ein Jahr wäre. Ich möchte mich mit meinen Büchern vergraben. Irgendwo, wohin der Geruch dieser Pestwelt nicht dringt. In meinem Hause erinnert mich jeder Schritt an Dinge, die ich nicht denken will. Wo ist ein Fluchtloch in all den vermauerten Ländern? Betrachten Sie gütigst die Lächerlichkeit und Erbärmlichkeit meiner Lage: ich bin in Österreich geboren, in Italien erzogen, habe in Amerika geheiratet, in Belgien eine Heimstätte gefunden, die Söhne nach England gegeben und

bin sechsunddreißig Jahre in landstörzerischer Freiheit von einem Ende des Planeten zum andern gewandert, ohne eine Pforte verschlossen zu finden. Wie sichs gebührt. Jetzt, überschreit ich meine Schwelle, muß ich ein Kreuzverhör von lümmelhaften Grenzwächtern bestehn und schmutzige Finger wühlen in meiner Wäsche und man hetzt mich auf Ämter und stiehlt mir meine Zeit und betrügt mich um die Distanz, die ich zum menschlichen Ungeziefer halten will. Habe ich alles zu respektieren, was sich heute Nation heißt? Man wird wie ein entsprungener Sträfling behandelt, wenn man die eigene nicht immerfort prahlerisch im Munde führt wie ehemals die Söldner den Namen ihres Obersten. Soll ich, der gerungen hat mit den erlauchten Gedanken der Menschheit, verurteilt sein, wieder in den infantilen Zustand ihrer Völker zurückzukehren? Bastarde rühmen sich ihrer Abkunft, und die Waihiti stehn bis an die Zähne bewaffnet an den Grenzen ihrer Pfahldörfer. Sie haben die Erde zertrümmert und balgen sich um die Scherben. Was soll ich dabei tun? für einen Spaziergang zwischen Schilda und Abdera meinen Kopf riskieren? Nein. Ein Mensch, der Würde besitzt, erträgt das nicht."

Josephe saß schweigend da, eigentümlich lächelnd, denn sein flammender Aufruhr löste für eine Weile den dumpfen Druck in ihrem Innern, den die Zeit angehäuft hatte, das beständige Erdulden von Unbill und Gewalt. Er ist doch noch der Alte, dachte sie mit einer Art von Beruhigung, der edle Rebell, der nicht fassen kann, daß es Niedrigkeit gibt in der Welt, und noch immer nicht weiß, daß sie aus Niedrigkeit besteht. Das leise Lächeln blieb auf ihren Lippen, als Valerian gegangen war, nachdem er mit der unterwürfigen Stimme wie zu Beginn um Verzeihung für seine Unartigkeit gebeten hatte.

Sein verzweifelter Ruf nach einem Zufluchtsort wollte ihr nicht aus dem Sinn. Sie sprach noch am Abend mit Elisabeth darüber; da diese die heimlichen Gedanken ihrer Herrin meist erriet, geschah auch diesmal, was Josephe erwartete und was sie als erste sich nicht zu sagen getraute, aus Furcht vor der Äußerung eines Wunsches. Sie glaubte nie, daß ein Wunsch, den sie hegte, in Erfüllung gehen könnte.

Elisabeth meinte also ganz kühn, ob man ihm nicht vorschlagen sollte, sich nach Eckern zurückzuziehen. Dort habe er Ruhe, eine umfriedetere Insel könne er nicht finden. Josephe nickte freundlich.

Eckern war ein schönes Gut und Landhaus, das ihr gehörte, sechs Schnellzugstunden von der Hauptstadt entfernt, im Waldgebirge gelegen, in der Nähe eines im Sommer vielbesuchten Badeortes, dessen Gäste aber selten in diese Gegend kamen. Sie liebte den Besitz sehr, doch war sie viele Jahre nicht dort gewesen, und als sie Valerian mit der Schüchternheit einer Bittstellerin den Aufenthalt in Eckern anbot und er, nach einigem Besinnen, sie fragte, warum sie nicht selbst, sommersüber wenigstens, draußen wohne, schlug sie die Augen zu Boden und verstummte. Er dankte lebhaft, küßte ihr die Hand und sagte bedächtig, er könne sich nicht sogleich entschließen, jedenfalls müsse er zuvor noch einige wichtige Geschäfte abwickeln und nach Hause reisen, um einen Teil seiner Bibliothek zu verpacken und hinzuschicken. Dann wurde er wärmer, erkundigte sich nach der Formation der Landschaft, nach Klima und Bevölkerung, redete sich schließlich in Begeisterung, sprach von seinen astronomischen Studien, die er dort ungestört betreiben könne, und bestimmte sogar den Maianfang als spätesten Termin seines Kommens. Josephe war voller Freude.

Am andern Tag aber zeigte er sich mißgestimmt und wollte nichts mehr von dem Plan wissen. Agenten hatten ihn bestürmt, und obgleich er strenge Weisung erteilt hatte, war es ihnen gelungen, ihn zu überfallen. Seine Ablehnung war von größter Schroffheit gewesen, jetzt ärgerte er sich darüber und bezichtigte sich eines Hochmuts, der nur in dem Gefühl von der Schwäche seiner Position wurzle. Josephe schüttelte den Kopf, und der sanfte Tadel, der darin enthalten war, rührte ihn; er machte ihr eine halb scherzhafte, halb empfundene Liebeserklärung und sagte, er spüre erst jetzt, wie sehr sie ihm gefehlt habe in all den Jahren, ihre Güte, ihr stilles Verstehen, ihre Geduld. Sie sei der Arzt, den er brauche.

Josephe errötete wie ein junges Mädchen und lachte verlegen.

Er wolle gern nach Eckern, fuhr er fort, doch nur unter der Bedingung, daß auch sie hingehe und bis zum Herbst oben bleibe. Völlig einsam in einer Landschaft zu sein, mit der ihn kein Erlebnis verbinde, das schrecke ihn.

„In früheren Jahren hab ich Frühling, Sommer und Herbst draußen zugebracht," erwiderte Josephe mit ihrem klagenden Tonfall, „und wenn ich zurückkam, war ich jedesmal ein neuer Mensch mit neuen Plänen und Hoffnungen. Das ist anders geworden, seit . . ." Sie verstummte wieder; sie sah auf ihre Hände. Dann, unter Valerians verwundertem Blick, nannte sie den Namen Ulrike Woytich.

Er zuckte die Achseln, ohne zu verstehen.

Vor zehn Jahren, berichtete sie, habe sich Ulrike Woytich in der gleichen Gegend eine Villa gebaut, ein richtiges behagliches, wohlausgestattetes Haus; nicht eben in unmittelbarer Nachbarschaft von Eckern, das wohl nicht, sondern ungefähr fünfundzwanzig Minuten weit davon, auf der andern Seite

des Tals, im Ried, wie man es heiße. Aber seitdem sei ihr Eckern gründlich verleidet, und sie habe es nicht mehr übers Herz gebracht, dort zu hausen.

Valerians Verwunderung wuchs. „Woytich ...," murmelte er, „Ulrike Woytich? wo tu ich sie hin? wo hab ich von ihr gehört?"

Plötzlich jedoch, und es bedurfte hiezu nur des Anblicks von Josephes starrgewordenem Gesicht, enthüllte sich der Zusammenhang. Vor langer Zeit, in ängstlich-scheuen Andeutungen, hatte Josephe von ihr gesprochen. In Rom war es gewesen, als sie einige Tage mit ihm verbracht hatte. Da war sie der längst aus ihrem Gesichtskreis Entschwundenen eines Morgens inmitten einer zahlreichen und äußerst angeregten Gesellschaft italienischer Nobili im Garten Borghese begegnet. Die Glieder hatten ihr gezittert, während sie es ihm erzählte; tödlicher Abscheu hatte sich ihrer bemächtigt, und sie hatte keine Rast und Ruhe mehr gehabt, bis sie von Rom abgereist war. Dies wurde Valerian jetzt gegenwärtig; auch daß sie ihn damals erinnert hatte, eine wie zweideutige und widrige Rolle Ulrike Woytich bei dem düstern Vorfall in seiner Knabenzeit gespielt. Nun war es so fern, die römischen Tage und erst recht alles übrige, so in Staub zermahlen von der Wucht des seitdem Gelebten, so unsäglich Vergangenheit und Schatten geworden, daß weder Weg, noch Bild, noch Ahnung zurückführte. Noch weniger begriff er Josephes Abneigung gegen Eckern, und er äußerte, ein solches Gefühl, das im Grunde nichts Besseres sei als Gespensterfurcht, sei ihrer nicht würdig.

Nein, antwortete sie, nicht Gespensterfurcht. Eine sehr körperliche Furcht sei es, leider. Ein Grauen vor Wiederkehr und Wiederholung. Sie wisse wohl, in den meisten Menschen sei die Sehnsucht nach Wiederholung vorherrschend,

ja die ganze innere Anlage ginge nach der Sehnsucht, daß sich ein Stück des Lebens wiederholen möge; in ihr sei nur das Grauen davor; nur das Grauen.

Er schaute sie aufmerksam an, denn ihr Gesicht war auf einmal so schicksalsverschleiert, daß er an die Geheimnisse der Sterne denken mußte. Unwillkürlich verneigte er sich vor ihr. Aber es stachelte ihn nun geradezu, ihr die Scheu vor Eckern auszureden und sie mit dem Gedanken eines gemeinsamen Aufenthalts vertraut zu machen. Sie könne doch jegliche Person meiden, die zu meiden sie entschlossen sei. Wer dürfe sich anmaßen, die Schranke zu durchbrechen, die sie um sich ziehen wolle? Warum feig und klein die Flucht ergreifen, wo der bloße Stolz zu ignorieren gebiete? Warum dies Erschaudern vor einem Phantom, das sich bei kühlem Zusehn als ein lächerlicher armer Mensch erweise? „Noch vor einem Popanz zu zittern, halte ich für erlaubt," rief er aus, „aber vor einem Menschen? Dann hätten wir uns dagegen verwahren müssen, daß man uns überhaupt in die Welt gesetzt hat, denn dann hätten wir gar nichts anderes zu tun als zu zittern. Soll man demütig fortfahren, die Beute von Schändlichkeiten zu werden, wenn sie bereits Legende geworden sind? Das heißt noch raffinierter sein als unser Unglück und noch grausamer mit sich umgehn."

Er erreichte, daß Josephe schwankend wurde. Er malte so lockende Bilder der künftigen Monate, war dabei so aufgeschlossen, so froh bewegt, so herzlich überredend, daß sie eine Weigerung schon um seinetwillen nicht mehr vorzubringen wagte. Kam hinzu, daß ihr das Leben in der Stadt zur Hölle wurde. Es stieg ein Brodem von den Straßen empor, als ob das Innere der Erde verwese.

Kam außerdem hinzu, daß man sie von Amts wegen in dem zu verkürzen suchte, was sie unantastbar gewähnt, in den

Rechten und der Besitzhoheit ihres Hauses, eine Drohung, die sie in letzter Stunde nur durch ein erhebliches Geldopfer hatte abwenden können; dies gab den Ausschlag, und sie widerstand dem Drängen Valerians nicht länger.

Elisabeth leuchtete über das ganze Gesicht, und wenig fehlte, so wäre sie der Baronin um den Hals gefallen. Obwohl der Umzug erst in drei Wochen stattfinden sollte, wurde nach den schwerfälligen Gepflogenheiten beider Frauen mit den Vorbereitungen schon jetzt begonnen. Elisabeth war bei Tagesanbruch auf den Beinen und mit Zetteln und Verzeichnissen ausgerüstet eilte sie treppauf, treppab und von Raum zu Raum, leise vor sich hinsummend. Sie kannte Eckern; sie schwärmte von dem Gut; einmal hatte sie mehrere Erholungswochen draußen verbringen dürfen. Sie wäre über den Entschluß der Baronin ohne Einschränkung glücklich gewesen, wenn nicht der Gedanke an Fanny sie betrübt hätte. Das Kind erschien ihr verlassen ohne sie. Es war ihr zur lieben Gewohnheit geworden, es zu besuchen, und sie hatte Sorge, wie es ihm ergehen würde.

Eines Morgens wurde sie zu Josephe gerufen. Diese reichte ihr schweigend einen Brief, und sie las. Es war ein Schreiben der Vorsteherin der Dornbacher Anstalt, in welchem, maßvoll zwar, doch mit deutlich merkbarer Ungehaltenheit, ein kurzer Bericht über Fannys Führung erstattet wurde. Bei nicht zu verkennender guter Anlage, so wurde gesagt, ja einer nicht gering einzuschätzenden Raschheit der Auffassung und einem gewissen Schwung des ganzen Wesens trete doch immer stärker und die Disziplin des Heims gefährdender eine Ungebärdigkeit und Selbstwilligkeit hervor, die sich bis zu offenem Ungehorsam und Bruch der Vorschriften steigere und auf keinen Fall geduldet werden könne. Verschlimmert werde der Sachverhalt durch Eigenschaften,

die an sich zugunsten des Kindes sprächen, nämlich durch seine Anmut und bestrickende Liebenswürdigkeit, durch welche aber die andern Zöglinge des Instituts angesteckt und zu gleichem Betragen verführt würden. Ermahnungen und Strafen seien bisher fruchtlos gewesen, man frage daher ergebenst an, ob die Frau Baronin ihre Schutzbefohlene nicht gelegentlich selbst einmal ins Gebet nehmen wolle, denn bei fernerer Unbotmäßigkeit müsse man die unvermeidlichen Konsequenzen ziehen und das Kind aus der Anstalt ausschließen.

„Was sagen Sie dazu?" fragte Josephe dumpf. In ihrem Innern war Aufruhr und der Hohn einer Stimme: Melandersches Blut.

Elisabeth zuckte die Achseln. Ihr Mißbehagen über den Brief unterdrückend, antwortete sie schmiegsam: „Ich finde, Frau Baronin sollten der Anregung folgen, Frau Baronin sollten mit Fanny reden; Frau Baronin würden sich dann überzeugen, daß es nicht so schlimm ist wie die Frau Majorin schreibt."

„Gut, fahren wir heute nachmittag hinaus", kam es tonlos von Josephes Lippen. „Ich will meine Pflicht nicht versäumen. Ich will auch dieses Äußerste noch tun." Und sie ging schnell zu ihrem Arbeitstisch, während sich Elisabeth gedankenvoll entfernte.

Da Josephe ihr Auto längst nicht mehr benutzte und keine Gelegenheit vorübergehen ließ, bei der sie an ihrer eigenen Person sparen konnte, mußte sie die lange Fahrt in den Vorort mit Elisabeth in der gedrängt vollen Straßenbahn stehend zurücklegen. Ziemlich erschöpft kam sie ans Ziel. Elisabeth hatte ohne Josephes Wissen am Mittag telephoniert, damit man Fanny unterrichte und ihr Erscheinen vor der Baronin ungehindert vonstatten gehe. Josephe wurde

von der Majorin aufs Zuvorkommendste empfangen und in ihr Privatbureau geführt. Eine der jungen Lehrerinnen wurde beauftragt, Fanny zu holen. Nach einer Weile kehrte sie etwas betreten zurück: Fanny sei nicht zu finden. Die Majorin wurde blaß vor Zorn. Vor einer Viertelstunde habe sie das Mädchen noch im Klassenzimmer gesehen, zischte sie hervor; aber die Lehrerin erwiderte, man habe vergeblich überall gesucht, auch im Garten nach ihr gerufen. Mit vielsagender Miene blickte die Majorin Josephe an; Elisabeth saß auf Nadeln. „Ich habe ihr mit aller Strenge eingeschärft, sich bereit zu halten", grollte die Majorin; „mit ihrer süßesten Engelsmiene hat sie es versprochen; nun haben wir die Bescherung." Josephe warf Elisabeth einen tadelnden Blick zu, denn sie begriff, daß diese hatte Vorsehung spielen wollen und eben dadurch die peinliche Situation heraufbeschworen hatte. „Warum war es denn notwendig, ihr das einzuschärfen?" erkundigte sie sich mit gepreßter Stimme; „ist sie denn so menschenscheu? oder fürchtet sie sich vor ... vor mir?" Die Majorin antwortete: „Ach nein, Frau Baronin; fürchten, vor einem Menschen fürchten, das kennt sie nicht. Aber wenn ich von ihr erwarte, daß sie etwas Bestimmtes tun soll, so ist sie schlechtweg erpicht darauf, mir einen Strich durch die Rechnung zu machen. Es ist schwer mit dem Kind. Ich möchte behaupten, es ist unmöglich. Zuviel ist an dem Geschöpf gesündigt worden; ich sagte es schon neulich zu Fräulein Schönpflug. Kaum mehr beizukommen ist dem Unkraut in dieser Natur."

Um die allseitige Verlegenheit und Verstimmung abzulenken, schlug Josephe mit schüchterner Freundlichkeit vor, man solle in den Garten gehn, Fanny werde sicherlich bald kommen. Sie wußte kaum, was sie sprach; das Herz pochte bis in den Hals, und beinahe war sie über das Verschwinden

des Kindes froh. Als sie die Treppe zum Garten hinuntergingen, voran Josephe und die Majorin, dahinter Elisabeth und, mit neugierigen und gespannten Gesichtern, einige Lehrerinnen und Zöglinge, vernahmen sie vom Zaun her, wo Apfelbäume im jungen Laub standen, ein lärmendes Gewirr frischer Stimmen, und gleich hernach erblickten sie etwa ein Dutzend Mädchen im Alter zwischen acht und fünfzehn Jahren, die allesamt um eine einzige in ihrer Mitte herumflatterten, fragend, lachend, zuredend, zankend, und in der scheidenden Sonne des klaren Apriltages in ihren hellen Kleidern ein liebliches Bild boten.

Es waren Schülerinnen, die man ausgesandt hatte, Fanny zu suchen. Sie hatten sie auch richtig erwischt, hinter dem Stacheldrahtzaun eines nahen Weinbergs, versteckt unter einem Strauch. Halb mit Gewalt und halb mit Bitten hatten sie sie mit sich gezogen, und nun schritt sie mit sorglosem Lächeln von ihnen umschwärmt dahin, allzu schlank und groß fast für ihr Alter, Halme und Blätter im goldleuchtenden Haar, das der Bindung entwichen war, und mit spöttischer Gelassenheit auf die geschäftigen Genossinnen blickend, die sich auszeichnen wollten. Es war als schwirre ein Schwarm bunter Vögel den Hang herab, aufgescheucht von einem fremdartigen Gast, den sie zwitschernd vor sich hertrieben.

Da sah Josephe, das Kind war schön. Und es überkam sie ein jähes, lange nicht gespürtes Gefühl von Überraschung und Freude, denn sie erkannte tiefgewiß, daß diese Schönheit nicht nur eine äußerliche und Sinn und Auge blendende war. Es war neu wie ein Glück, und es war alt wie ein Traum; etwas Hartes und Lastendes löste sich in ihrer Brust; sie trat, als wenn eine Übermacht sie befehlige, ein paar Schritte vor, ängstlich, ängstlich lächelnd, Elisabeth folgte ihr voll Erwartung, die Gruppe der Mädchen war stehen geblieben. Einige kicherten.

„Mach deinen Knix, wie man es dich gelehrt hat, Fanny", ertönte die schneidende Stimme der Majorin.

Fanny regte sich nicht. Ihre Finger spielten mit einem Zweig, den sie hielt, und sie schaute Josephe groß an. Erbittert wollte die Majorin zu ihr hin, wurde aber von Elisabeth zurückgehalten. „Da haben Sie nun wieder den ganzen aufreizenden Trotz," raunte sie Elisabeth ins Ohr; „und ich bin nur begierig, ob sie auch diesmal wieder in ihre schreckliche Gewohnheit verfällt, alle Erwachsenen ohne Unterschied des Standes mit du anzureden."

Josephe ermaß nicht die Worte, die ihr zufielen und deren sie sich bediente, weil sie gleichsam bereit waren; sie nahm die Hand des schönen Kindes und fragte: „Möchtest du zu mir kommen, Fanny, und in meinem Hause wohnen?"

Ein prüfender Blick Fannys glitt über ihr Gesicht und sie antwortete frei: „O ja, sehr gern; sehr gern will ich bei dir bleiben, Frau Baronin."

Die Majorin lauschte mit offenem Mund. Elisabeth nickte lächelnd wie eine Pagode.

Ländliches Idyll

Die alte Postkarre, von einem lebensmüden Klepper gezogen, rasselte gegen das Ried hinauf. Sie wurde hauptsächlich zur Brief- und Paketbeförderung benutzt; für allenfallsige Passagiere gab es nur zwei Plätze, nämlich auf dem Bock neben dem Kutscher Sauerbrand, der heuer sein achtundzwanzigstes Dienstjahr auf dem ehrwürdigen Vehikel absolvierte, wie er den beiden weiblichen Fahrgästen von Zeit zu Zeit in reichhaltigen Variationen versicherte. Diese wußten es ohnehin, da sie oft genug mit ihm desselben Weges

gefahren waren, und er wiederum wußte, daß sie es wußten, denn er kannte sie; wenigstens die eine von ihnen kannte er bis in die Nähe der Vertraulichkeit; aber es war notwendig zu reden, um sich als umgänglicher Mensch zu erweisen und die Eintönigkeit der Fahrt mit fachlichen Bemerkungen zu würzen. Die Frauen schienen freilich nicht aufgelegt zu Gesprächen, denn es regnete in Strömen, und ein Dach hatte die Kutsche nicht.

Bisweilen blieb der Gaul stehen, als ob er über etwas Wichtiges nachzudenken hätte, und schnüffelte ein wenig in das Tannendickicht am Wegrand, kehrte dann den triefenden Kopf wieder ab und entschloß sich zu neuer Kraftanstrengung. Dies veranlaßte Sauerbrand jedesmal, ihm beifällig zuzunicken; der moralische Sieg, den das Tier über seinen schlaffen Organismus erfocht, flößte ihm Achtung ein. Die ältere der beiden Frauen hingegen konnte sich einer mit rauher Stimme hervorgestoßenen Beschimpfung nicht enthalten und äußerte, lieber möchte sie in einem Leichenwagen transportiert als lebendig auf solch greulichem Rumpelkasten braun und blau geschleift werden; das Roß sei zu öffentlicher Betätigung ganz und gar nicht geeignet, sondern gehöre vielmehr auf den Schindanger; aber daran erkenne man nur, was sich der gebenedeite Staat alles gegen seine schafsgeduldigen Untertanen herausnehme, es wundre sie nur, daß man nicht mit viereckigen Rädern fahren müsse. Wozu Sauerbrand halb verletzt, halb nachsichtig schwieg und in seinem philosophischen Gemüt die Betrachtung anstellte, das gnädige Fräulein Woytich befinde sich wieder einmal in bedauerlich schlechter Laune und man habe Meinungsverschiedenheiten mit ihr sorgsam zu meiden.

Die unzufriedene Dame auf dem Bock sah folgendermaßen aus. Sie trug eine pfannkuchenähnliche Kopfbedeckung, in

Stoff und Farbe völlig unbestimmbar, von der eine Art Hühnerfeder schräg in die Luft stach. Um den Hals hatte sie zum Schutz gegen die Unbilden der Witterung ein Wolltuch von ebenfalls nicht zu bezeichnender Farbe gewickelt. Ihre hagere Gestalt war oben mit einem Kleidungsstück umhüllt, das an eine Jägerjoppe erinnerte und an welchem, von seiner nicht sehr reinlichen Beschaffenheit abgesehen, die Mehrzahl der Knöpfe fehlte; unten von einem fadenscheinigen, an den Knien beinahe durchgewetzten Rock. Man hätte nicht vermuten sollen, daß diese wenig kostbare Adjustierung eines Regenschirms bedurft hätte; dennoch war ein solcher aufgespannt, aber wahrscheinlich nur aus mürrischer Zerstreutheit, denn er zeigte ein halbes Dutzend Löcher und Risse, einen davon hinlänglich groß, um in den wolkenverhängten Himmel und einen Teil der unerfreulich nassen Landschaft einen orientierenden Durchblick zu gewähren. Indes die eine Hand dieses Instrument von zweifelhafter Zweckdienlichkeit hielt, umfaßte die andere einen Polsterschemel, der beim Tapezier neu überzogen worden und zum Schutz gegen den Regen in altes Zeitungspapier verpackt war.

Endlich war das traurige Gefährt am Tor der Villa angelangt, die in angenehmen architektonischen Formen auf halber Höhe am Wald thronte. Sauerbrand half zuerst Fräulein Woytich galant vom Bock, dann der Begleiterin, ihrer Schwester, die mit dem Titel Frau Rätin angeredet wurde. Ihr verstorbener Mann, ein Magistratsbeamter, hatte es in den Zeiten der Monarchie zum kaiserlichen Rat gebracht.

Fräulein Woytich humpelte eilig zum Eingang und brüllte mit gewaltigem Stimmaufwand durch den Vorgarten gegen das Küchenfenster: „Kreszenz! Kreszenz! Wo steckt denn die Person! Lassen Sie uns nicht warten in drei Teufels Namen! man zergeht ja wie Zucker dahier!" Ein unwilliges

Knurren wurde vernehmbar und nach einiger Weile erschien die Gerufene gemächlichen Schritts, eine ziemlich böse aussehende Magd von etwa fünfundvierzig Jahren. Es wurden nun die Gegenstände abgeladen und ins Haus geschafft, die man unten im Ort eingekauft hatte: ein Korb Äpfel; ein zweiter Korb mit Konservenbüchsen und grünem Salat; eine schmutzige Ledertasche, in der zwei Laibe weißen Brotes, eine Flasche Essig, ein Kilo Salz und ein Kilo Zucker verstaut waren, und schließlich ein umfänglicher Ballen, enthaltend Kerzen, allerlei billige Teigwaren, ein Paket Zündhölzer, Pfeifentabak und mehrere Romane aus der Leihbibliothek. Fräulein Woytich verteilte die Fracht zwischen Kreszenz und ihrer Schwester Anastasia; sie selbst trug den Schemel unterm Arm und wandte sich an Sauerbrand, um das Fahrgeld zu entrichten.

Kaum hatte dieser die zu zahlende Summe genannt, sechzehnhundert Kronen, so fing sie wie am Spieß zu schreien an, obwohl sie, wie sich Sauerbrand im stillen sagte, die Taxe und ihre regelmäßigen Erhöhungen genau kennen mußte. Beschwichtigend leierte er sein Sprüchlein her: wie schwer die Zeiten seien; wie teuer das Brot; wie unerschwinglich der Hafer; was ein Hufeisen heutzutage koste, dafür hätte man früher eine Dorfgemeinde samt dem Bürgermeister drei Tage lang traktieren können. Aber das alte Fräulein wollte von alledem nichts hören. Sie sagte, sein Hufeisen und sein Hafer ginge sie nichts an, das möge er mit seiner Rosinante abmachen; sie hieß ihn einen Beutelschneider und Luftikus, und mit einer Fülle von Kraftausdrücken und exaltierten Gesten schwor sie Stein und Bein, daß sie erstens keinen Heller zahlen, zweitens ihn wegen preistreiberischer Forderung gerichtlich einklagen werde. Sauerbrand kratzte sich den Kopf, zeigte eine ratlose Miene, heuchelte Mitgefühl mit

dem aufgeregten Seelenzustand seiner Schuldnerin; diese nun, nachdem sie ihrem cholerischen Ärger genügend Luft verschafft, zog ein schmieriges und zerfetztes Portefeuille aus der Tasche des Lodenkittels und entnahm ihm, kurzsichtig niedergebeugt, während durch die Schirmlöcher der Regen auf ihre gelben Hände tropfte, einen Schein nach dem andern, reichte dem schmunzelnden Sauerbrand einen nach dem andern, fluchte dabei leise vor sich hin und murmelte greuliche Lästerreden über das lumpige Geld, das Zettelgeld, das Schundgeld, das genau so unappetitlich und auf den Betrug hergerichtet sei wie die ganze gottverlassene Jetztzeit. Sauerbrand, der das Lied oft von ihr gehört hatte, stimmte ihr mit schlauer Bekümmernis bei, und sie schlurfte gegen das Haus.

Sie beeilte sich, damit von den gekauften Viktualien nichts verschwinde, ehe sie sie hinter Verschluß gebracht. Die zwei da drinnen, es war ihnen nicht zu trauen, der Schwester nicht und der Kreszenz nicht. Jene war immer hungrig; was hatte ein altes Weib von über sechzig hungrig zu sein? von dieser war anzunehmen, daß sie bei jeder Gelegenheit stahl wie ein Rabe. Wem war überhaupt zu trauen? Die menschliche Gesellschaft: eine Verschwörung von Blutsaugern, Schwindlern und Idioten, oben die gewaschenen und eleganten, unten die bettelhaften und kräftigen.

Es war aber noch kein Raub geschehen. Sogar die Zahl der Äpfel stimmte: zweiundvierzig. Wunder Gottes, dachte Ulrike Woytich, biß die Hälfte von einem herunter und reichte Anastasia den übrigen Teil. Die fand ihn aber zu sauer und warf ihn in den Kamin, worüber sie von Ulrike angefaucht wurde. Zu den Lebensmittelanschaffungen hatte sich Ulrike entschlossen, weil man zu Ende der Woche einen Gast erwartete, Anastasias Sohn Philipp Gentili, der die Geldgeschäfte seiner Tante besorgte. Sonst lebte man frugal in der Villa Woytich;

Malzkaffee, Kartoffeln und das staatliche Brot, damit wurde die Ernährung in der Hauptsache bestritten, denn Ulrike Woytich huldigte der Ansicht, daß jede Krone, die man überflüssigerweise für die Lüste des Magens verausgabe, noch dazu für andre verausgabe, ein Stück Leben und Lebensfrieden koste.

Sie holte ihre kurze englische Pfeife aus der Schublade des Mahagonitischchens am Fenster, stopfte sie mit dem billigen Knaster, den sie mitgebracht, und nachdem sie sie in Brand gesetzt, überließ sie sich von neuem, heftig paffend, dem Zorn über den Preis für die Postfahrt. Sünde und Verbrechen nannte sie es. Ihre Augen blitzten. Das noch unergraute, aber starre und verfitzte Haar fiel im Eifer der Rede in Strähnen auf die niedrige Stirn. Das kluge, belebte, leidenschaftliche, wenn auch durchfurchte und verwüstete Gesicht verzerrte sich, und aus dem Lippenwinkel, unter der Pfeifenspitze hervor, sickerte der Speichel der Wut. Ziffern, Ziffern, Ziffern. Kreszenz steckte den Kopf zur Tür herein, um zu sehen, was der Lärm bedeute. Anastasia hatte ihre unscheinbare Gestalt demütig in die Sofaecke gekauert und hörte furchtsam zu.

Ziffern, Ziffern, Ziffern. Preise, nichts als Preise. Verwünschungen gegen alle Forderer von Preisen. Ein mit grimmiger Emphase herausgewürgtes, hervorgebelltes Verzeichnis von Preisen; Schuhpreisen, Holzpreisen, Eintrittspreisen, Mietpreisen, Wirtshauspreisen, Metzgerpreisen, Milchpreisen. Darstellung der unverschämten Willkür; Anrufung der himmlischen Gerechtigkeit und Verhöhnung der irdischen; händeringende Klage über die Verworfenheit des gegenwärtigen Geschlechts und Prophezeiung schrecklichen Endes; jammernde Rückschau auf glücklichere Jahrzehnte und wildes Bedauern, daß man nicht den Strick genommen oder sich ins Wasser gestürzt, bevor diese Ära der Vernichtung begonnen hatte.

Das dauerte eine halbe Stunde. Es war als speie die steril gewordene Menschheit ihren Ekel an sich selbst, ihre Verzweiflung über sich selbst aus ihrem greisenhaften Mund.

Anastasia aber dachte: wie lange wird sie noch so toben? wie lange wird sie uns noch hinters Licht führen mit ihrem sinnlosen Geschrei? Jetzt ist sie bald sechsundsechzig; wie lange wird sie noch auf ihren Reichtümern hocken und uns drangsalieren, mich und den fleißigen Philipp, der einfältig genug ist, ihr die Kastanien aus dem Feuer zu holen und ihr immer noch mehr Geld zuzuschanzen? wann wird uns das alles gehören, das Haus und die Möbel und die Teppiche und Uhren und Bilder und das Porzellan und das Silber? Wenn man wenigstens wüßte, wo sie ihr Testament versteckt hat, damit man sich überzeugen könnte, ob uns wirklich alles zugeschrieben ist, wie sie immer versichert. Ihr kann man nicht glauben. Wie lang wird man noch warten müssen? Vielleicht überlebt sie mich. Vielleicht überlebt sie auch den Philipp. Solche wie Ulrike, die sterben nicht. Woran sollte sie auch sterben? Sie ist gesund wie ein Fisch. Franz, der liegt am Tode. Severin, den deckt schon das Grab. Ulrike, die wird ewig leben.

Das waren die nicht eben schwesterlichen Erwägungen der furchtsamen und demütigen Anastasia, während sie sich fröstelnd in die Sofaecke schmiegte.

Das Hexeneinmaleins

Ulrike hatte mit Philipp Gentili die feste Abmachung getroffen, daß er einmal jeden Monat über den Sonntag kommen sollte, um sie über den Verlauf der Börsenoperationen

zu unterrichten, die er für sie ausführte. Den Leuten wurde natürlich gesagt, er besuche seine Mutter.

Schriftliche Mitteilungen von ihm hatte sie sich verbeten. Erstens kannte sie sich nie recht aus. Das Soll und Haben, hart einander gegenüber, verwirrte sie. Zweitens hatte sie die Postbeamten, den Briefträger, Kreszenz und Anastasia im Verdacht der heimlichen Öffnung ihrer Briefe.

Sie selbst entschloß sich nur bei dringendstem Anlaß zu einer Reise in die Stadt. Jeder Schritt, den sie dazu machte, bereitete ihr Ärger. Die Menschen ärgerten sie, die Einrichtungen ärgerten sie, das Wetter ärgerte sie und die Hotelrechnungen erregten ihre Wut.

Es war daher immer ein bedeutendes Ereignis, wenn Philipp kam. Wochenlange Spannung löste sich erschütternd. Die Schicksalsfrage war dann auf ihren Lippen zu der gierigen Vehemenz gediehen, mit der sie ihn überfiel. Wird einem das Herz stocken oder wird man aufatmen? Das Konto, düsterster aller Begriffe, wurde unheildrohende Gegenwart. Philipp trat auf als Anwalt und Bewahrer oder Feind und Vertilger des Kontos. Hoffnung oder Niederlage hing an einem Lächeln oder Achselzucken. Dreißig Nächte der Erbitterung oder der rosigen Träume, geballt in einen Augenblick.

Bis vor einigen Jahren hatte sie den Neffen für einen Windbeutel gehalten. Mit Grund. Müßiggängerisch trug er seine leidlich hübsche Fratze spazieren, und die Anstellung, die sie ihm später durch ihre Verbindungen verschaffte, war ihm eine Sinekure. Worauf er offenbar lauerte, das war, sie zu beerben, ein Umstand, der ihre Abneigung nicht verminderte, obwohl sie aller Erbschleicherei die eiserne Entschlossenheit entgegensetzte, wie weiland Onkel Clemens so alt zu werden wie nur irgend möglich. Sie dachte nie an den Tod, und sie fürchtete ihn auch nicht.

Aber Philipp Gentili gehörte zu den Charakteren, aus denen die Hochtemperatur der Zeit Talente hervortrieb, die sonst verkümmert wären. Das Karussell dreht sich; einer aus der Zuschauermenge paßt den günstigen Moment ab, schwingt sich hinauf und wird mitgerissen. Oben angelangt, studiert er die Bewegung und macht sich an der Maschine zu schaffen. Alles scheint ganz einfach. Die Rädchen gehorchen dem Druck seiner Hand. Daß er die verborgenen Teile des Triebwerks nicht kennt, bewahrt ihn nur vor Skrupeln. Die Drehorgel heult, den Passagieren steigt das Tempo zu Kopf, es ist ein Ort trunkener Ergötzlichkeit.

Im Laufe des Jahres 19 hatte er seiner Tante einen Rat erteilt, den sie zögernd und argwöhnisch befolgte. Innerhalb einer Woche hatte sich die Summe verdoppelt, die sie ihm mit vielen Bedenken und Ermahnungen gegeben. Dies hatte das Verhältnis zu Philipp mit einem Schlage verändert. Sie vertraute ihm anfangs kleinere, dann größere Beträge an; er arbeitete vorsichtig und geschickt; die Resultate waren glänzend.

Ulrike Woytichs Entzücken hatte keine Grenzen. Ihre Gedanken waren ausschließlich von dem einen Faktum beherrscht. Es übertraf ihre kühnsten Erwartungen. Es war Zauberei. Sie begriff es nicht. Sie wußte, daß auch in ruhigeren Läuften der eine oder andre mit derlei Künsten zu Reichtum gelangt war, über Nacht, wie man sagte, aber daran teilgenommen hatte sie nicht, das Wagnis war zu groß, die Gelegenheit fehlte, und zu krampfhaft hielt sie fest, was sie besaß, um nur ein Geringes davon aufs Spiel zu setzen.

Bei aller Schlauheit und Sucht waren ihre Überlegungen von sonderbarer, fast bäurischer Naivität. Woher kam es? wem wurde es entwendet? wieso durfte man es behalten?

warum gab es noch Dummköpfe, die arbeiteten, während man doch Geld in Haufen erraffen konnte, ohne zu schwitzen und sich das Hirn zu zermartern? Sie kam sich vor wie das Mitglied eines Geheimbundes, einer Goldmachergilde, und war eigentlich beständig darauf gefaßt, daß man sie in eine Höhle verschleppte, wo sie einen furchtbaren Schwur ablegen mußte. Da sie nicht begriff, wuchsen die Möglichkeiten ins Ungemessene und ihre Gier überwucherte die Vernunft.

Philipp wünschte für seine neuentdeckte Begabung einen Bezirk, wo er frei schalten durfte. Ulrike verwendete sich für ihn mit Eifer bei einem ihrer alten Freunde, einem Bankier namens Remscheid, der sich zurückgezogen und das Geschäft seinem noch ziemlich unerfahrenen Sohn überlassen hatte. Gentili wurde angestellt und schwang sich in wenigen Monaten zu einer einflußreichen Position empor, indem er den veralteten, aber zuverlässigen Betrieb zeitgemäß umformte und ein Luftgebäude errichtete, wo vordem ein wohlfundiertes Haus gestanden war. Es ergab sich von selbst. Niemand nahm Anstoß oder erklärte gar, er sehe das Gebäude nicht. Im Gegenteil, alle liefen wie besessen hinzu und suchten den Eingang.

Auch Ulrike Woytich beeilte sich. Sie vertraute der Firma ihr gesamtes Barvermögen an. Das war mit Schwierigkeiten verknüpft, da sie einen beträchtlichen Teil in Berlin festgelegt hatte, nämlich bei Lothar Mylius, der ihr acht Prozent Zinsen zahlte. Das Band zwischen ihm und Ulrike hatte sich durch die Jahrzehnte geschlungen; bisweilen hatte sie ihn in seiner fürstlichen Wohnung besucht, und er seinerseits hatte ihr trotz seiner berüchtigten Menschenverachtung eine gewisse gedankenlose Anhänglichkeit bewahrt. Er warnte sie, als sie ihm ihren Entschluß mitteilte. Da ihn eine Sommerreise in die Nähe geführt hatte, lud er sie zu einer Besprechung nach

Salzburg ein. Sie brachte Philipp Gentili mit. Mylius verbarg zuerst seinen Verdruß nicht, dann aber fand er an Ulrikes Schützling Gefallen. Die zynische Unbeirrbarkeit des Dreißigjährigen, mit der er gesonnen war, die abenteuerliche Weltlage zu nutzen, die grausig-pessimistischen Prophezeiungen dessen was kommen würde, die eines Polizeiaktuars würdige Trockenheit des Umgangstones, das alles imponierte ihm, der selbst ein Zyniker ohne die geringste Spur einer Herzenserleuchtung war. Da er wie die meisten Geldleute des Reichs Kapital zu zerstreuen und in verschiedenen Schlupflöchern zu sichern wünschte, und da seine Erkundigungen günstig ausfielen, erlegte er am selben Tag, an dem er Ulrikes Ersparnisse überwies, anderthalb Millionen Mark bei Remscheid & Co für seine eigene Rechnung.

Ulrike triumphierte. Sie hielt Lothar Mylius in Geldangelegenheiten für ein Genie. Daß es Philipp gelungen war, ihn so rasch auf seine Seite zu ziehen, stellte ihn in ihren Augen außerordentlich hoch und brachte jede Beunruhigung zum Schweigen. Um sich Philipp erkenntlich zu erweisen und ihn anzuspornen, nahm sie ihm die Sorge für seine Mutter ab, und Anastasia durfte bei ihr das Gnadenbrot essen. Daß es kein besonders kräftiges und wohlschmeckendes Brot war, auch zumeist ohne Butter genossen werden mußte, hat sich bereits gezeigt.

Die Ankunft Gentilis versetzte sie jedesmal in quecksilbrige Beweglichkeit. Schon um sechs Uhr morgens war sie auf den Beinen. Um neun Uhr unternahm sie eine Art von Waschprozedur, ebenso kompliziert wie unvollständig. Um zwölf Uhr schlang sie stehend ein paar halbgare Kartoffeln als Mittagessen hinab. Um vier Uhr richtete sie ihre Haartracht oder machte wenigstens den Versuch dazu, begnügte sich aber schließlich, mit der Brennschere einige nicht ganz passende

Löckchen an der rechten Stirnseite zu verfertigen, die die Aufmerksamkeit von dem unentwirrten Schopf ablenken sollten. Um fünf Uhr vertauschte sie die zertretenen Schlapfen mit ein Paar Röhrenstiefeln, in welchen ihr Schritt einen Kanonier hätte beschämen können. Kreszenz, von schmetternden Kommandos bald da, bald dorthin gerufen, rächte sich durch fortwährendes unterdrücktes Fluchen. Um sieben Uhr hörte man den Wagen vor das Haus poltern.

Begrüßung; die üblichen Fragen; die üblichen Erzählungen; die übliche Lobpreisung des Landlebens von seiten des Gastes; ein wenig Klatsch und Neuigkeitskrämerei; z. B. ob man schon wisse, daß die Baronin Melander wieder auf Eckern eingezogen sei. Ja, Ulrike hatte es vernommen; Kreszenz hatte die Nachricht aus dem Ort gebracht. Sie schnitt eine Grimasse; immer dieselbe, wenn sie den Namen hörte oder nannte.

Dann die stumme Frage, die über alles entschied, die seit der ersten Sekunde in Ulrikes Blick gelodert hatte. Philipp rieb sich die Hände. Er schien zufrieden. Er nickte zufrieden und strich seiner Tante aufmunternd und fröhlich über den Rücken. Es stieg Ulrike wie Champagner zu Kopf und sie konnte ebenfalls nicht umhin, fröhlich zu gluckern. Sie machte eine einladende Gebärde, und indes Anastasia den Abendtisch richtete, zogen sich die beiden in ein Zimmer des oberen Stockwerks zurück wie ein ungeduldiges Liebespaar, das sich nach langer Trennung zu zärtlichem Alleinsein begibt.

Es war das sogenannte italienische Zimmer, ganz in Blau und Gold, mit zierlichen Stühlen und Tischen, schöngerahmten Gemälden, erlesenen Fayencen und Majoliken und einem sienesischen Intarsiaschrank. Links und rechts schlossen sich andre Räume an, das französische, das englische, das Biedermeierzimmer, jedes ein Museum voller Kostbarkeiten, mit

geschnitzten Möbeln und Truhen, Porzellan aus der Blütezeit der Fabriken, Brokatstoffen, Spitzentüchern, alten Kirchenstühlen, Leuchtern, pergamentgebundenen Büchern, Kristallüstern, Bronzefiguren und Bildern der achtziger und neunziger Jahre von Munkaczy, Makart, Lavery, Horwitz und Lenbach. Das letzte Gemach nach links hin war ein winziges holzgetäfeltes Rondell, in dessen Mitte auf einem sechseckigen Postament eine große Puppe stand: die altenglische Puppe aus dem ehemaligen Myliusschen Laden. Mit ihren fremdartigen, weitgebauschten Gewändern und dem rätselhaften Lächeln in dem Wachsgesicht erhob sie sich in dem dämmernden Licht wie ein geheimnisvoller Hausgötze.

Nie trat Philipp Gentili über die Schwelle dieser Räume, ohne einen andächtigen Schauer zu verspüren. Nicht aus Empfindsamkeit; nicht weil hier ein reiches Leben voll eines ihm unbekannten Inhalts zur Anschauung wurde; sondern, seiner praktischen Denkungsart gemäß, wegen des kaum abzuschätzenden Wertes dieser Dinge. Darum begegnete er seiner Tante mit der nachdrücklichen Hochachtung, die er nur gegen Personen hatte, deren sozialem Übergewicht man sich beugen mußte; darum ertrug er ihre Schrullen und Launen und hütete sich, ihr zu widersprechen; was ohnehin nicht leicht war, da ihre tyrannische Natur minder starke Charaktere von selbst unter ihren Willen zwang.

Wenn alles schief ging, und solchen heimlichen Fatalismus der Furcht konnte er bisweilen nicht abwälzen, trotz der rauschhaften Zuversicht, die mit seinem Gewerbe verbunden war, und die er sich aufklebte wie eine Maske, wenn alles schief ging, hier war man geborgen, hier war die rettende Insel. Das gab Hintergrund, das gab Auftrieb. Jeder einzelne Gegenstand grüßte ihn als den Erben, und er hatte bereits seine Pläne, wie er aus eigenen Mitteln das einfache

Landhaus zu einem Prunk- und Herrensitz ausbauen würde. Sein messender Blick überflog die Alte: ihre Jahre messend, ihre robuste Kraft, ihren starken Gliederbau, ihre unerschütterliche Stirn, ihren pittoresken Aufzug, durch den sie gleichsam die Zeit verhöhnte.

Indessen war es nötig, von den Geschäften zu sprechen. Ulrike konnte ihre Ungeduld nicht mehr bezähmen. Man sei auf gutem Weg, versicherte Philipp Gentili; die Aussichten seien günstiger als je. Jetzt heiße es zugreifen; der historische Moment sei da. Ulrike Woytich riß die Augen auf, die Lippen wölbten sich, die Finger krümmten sich, atemlos trank sie seine Worte. Er sprach in seinem Bankjargon, der ihr zum Rasendwerden unverständlich war, von der großen Favoritin des Geldmarktes, für die sich seit kurzem sogar die zurückhaltendsten Faktoren engagiert hätten und die einer unvergleichlichen, nie dagewesenen Hausse entgegengehe: der polnischen Mark. „Vertracktes Judenlatein, red deutsch mit einem", stöhnte Ulrike. Da lachte er als ob ihn der Bock stieße und bemühte sich, ihr die Sache zu verdolmetschen. Es gelte billig zu kaufen. Das Problem sei bereits vor acht Tagen brennend gewesen. Ihrer Zustimmung und nachträglichen Genehmigung sicher, habe er zur richtigen Stunde Auftrag erteilt. Er nannte eine Summe, bei der Ulrike die Knie schlotterten. Sie mußte sich stützen. Gentili geleitete sie zu einem Stuhl und machte eine Zeremonie daraus, ihr beim Niedersitzen behilflich zu sein; dann putzte er seinen Kneifer und kicherte trocken. Ulrike schnappte noch immer nach Luft. Sie sah ihn mit einer Mischung von Staunen, Schrecken, Argwohn und Hoffnung an. Sie erkundigte sich nach dem Ertrag des letzten Monats. Seine Antwort goß Frieden über die verstörten Züge. Zur Beglaubigung seiner Angaben brachte er einen Kontoauszug zum Vorschein und

setzte ihr zum soundsovielten Male das kunstvolle Widerspiel der Zahlen auseinander. Andächtig strich sie mit der entballten Hand über das ängigmatische Blatt. Ein seliges Schmunzeln, um so verräterischer, als sie es zu verbergen bestrebt war, wetterleuchtete in ihrem Gesicht. Leise schnurrend wie ein Kater grub sie in der metertiefen Tasche ihres Rocks nach der Pfeife.

„Schön", bellte sie wohlwollend, als die Pfeife brannte, „sehr schön. So kann ich doch wieder eine Zeitlang ruhig schlafen. Da braucht man doch nicht Angst zu haben, daß man auf seine alten Tage auf dem Straßenpflaster krepiert. Da scheinst du ja ganz brav manövriert zu haben, du gefinkelter Teufel, du. Na ja, der eine hat die Grütze, der andre die Mütze. Verstehn kann ich die Geschichte nicht, das sind mir lauter böhmische Dörfer, aber es ist ja auch nicht notwendig, daß ein altes Weib wie ich alles versteht. Wenn man ihr nur vergönnt, daß sie ihren kleinen Profit dabei macht."

Sie lachte und geriet allmählich wieder in ihr schallend lautes Sprechen. „Das hab ich nicht lieb", fuhr sie halb zänkisch, halb humorig fort, „daß die Adepten sich die saftigen Brocken aus der Schüssel holen und unsereins steht mit hängender Zunge daneben. Darf ich mit dabei sein und gibt man mir was ab: gut; aber das Nachsehn hab ich nicht lieb. Wie macht man einen blutrünstigen Sansculotten zu einem sattelfesten Bourgeois? Weißt du das, mein Sohn? Man gibt ihm was ab."

Philipp Gentili nickte begeistert und vereinte sein Gelächter mit dem ihren.

„Natürlich, wenn ihr aus einem einzigen Guldenzettel hundert macht, ihr Schwindler", krakeelte Ulrike weiter, „und dem gutgläubigen Schafsvolk aufredet, das Hundertstel ist

noch genau soviel wie das Ganze, so dürft ihr euch nicht wundern, wenn sie rebellisch werden. Hütet euch nur vor dem Tag, wo sie sich weigern, eure falsche Münze länger für bare Münze zu nehmen, während ihr euch schadlos haltet und einander die unbeschnittenen Scheine in die Hände spielt. Es ist doch eigentlich zum Gruseln mysterios, was ihr da in eurer Sudelküche für giftige Tränklein braut und für chaldäische Beschwörungsformeln ausheckt." Sie erhob sich, legte beide Hände auf seine Schultern, rüttelte ihn, und indes ihr geistreich-böses Gesicht zuckte und funkelte, sprach sie: „Aus Eins mach Zehn und Zwei laß gehn und Drei mach gleich, so bist du reich. Ists nicht so? Leugnees, wenn du kannst!"

„Es mag schon so sein", gab Philipp Gentili, dem unter der rauhen Vertraulichkeit des alten Fräuleins etwas unbehaglich zumute wurde, verlegen und belustigt zu, „aber du, Tante Ulrike, bist doch keinesfalls auf meine magischen Künste angewiesen. Du hast, was tausendmal besser ist als Geld. Du hast Sachen. Und was für Sachen!" Er deutete mit bewunderndem Blick ringsum.

„Sachen, ja Sachen", brummte Ulrike, plötzlich verdrossen, und bewegte die Finger als wolle sie seinen lüsternen Blick durchschneiden wie einen Faden. „Die gehören mir, jawohl. Die Sachen gehören mir. Oder sagen wir richtiger: die gehören zu mir. Kannst du das auch genau unterscheiden, du gewitzter Herr? In denen steckt mein Leben. Die kann ich nicht vertun. Für die kann ich mir kein Brot und kein Fleisch kaufen, und auch andere werdens nicht können, dafür ist gesorgt. Die sind mein wie meine Füße und meine Ohren mein sind. Das sind Inbilder, verstehst du das? Jedes einzelne ist ein Inbild: ein Merkstein, jedes ist ein Stück von mir. Was könnt ihr davon wissen, ihr Heutigen, ihr Allzuheutigen, ihr Restlosen, ihr Hauslosen!"

Sie hatte sich in Zorn geschrien und schüttelte die Faust. Philipps zerknirschte Miene versöhnte sie jedoch rasch; sie brach in ein grobes Männerlachen aus, pflanzte sich in ihrer hageren Größe vor ihn hin und deklamierte mit stumpflohenden Augen, heimlich erheitert von der dümmlichen Ratlosigkeit des Neffen: „Verlier die Vier, aus Fünf und Sechs, so sagt die Hex, mach Sieben und Acht, so ists vollbracht: und Neun ist Eins und Zehn ist keins. Ja, mein Teuerster", schloß sie und paffte Dampf aus ihrer Pfeife, „man kennt seine Klassiker. Man hat seine Traditionen. Man ist nicht durch den Rauchfang auf die Welt gekommen."

Sie nahm seinen Arm, damit er sie zu Tisch führe.

Die wächserne Birne

Ulrike Woytich trug ihre Jahre schwer. Zwar leugnete sie sich und andern keines ab; dazu war kein Anlaß. Vor allem befriedigte der Rückblick: sie war weit gegangen, gut gegangen, schön gegangen. Man spürte eine angenehme, anständige und natürliche Müdigkeit des Leibes. Sie hätte nichts vom Wege missen mögen; sie hätte ihn nicht abwechslungsreicher und nicht friedlicher haben wollen; sie hegte keine Reue, keine Scham, keine Trauer, keine verspäteten Wünsche; sie philosophierte nicht über die Vergangenheit, sie mäkelte nicht an ihr, sie färbte sie nicht süßlicher und verfiel bei ihrer Betrachtung weder in Bigotterie noch in die allenthalben aufgespannten Netze der Theosophie; sie ließ sie bestehn und schaute sie an wie ein Maler das vollendete Bild, das keines Pinselstrichs mehr bedarf und auch keinen mehr verträgt.

Es war nichts versäumt worden. Es war alles zur richtigen Zeit und am richtigen Ort geschehn, was hatte geschehn müssen; es war alles vollbracht worden, wie es die Umstände und Fügungen erfordert hatten.

Aber: daß es gewesen war, ein für allemal gewesen, nie wieder möglich, nie wieder erlebbar, das konnte sie nicht verwinden, dagegen haderte sie, das beseufzte sie, damit konnte sie nicht ins reine kommen. Da genügte kein: schade, daß es vorüber ist, da gab es Stunden, wo Ungeduld und Groll die Dämme brachen. Das Blut wurde kühler, die Sinne schliefen ein, aber der Geist flammte noch; längst war das Taggestirn erloschen, längst war aus Abend Nacht geworden, aber ruhen konnte sie nicht, vergessen konnte sie nicht. Ja, man verhängt die Fenster, schimpft über das schlechte Wetter und die Kälte, wirft sparsam ein paar Scheite in den Kamin, drückt den Kopf in das Polster des Lehnstuhls und träumt: unvollkommene Vergnügungen des Alters; kläglicher Abschein des Gewesenen.

Verdrängt aus der Erinnerung hatte sie die Jahre des Übergangs aus der Fülle in die Dürre, aus der Glut in die Dämmerung, aus Menschenschwarm und Menschenjubel in Einsamkeit und Stille, darum verdrängt, weil mit ihnen die Unerfreulichkeit begonnen hatte. Den allein untrüglichen Spiegel hatte sie nie aus der Hand gelassen, der: Wissen um sich selber heißt. Sie hatte nicht gewartet, bis man ihr freundlich-grausam bemerkbar gemacht hatte: es ist eine zuviel dahier, eine mit Krähenfüßen um die Augen und Runzeln am Hals, eine, der die Zähne im Mund zu wackeln und die Knie beim Schreiten zu wanken beginnen, die schrille Mißtöne hervorbringt, wenn sie lacht und ihre fünf Dezennien mühselig auf viereinhalb herunterhandelt. Nein; sie hatte sich erhoben, hatte nach allen Seiten verbindlich

gegrüßt und in aufrechter Haltung, wenn auch mit vergiftetem Herzen den Festsaal verlassen. Und während die muntre Versammlung des Glaubens war, sie werde zurückkehren, um der zu Ende gespielten Rolle noch einen lächerlichen Schnörkel anzuhängen, während man sich wunderte und nach ihr fragte, denn die Welt will verstoßen, sie will nicht, daß man sich ihr entzieht, hatte sie sich in die vorsorglich bereitete Klausur begeben, um dort den restlichen, minder ergötzlichen Teil des Programms zu erledigen. Ein dornenvoller Gang, zu dem Entschlossenheit nötig gewesen war. Eine Weile noch dauerte der Lärm im Ohr fort; die gleichlaufenden Tage lasteten; Aufbäumen und Zähneknirschen; dann trat Ruhe ein.

Und: Du hast gelebt, Ulrike Woytich! du hast genossen und abergenossen; du hast den vollen Becher an die Lippen gepreßt und um- und umgestülpt, bis kein Tropfen mehr drinnen war; jauchzend bist du durch ihre Städte gezogen und hast mit geschäftiger, im Empfangen niemals lässiger Hand die Gaben entgegengenommen, die sie dir gespendet haben, dir und deiner Jugend und deiner Tüchtigkeit und deiner Fröhlichkeit und deinen beweglichen Sinnen. Das stand unverrückbar fest. Man hatte seine Trophäen. Es war nichts, aber auch nichts versäumt worden.

Damals, als sie mit reicher Beute beladen dem Hause Mylius Valet gesagt, hatte sie bald das Sprungbrett gefunden, um in die Mitte des Lebens zu gelangen. Sie sprang, sah sich furchtlos um, erblickte eine Leiter und begann Sprosse um Sprosse hinaufzuklettern; nicht zu langsam, nicht zu schnell. Sie war nacheinander: Reisebegleiterin; Vorleserin; Gesellschafterin; befreundeter Gast zweier Prinzessinnen; unentbehrliche Stütze einer Herzogin; Palastoberste eines russischen Fürsten von legendärem Reichtum;

Vergnügungsreisende auf eigene Faust; und schließlich und vor allem: Dame; Dame von Stand, Vermögen und Einfluß; Generalstochter (der Vater war im Tode avanciert), Liebling der aristokratischen Zirkel, Gnadenperson bei allen, die etwas galten und bedeuteten in der Welt.

Sie hatte stets Empfehlungen wie der geehrteste Abkömmling eines alten Geschlechts. Keine Tür blieb vor ihr verschlossen. Öffnete sie sich nicht beim erstenmal, so doch beim zweiten; war der Schlüssel nicht da, so fand sich ein Dietrich. Ihr widerstand kein Pförtner, kein Lakai, keine Vorschrift, keine Exklusivität. War sie einmal da, so gab es keinen Zweifel mehr, daß sie berechtigt war, da zu sein. Sie hatte die Form, sie wußte das Wort, und sie war überall im Lauf von fünf Minuten akklimatisiert. Sie sprach mit Italienern italienisch, mit Franzosen französisch, mit Engländern englisch und beherrschte die Sprachen bis in die entlegensten Winkel ihrer Argots und Dialekte. Sie hatte die Melodie einer jeden im Ohr und ihre Finessen in den Fingerspitzen. Sie fesselte den Politiker auf seinem Feld, den Industriellen auf seinem, den Soldaten, den Seemann, den Gelehrten, den Journalisten. Sie kombinierte Zusammenhänge wie eine Wahrsagerin aus flüchtigsten Beobachtungen. Sie besaß die Phrase, bevor sie gewöhnlich wurde und schöpfte aus nie versagendem Gedächtnis. Sie lernte Lebensläufe auswendig und wenn sie sie beschrieb, bog sich alles vor Lachen. Sie kannte fünfhundert Anekdoten und erzählte sie so, daß dies allein schon genügt hätte, sie zum Mittelpunkt jeder Gesellschaft zu machen. Wenn sie Familienverhältnisse schilderte oder Ereignisse aus ihrem Kreis, immer am Rand des Möglichen, der letzten Bosheit und Indiskretion, zitterten und kicherten die Zuhörer zugleich. Ihre eigentümlichste Kunst in der Menschenbehandlung bestand darin, derbe

Wahrheiten zu sagen und dabei auf eine durchtriebene Weise zu schmeicheln, sich als Naturkind zu geben und dabei peinlich die Grenze zu beobachten, jenseits deren sie alles verscherzt haben würde. Je heimischer sie wurde, je kühner wurden die Verwirrungen, die sie anrichtete, die Ränke, die sie spann, die Abenteuer, in die sie sich stürzte. Sie brachte Menschen zusammen und Menschen auseinander, ohne daß man nur auf die Vermutung geriet, sie habe ihre Hand im Spiel. Sie knüpfte Ehen und zerstörte Ehen, schuf Freundschaften und sprengte Freundschaften, säte Mißtrauen in alte Beziehungen und zerrte Geheimnisse ans Licht, die bisher unangetastet geblieben waren. Traten dann die verhängnisvollen Folgen ein, Zerwürfnis, Haß und Streit, so machte sie den Friedensboten und Versöhnungsengel, war die bedankte Mittlerin und wusch ihre Hände in Unschuld. Eine Andeutung genügte oft, um den Giftstoff zu erzeugen, eine schlau gestellte Frage, um das lauernde Verderben in Fluß zu bringen. Bewegung mußte sein, Spannung, Wechsel, Entladung, Entfaltung. Ihre Lust war es, die Geister zu erhitzen und gegeneinander zu treiben, die Trägheit aufzurütteln, die Eigenliebe zu kitzeln, die Schwäche auszunützen und dabei ihre Macht zu erproben.

Die Gestalt und Beschaffenheit der europäischen Gesellschaft der letzten fünfundzwanzig Jahre ihrer Altersblüte war ihr so vertraut wie dem Botaniker eine bestimmte Gruppe von Pflanzen vertraut wird, wenn er ihr seine Teilnahme ausschließlich widmet. Sie kannte ihre Zusammensetzung, ihre Gliederung, ihre Lebensweise, ihre Interessen, ihre Laster und ihre Tugenden von Grund aus. Sie war von nichts anderem beansprucht als mit ihr zu schwelgen und zu schwärmen, zu tafeln und zu tanzen, zu medisieren und zu lachen, sich zu schmücken und zu betäuben. Sie teilte ihre

Neigungen und Liebhabereien, machte ihre Moden mit, huldigte ihren Göttern und Götzen, diente ihrer Eitelkeit und bestärkte sie in ihrer Hoffart und in ihren Vorurteilen. Sie war eine Art von Marketenderin in ihren Lagern, aber treulich und vollkommen angepaßt ihren Umgangsformen, ihren Anschauungen und ihrer Tracht. Dies wußte sie; darum der Sturm, darum der Lärm, darum die wilde Jagd. Wenn alles auf dem Kopf stand, konnte sie um so geruhiger auf ihren beiden Beinen stehn und sich die Sache betrachten. Nichts blieb ihrem durchdringenden Blick von dem verborgen, was diese Leute trieben, die sie bewunderte und verachtete: ihre Geschäfte, ihre Pläne und ihre Sünden nicht. Verriet sie eine Partei an die andre, so hatte sie sich nicht bloß ihres Vorteils fest versichert, sondern war auch unangreifbar wie unter einer Tarnkappe. Nach und nach wurde sie Richterin in allen Dingen des Geschmacks, und ihr leichtentzündlicher Enthusiasmus, ihre österreichisch-slawische Schmiegsamkeit und Sinnhaftigkeit, eine mitgeborene Empfindung für Bild und Klang und Spiel und Rhythmus verschafften ihr Stimme, Anerkennung und Gefolgschaft. Bald war es ein Maler, bald ein Musiker, bald ein Schauspieler, für den sie sich einsetzte und ihre Freunde mitriß; es reichte nie weit und griff auch nicht hoch, aber sie gab die Rolle der Beschützerin und Förderin mit Anmut und Temperament; sie warb und blies die Fanfare und sorgte für den Ruhm und den Säckel ihrer Lieblinge und wurde von ihnen zum Dank gefeiert und als moderne Aspasia begrüßt. Sie reiste nach Weimar, um Liszt zu sehen, und nach Bayreuth, um Richard Wagner anzubeten, und nach Wien, um Makart kennen zu lernen, und nach London, um Adelina Patti zu treffen, und nach Paris, um Rodin zu besuchen, und auf dem Weg waren überall Mittlere und Kleine, das Spatzenvolk, wie sie es nannte, das

sie mit Lobeskörnern fütterte und dem sie einen Begriff von Welt, einen Geruch von Erlebnis und einen Eindruck von geprägter Persönlichkeit hinterließ.

Wie viele unvergeßliche Begegnungen; wie viele fremde und im Vorübergehen aufgeflammte Wunder des Geistes und Herzens; wieviel Ehrgeiz und stolzes Blut und zögernder Verzicht und junger Sieg und Rede und Widerrede und mutige Tat und echoendes Wort; wie das durch die Länder bebte und von Stadt zu Stadt schüchternen Wunsch nach Neuem und Werdendem trug, und wie sie, die Kluge, alles ein wenig unter sich ließ und ein wenig neben sich schob, ungläubig, wie man die Phantastereien von Kindern aufnimmt, und als wisse oder ahne sie, daß mit ihrer eigenen Herrlichkeit auch die der ganzen Zeit hinabsinken würde.

An allem genippt und den Kern von allem geschmeckt, die Süßigkeit und die Bitterkeit, Reiz und Verlust. Gegeneinandergewogen tauschten Süßes und Bitteres ihre Art und wurden als Würze eines. Halb träumend konnte sie sich in ein imaginäres Mausoleum versetzen, mit Mauernischen, in deren jeder eine Urne stand mit Aschenresten einer gelebten Leidenschaft. Hob man den Deckel, so kam zuerst ein leiser Duft von Verwesung, der dennoch betäubte, dann erschien Gestalt um Gestalt, Antlitz um Antlitz. Weit entfernt die einen, rührend nah die andern, schwach glühend diese, verblaßt und schon verkrustet jene. Sie drängten sich nicht auf, sie mußten gesucht werden und antworteten auch nicht immer dem Ruf der Erinnerung. Es war ein Totendienst.

Nichts war Last geworden; Schmerz und Kummer waren da nicht zu finden, nicht Leiden der Seele und unfruchtbare Sehnsucht. Es ging um die Stunde. War der Rausch vorüber, so war die Lust vorüber. Glück war wie ein Scherzen; Wagnis jedenfalls; in der Vielfalt war die Lockung, Meisterin

war die Gelegenheit. Ohne Gefahr und Heimlichkeit kein Genießen; nur an praktischen Lebensgütern durfte nichts verloren gehen; Besitz und Habe mußten wachsen, und dafür den Instinkt zu schärfen, mit steter List und Berechnung beides in Sinn und Blick zu behalten, verlieh der Existenz eine erregende Doppelheit. Es gab einen bestimmten Abschnitt in ihrem Leben, zwischen dem achtundzwanzigsten und sechsunddreißigsten Jahr etwa, der eine ununterbrochene Folge romanhafter Ereignisse gewesen war: intime Beziehung zu zwei Brüdern, die in tödlicher Feindschaft zueinander standen; unter den verblendeten Augen einer Jungvermählten, deren innigste Vertraute sie war, den Mann ins Netz verstrickt, der dann nicht mehr von ihr lassen wollte, so daß sie Hals über Kopf hatte flüchten müssen, um Skandal und Ärgernis zu verhüten. Geliebte eines Diplomaten und aufs bedrohlichste kompromittiert, ja nahe daran verdächtigt zu werden durch das nie aufgeklärte Verschwinden wichtiger Papiere, aus welcher Bedrängnis sie sich nur hatte retten können, indem sie den Sohn dieses Mannes bekehrt und zu ihrem überzeugten Anwalt gemacht hatte; wochenlange tolle Fahrt durch halb Europa mit einem Opernsänger, den sie einer vor Eifersucht rabiaten Gräfin entführt; dazwischen Tändeleien, um die leere Zeit zu füllen; Verwicklungen ohne Tragik; so leicht wie sie geschürzt waren, lösten sich die Knoten: ein Wort war Kuppler, ein Blick beendete das Spiel.

Wenn sie durch ihre Zimmer schritt, diese Räume der Erinnerung, grüßte ihr Auge lauter Zeugen der unwiederbringlichen Vergangenheit. So viel Dinge, so viel Weiser. Eine mit Halbedelsteinen besetzte Silberschale: das war die Juninacht in Venedig, umrahmt von Sternenglanz und Lichterglanz, wiedergekehrtes Bild aus sorgloseren Jahrhunderten. Das Porträt eines Jünglings im Pelz: die

Schlittenfahrt in der russischen Steppe und abendliche Ankunft vor dem beleuchteten Herrenhaus; freudiges Gebell der Wachthunde und flimmernde Schneekappen auf den Zaunpfählen wie die Kronen von Winterelfen. Da ein silbergefaßter Handspiegel, an dem zärtlichstes Gedenken hing; dort ein Marmorfigürchen, umhaucht von südlicher Luft; die elfenbeinerne Briefschatulle; der geschmückte kleine Altar; die Vitrine mit der Schreibgarnitur; die griechische Lampe. Und all das war nur das Geringe, die Vor- und Nachernte, die Anzahlung gleichsam; aber jedes mahnte, jedes erzählte, in jedem spürte sie sich selbst. So und so war sie gestanden, gegangen, gesessen; in die und die Gesichter hatte sie geschaut; Augen waren wohlwollend und erwartungsvoll auf sie gerichtet, deutlich erkennbar noch alle, so schimmernd feucht, so sprechend. In Tanz und Umarmung erblickte sie sich, begehrt, gebietend; aber auch in Geschäften und Verhandlungen, als energische Mehrerin ihres Guts, später, in den Jahren, wo man nur noch die Scheune füllt.

So war sie gewesen, Ulrike Woytich, die jetzt in stillen Stuben herumging und die Inventur ihrer Schätze vornahm. Und war sie es noch? Wer war es, die da zurücksann, zurückspähte, zurücklauschte? Ulrike Woytich noch immer? Die Verfallene und halb Zahnlose, die Kindlose, Freundlose und in Fetzen Schlurfende: war das Ulrike Woytich? Sie schüttelte den Kopf. Sie konnte beinahe zweifeln.

Es war gewiß der logische und unerbittliche Lauf der Natur. Kein Fehler war im Tun und Geschehen zu entdecken, nichts was hätte anders sein sollen. Gesättigt war sie vom Leben. Sie hatte rechtschaffen gedient und war belohnt entlassen worden. Nichts schuldig geblieben, keinem seine Schuld geschenkt. Ausgiebig gezecht, anständig gezahlt, und wenn sie selber die Wirtin gewesen, jegliche Sache zu

ihrem Preis angesetzt. Sie hatte niemals überfordert, sie hatte niemals leichtsinnig gehaust. Ausschweifung war ein Begriff, den sie nur in der Anwendung auf andere kannte. Der Sturm der Leidenschaften und Gemütserschütterungen jeglicher Art hatte sie nicht besonders tief angerührt. Man mußte frisch bleiben, man mußte jeden Morgen wissen, was der Tag bringen würde, man mußte seine Leute in Atem halten. Sie dachte nicht hoch von der Entäußerung im Gefühl, denn sie wußte fast nichts davon. Eine Empfindung über die Jahre ausdehnen, das war die Sache der ewigen Abc-Schützen, die aus der Fibel lernten, daß man mit einem einzigen Goldstück Roß und Reiter vergolden kann. Sich in Abhängigkeit von Herzensregungen begeben, war töricht und nachteilig. Was sie da draußen in der Welt Liebe nannten, war eine gängige Münze, mit der einander zu täuschen die Menschen übereingekommen waren und an deren Wert und Echtheit außer ein paar Romantikern niemand recht glaubte. Es war eine hübsche, bisweilen nützliche, bisweilen unbequeme und in jedem Fall einfältige Lüge. Ein Augen- und Ohrentrug, eine äffende Spiegelung, eine Attrappe. Das hatte Ulrike Woytich ergründet, und diese Überzeugung konnte durch nichts wankend gemacht werden, durch kein Buch, kein Beispiel und keine Beteuerung.

Sie besaß eine wächserne Frucht, eine Birne, größer als ihre Faust und so meisterhaft dem Leben nachgeahmt, so verführerisch in Form und Flaum und Farbe, daß schon mancher danach gegriffen hatte, fragend und verlangend, um sie alsbald, fast erschreckt von der Kälte und Starrheit des Produkts, wieder an ihren Platz zu legen und sich beschämt abzuwenden. Sie lag auf einem Meißener Teller im französischen Zimmer, und es geschah zu Zeiten, daß Ulrike sie in die Hand nahm, sie mit spöttisch-erfahrenem Lächeln

betrachtete und sich an dem weichen Kontur und goldigen Schimmer der toten Frucht vergnügte wie an einer glücklich gelungenen List.

Das Lächeln wollte besagen: darauf bin ich nie hereingefallen und damit kann man mich gottseidank auch weiterhin nicht ködern.

Fanny wandert

Als Philipp Gentili am Montag mit der grauenden Frühe die Villa Woytich verlassen hatte, war es mit dem trügerischen Wohlleben daselbst wie mit dem trügerischen Frieden vorbei. Das erste, was Ulrike vornahm, war eine Revision der Naturalienbestände, woraus sich ein greulicher Auftritt zwischen ihr und Kreszenz entwickelte. Von den fünf Kilo Mehl, die am Samstag noch die Schublade des Küchenschranks gefüllt und die Ulrike für den Bedarf der ganzen Woche bestimmt hatte, fanden sich nach genauer Abwiegung nur noch eindreiviertel vor. Der Zucker war bis auf sechs Würfel verschwunden. Der Korb mit den Äpfeln war leer. Die Gewürzbüchsen leer. Der Fettopf leer. Vom Reis kein Korn mehr da. Das weiße Brot bis auf einen steinernen Happen weg. In ihrem mausgrauen Kittel stand Ulrike vor der Anricht und fuhr mit den Händen krampfhaft unter dem noch ungesäuberten Geschirr herum. Schließlich ergriff sie die ebenfalls leere Essigflasche, hielt sie dicht vor die Nase der vor Wut beinahe platzenden Kreszenz und heulte: „Da muß ja einer in dem Haus sein, der Essig saust! Unmöglich kann unter normalen Menschen eine Flasche Essig in zweieinhalb Tagen draufgehn! Einmal haben wir Salat auf den Tisch bekommen, ein einziges Mal! Wollen einen denn die Leute

mit Gewalt an den Bettelstab bringen? Wer hat den Essig gesoffen?"

Kreszenz bewahrte eine grimmige Ruhe. Und als Ulrike zu schreien fortfuhr und ihre künftige Armut in den grellsten Farben malte, entriß ihr die Magd die Essigflasche, die jene wie eine Kriegskeule schwang. In diesem Augenblick, der ein Handgemenge ernstlich befürchten ließ, erschien die erschrockene Anastasia auf der Schwelle, und Ulrikes besinnungslose Erbitterung kehrte sich plötzlich gegen diese. Sie vermisse ein Unterleibchen in ihrem Wäscheschrank; wer ihr das Unterleibchen genommen habe? das Unterleibchen müsse her, sonst schicke sie auf die Gendarmerie. Kreszenz verzog höhnisch das Gesicht. „Aber mein Gott, Ulrike", bemerkte Anastasia fast weinend, „das Leibchen war zerrissen und ich habs zum Flicken auf mein Zimmer getragen." Kreszenz erfrechte sich, einzuwerfen, das sei kein Wunder, da doch alle Sachen des Fräuleins in Fetzen gingen, Spott und Schande. Ulrike entgegnete, das lüge sie in ihren Hals hinein, sie habe das Leibchen noch in tadellosem Zustand am Körper gehabt, wahrscheinlich machten sich auch gewisse Leute im Haus das Vergnügen, heimlich ihre Wäsche anzuziehen. Da streckte Kreszenz den nackten Arm gegen die Tür und kreischte: „Hinaus! auf der Stelle hinaus!" und siehe da, das Überraschende begab sich, daß Ulrike dem Befehl ihrer Magd eilig Folge leistete und sich für die Flucht schadlos hielt, indem sie auf der Stiege weiter schimpfte, während Kreszenz die Küchentür krachend zuschlug. Es dauerte aber nicht lange, so öffnete sie sie wieder, als ob sie die kleine Zwischenzeit nur benutzt hätte, sich über die Beleidigungen, die sie hatte schlucken müssen, klar zu werden, trat auf den Vorplatz und fing an, höchst sonderbare Reden zu führen. Sie sprach nicht zornig und aufgeregt, sondern

erging sich mit verhaltener Stimme und in einem tückisch-näselnden Singsang rätselhaft andeutend über Damen, die sich in acht nehmen sollten, einfache Personen aus dem Volk übermütiger und boshafter Weise zu reizen; die froh sein sollten, wenn man die Dinge auf sich beruhen ließe und besser nicht mit der Obrigkeit im Munde andere gruseln machten, die nicht halb soviel Butter auf dem Kopf hätten; für die es sich empfehle, schön still zu sein und nicht wegen dem bißchen Hungerlohn, das sie mit Ach und Krach zahlten, sich anzustellen, als hinge eines armen und nur leider allzu gutmütigen Dienstboten ewige Seligkeit von ihrem Geldbeutel ab, denn was besagten Geldbeutel betreffe, ließe sich hierüber einiges nicht eben Christliches und Erbauliches vermelden, wenn einen gerade die Lust ankäme und man sich aufs Trätschen verlegen wolle.

Sie stand breitbeinig da, die Hände in den Hüften, ihre Augen glitzerten wie die einer Katze, von Zeit zu Zeit verbeugte sie sich ironisch, und als sie geendet hatte, marschierte sie in ihre Küche zurück und stieß ein Gelächter aus. Ulrike befand sich längst wieder im Wohnzimmer und zog Anastasia, die auf der Schwelle gierig lauschte, unsanft in den Raum. „Sie stiehlt, gar kein Zweifel, das Weibsbild stiehlt", flüsterte sie der Schwester ins Ohr. „Hörst du, was sie da unten redet?" flüsterte Anastasia bestürzt dagegen. Ulrike tat als höre sie nichts und mache sich nichts daraus. Da fragte Anastasia scheu, warum sie die Person im Haus behalte; man müsse sich ja ordentlich fürchten. Mürrisch ausweichend erwiderte Ulrike, es käme nie was Besseres nach, und wie es mit dem sogenannten Volk leider beschaffen sei, müsse man zufrieden sein, wenn man überhaupt jemand habe. Aber sie sei ja faul, schmutzig und unfähig, wandte Anastasia ein, die sich immer noch bemühte, etwas von Kreszenz' Worten zu

erhorchen. Dies verhinderte Ulrike, indem sie übermäßig laut wieder von der geleerten Essigflasche zu reden anfing und dann Anastasia grob aufforderte, ihr in ein anderes Zimmer zu folgen, wohin die Stimme der Magd nicht dringen konnte: als dies nicht schnell genug ging, trieb sie sie händeklatschend vor sich her. In ihrem Gesicht malte sich eine Feigheit und Furcht, die Anastasia zu denken gaben; auch wich sie dann den ganzen Tag über nicht von Anastasias Seite, offenbar in der Absicht, sie nicht in Kreszenz' Nähe gelangen zu lassen, benahm sich dabei wie eine Gefangenwärterin und folgte ihr auf Schritt und Tritt, wenn sie das Zimmer verließ. Um sie über den Zweck ihres Verfahrens zu täuschen oder sie in ihren Gedanken darüber zu stören, sprach sie fast ununterbrochen, politisierte, machte sich über die Regierung lustig, zog erbarmungslos über die bürgerliche Gesellschaft her, jammerte über den Verbrauch, schimpfte über die Steuern, über die Beamten, über das Wetter, über die Handwerker und Arbeiter, über die Zeitungen, über die ganze in Lügenbrei und Lügendunst erstickte und verfaulte Welt.

Anastasia aber, wie schon so oft, grübelte nur über das eine: was wohl die Ursache davon sein mochte, daß sich Ulrike, die vor keinem Menschen Respekt hatte und Angst erst recht nicht, vor dieser bösen und gemeinen Magd duckte und verkroch. Da ist etwas nicht geheuer, dachte sie, und sie hätte ihr Seelenheil drum gegeben, wenn sie es gewußt hätte. Spionieren und dem Frauenzimmer schön tun hatte keinen Erfolg; sie hatte es häufig versucht und war schlecht dabei gefahren. Es war nicht einmal so sehr das verborgene Geheimnis, das sie lockte, als vielmehr der Umstand, daß es möglich war, Ulrike, die unbeugsame, tyrannische, kaltherzige Ulrike, zu einer Art von Nachgiebigkeit, ja sogar zum Schweigen zu bringen. Das Rezept hätte sie gern besessen, denn

sie mußte Tag und Nacht zittern und sich demütigen für alles, was sie hier genoß, für den Schluck Luft und den Blick Sonne und den Bissen Brot.

Kreszenz' Rache kam erst noch und wurde unangenehm fühlbar: sie heizte den Herd nicht und kochte nicht. Ulrike, ohne dagegen einzuschreiten, holte einen Topf Wasser und bereitete in der Wohnstube auf dem Spiritusapparat Tee. Dieser, schwach gezuckert, ein paar mit Fett bestrichene Brote und ein Rest vom gestrigen Kartoffelsalat, der sich in einem Küchenwinkel vorgefunden hatte, bildeten das Mittagessen für die beiden Damen. Anastasia würgte es mit Groll hinunter, wagte aber keinen Einspruch. Ulrike ihrerseits schien ganz zufrieden; man hatte auf solche Weise gespart, Holz gespart, Ingredienzien gespart, und auf Anastasias etwas bittere Erkundigung, womit sich Fräulein Kreszenz den Tag über beschäftige, während sie sich ihren Pflichten entzog, erwiderte Ulrike gespenstisch grinsend, wahrscheinlich habe sie irgendwo einen Liebhaber, den sie bei guter Laune halten und für den sie die stibitzten Nahrungsmittel einpacken und versenden müsse. Anastasia, die prüd war und die Unterhaltung über solche Gegenstände nicht liebte, schwieg und fuhr fort, sich im stillen zu wundern. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie gegen Abend, im Begriff, ein wenig im Freien zu lustwandeln und an der offenen Küchentür vorübergehend, drinnen Ulrike und Kreszenz nicht bloß in schönster Eintracht beisammen sitzen, sondern auch auf die vertraulichste Manier miteinander schwatzen und schäkern sah. Kein Zweifel, es hatte Ulrike nicht ruhen lassen, bis sie den zürnenden Hausdrachen versöhnt hatte, und so weit ging sie in der Selbsterniedrigung, daß sie sich nicht scheute, ihr mit der flötendsten Stimme, die Anastasia je von ihr gehört hatte, Komplimente über ihr stattliches Aussehen zu machen und

sie mit widerlichen Anspielungen zu necken. Denn Kreszenz, sonntäglich angetan trotz des Werktags, war den ganzen Nachmittag fort gewesen und schien vortrefflich aufgelegt. In den Garten tretend, faltete Anastasia die Hände und blickte klagend gen Himmel; jetzt zweifelte sie nicht mehr, daß sich Ulrike vor der Magd zu hüten hatte und daß dieser auffallenden Schwäche etwas Schlimmes, vielleicht sogar ein Verbrechen zugrunde lage, von dem Kreszenz die Mitwisserin war. Es wurde Anastasia kalt am Leibe; allerlei Hoffnungen und Beängstigungen verquickten sich in ihrem ränkesüchtigen Geist und sie beschloß, ihre Nachforschungen mit verdoppeltem Eifer zu betreiben.

Aber wenn sie auch vom Morgen bis zur Nacht auf der Lauer war und an den Türen horchte und in den Mienen ihrer beiden Hausgenossinnen spähte und heimlich in Truhen und Schränken in Ulrikes alten Briefen las und sich in schlaflosen Stunden den Kopf zermarterte, da war kein Indiz zu finden, da ergab sich kein Anhalt und Hinweis, nichts bestätigte ihre schwarzen Vermutungen: begreiflicherweise, denn die Wahrheit lag ganz wo anders. Und diese Wahrheit hätte Anastasia nicht zu erfassen vermocht, auch wenn sie bis zum jüngsten Tag darüber nachgedacht hätte. Es war eine ziemlich simple Wahrheit, doch in ihrer Einfachheit nur um so düsterer, und sie zu kennen ist unerläßlich für uns, die wir das Dasein und die Seele dieses besondern und nicht unwichtigen Menschen Ulrike Woytich zum Gegenstand unseres Studiums und unserer Betrachtung gemacht haben.

Vierzehn Jahre lebte sie mit Kreszenz. Sie hatte sie aus dem übelsten Zustand gerettet, in dem ein weibliches Wesen sich befinden kann. In einem kroatischen Dorf, in welchem Ulrike auf der Rückkehr von dem Gut einer befreundeten Familie übernachtet, hatte sie sie in einem

Wirtshaus aufgelesen, verhungert, verelendet, verachtet, von einem Bauernsohn, der sie verführt hatte, im Stich gelassen und mit einem epileptischen Kind behaftet, das im Sterben lag. Mehr noch als der Abgrund des Jammers hatte sie die inbrünstige Demut der Verwahrlosten bestimmt, sich ihrer anzunehmen. Damals begann es gerade einsam um Ulrike zu werden, und sie brauchte einen Menschen, der ihr diente, im ausschließlichen Sinn des Wortes, einen, von dem sie sagen konnte: den hab ich geschaffen, ihn aus der Tiefe verlorener Existenz zu mir emporgehoben; einen unbedingt und maßlos ergebenen Hörigen. Jahrelang blieb das Verhältnis, wie sie es gewollt. Jahrelang herrschte sie über eine willige und vollkommen stumme Kreatur. Hätte sie ihr befohlen, Schemel für ihre Füße zu sein, das Weib hätte sich hingeworfen und wäre Schemel gewesen. Kein Laut, kein Einwand, kein Anspruch. Und in genau demselben Grade, in dem die Welt aufhörte, ihr gefügig zu sein, mußte sich ihr diese Aufgehobene und Leibeigene tiefer und entselbsteter unterwerfen. Die Macht, die sie draußen verlor oder die sie klugerweise niedergelegt, ehe man sie ihr schnöd entrissen hatte, gewann sie zwischen ihren vier Wänden vervielfacht zurück. Und wenn sie auch nur an einem nichtigen Wesen erprobt werden konnte, nicht viel höher im Rang der lebendigen Geschöpfe als ein Hund oder ein Star: es war doch Ersatz für das, was man eingebüßt, man hatte die Gewalt, man hatte das Nein und das Ja, man hatte ein gläubiges Ohr, ein treues Echo, ein aufblickendes Auge. Hier war nie abzahlbarer Dank, nie endende Schuld, und das Schauspiel steter Bemühung und Verpflichtung erzeugte Wärme um Ulrike. Unausdenklich wäre es gewesen, allein zu sein; mit einer Sklavin war man der Menschheit und den Begebnissen wieder verhaftet; zwar in Hader, Ungeduld und

allen erwachenden und sich häufenden Übeln des Alters, aber rückgewiesen und eingeflochten mit jedem neuen Tag. Aufgehört hatte das Leben auf fremde Kosten; um so dringlicher war es, eigene zu vermeiden. Je seltener sich die Gelegenheit bot, an anderer Tische zu speisen, je spärlicher war der eigene besetzt, eine Wechselwirkung von sicherer Präzision, die zugleich die Verwandtschaft von Geiz und Angst enthüllte. Aber die Sklavin war da, um zu zeugen: die Sklavin war der lebende Protest; die Sklavin war der Bogen, den man spannen und auf den man den Pfeil drücken konnte, der bestimmt war, die häßlich verwandelte Welt zu verwunden; wenn sie hungerte, war Hunger und Entbehrung Gesetz; wenn sie litt und sich krümmte unter Ungerechtigkeit und Willkür, so litt und krümmte sich ein Stück der Welt, und das trieb einen weiter, bewegte und erregte, füllte die Zeit und gab der Existenz einen Kern.

Bis sich einst dies ereignete: Ulrike lag unpäßlich zu Bett. Den ganzen Tag über hatte sie die Magd in Atem gehalten mit Aufträgen, Botengängen, launenhaften Wünschen und mißtrauischen Nachstellungen. Spät am Abend, als die Totmüde sich endlich schlafen gelegt hatte, läutete sie Sturm, und als Kreszenz barfüßig und im Nachtkittel erschien, befahl sie ihr, auf den Dachboden zu steigen und ein Fenster, das im Wind knarrte, zu schließen. Die Magd war sehr abergläubisch und fürchtete sich ungemein, bei Nacht auf den Boden zu gehen; trotzdem gehorchte sie nach einigem Zaudern wortlos und kam nach einer Weile leichenblaß herunter, um zu melden, daß alle Fenster verriegelt seien, das gnädige Fräulein müsse sich getäuscht haben. Darüber geriet Ulrike in Zorn und überschüttete sie mit einer Flut von Schmähungen. Kreszenz stand schweigend da, ging schweigend hinaus, Ulrike schrie ihr wutbebend nach, sie solle zurückkommen;

jene kam nach Verlauf weniger Minuten wirklich zurück, ging mit unheilvoll starrem Blick auf Ulrikes Bett zu und hob den rechten Arm; in der Hand blitzte ein Messer, das lange, scharfgeschliffene Küchenmesser. Kein Wort drang aus ihren Lippen, sie stand nur mit dem erhobenen Messer da, und in ihren Augen gloste eine erschreckende Bosheit und Wildheit. Ulrike rührte sich nicht. Vielleicht wäre es um sie geschehen gewesen, wenn sie geschrien hätte. Sie schaute das Weib an und wartete auf den Stoß, und ihr Erstaunen war noch größer als ihre Angst. Da ließ Kreszenz den Arm wieder sinken, nickte ein paarmal vor sich hin und entfernte sich unhörbar wie sie eingetreten war. Am Morgen brachte sie Ulrike das Frühstück ans Bett, küßte ihr demütig die Hand, fragte, wie sie geschlafen habe und benahm sich, wie wenn nichts vorgefallen wäre. Ulrike sagte kein Wort darüber, an diesem Tag nicht und später nicht. Um nicht die Folgerung daraus ziehen, das heißt auf einen Menschen verzichten zu müssen, der ihr unentbehrlich war fast wie die Luft, wollte sie, daß es nicht gewesen war und riß es aus ihrem Denken heraus.

Aber von dem Tag an änderte sich ihr ganzes Verhalten gegen die Magd. Sie zog sie bisweilen in ihr Vertrauen, behandelte sie wie eine Gleichgestellte, jedenfalls mit einer Art von Rücksicht und Behutsamkeit, die, wenn schon sie zumeist unaufrichtig war, doch von der früheren verächtlichen Schroffheit nichts mehr erkennen ließ. Sie richtete mit ihr die Leute im Dorf aus; sie setzte sich zu ihr in die Küche und las ihr aus der Zeitung vor; sie erzählte ihr dies und das aus ihrem Leben, kurz, sie suchte den Abstand zu verwischen, den sie vordem mit unnachgiebigem Hochmut gewahrt hatte. Zunächst war die Wirkung auf Kreszenz die, daß sie noch scheuer, hinterhältiger und verschlossener wurde; allmählich jedoch,

da Ulrike geradezu gleißnerisch um sie warb, ihr Mut zu Entgegnungen, zum Widerpart einflößte und zu Äußerungen selbständiger Meinungen aufforderte, ging sie aus sich heraus, und es dauerte dann auch nicht mehr lange, bis sich die Kühnheit in Unverschämtheit und die Gedrücktheit in Aufsässigkeit verwandelte. Das eben war es, was Ulrike haben wollte; es lag dem eine beinahe diabolische Seelenkenntnis zugrunde; sie wollte den so gefährlich eingeschnürten Gewalten einer Niedergetretenen, die sie fürchten gelernt hatte, ungefährliche Entladungen verschaffen, Verausgabungen angesammelter böser Triebe im Wort. Das Wort war ungefährlich; das Wort entkräftete; je hemmungsloser es hervorquellen durfte, je entnervter wurde der Arm zur Tat. Und dieser aufgehobene Arm mit dem geschliffenen Messer hatte ihr den tiefsten Schrecken verursacht, den sie jemals gespürt hatte. Jetzt durfte sie schmälen und schelten und ihrer Mißlaune die Zügel schießen lassen und mit Verdächtigungen um sich werfen und mit dem Lohn geizen und mit der Nahrung geizen: das Haus widerhallte ein paar Stunden lang von wildem Geschrei und Gezeter, Beschimpfungen flogen hin und her, Türen wurden zugedonnert, oft war man sogar nahe daran, einander in die Haare zu geraten, aber das Gewitter verzog sich, man grollte und brummte einige Zeit, dann versöhnte man sich wieder und es herrschte Frieden, bis wieder neue Spannungen zu neuen Katastrophen führten. Von der vormaligen kriechenden Ergebenheit der Magd war von Mal zu Mal weniger wahrzunehmen. Mit jeder Freiheit, die sie sich erlauben durfte, sank die Herrin in ihrer Achtung; mit jeder Beleidigung, die sie ihr ungestraft ins Gesicht schleudern durfte, wuchs ihr Haß, ein Haß, den sie nährte und behütete wie ein teures Wesen, an dem sie hing und für den sie hätte Opfer bringen können. Als sie

zum Küchenmesser gegriffen hatte, war es die Verzweiflung gewesen, aus der sie Kraft geschöpft; aber damals hatte Ulrike Woytich für sie noch etwas Erhabenes, etwas Gottähnliches bedeutet; und vielleicht nur, weil sie von dieser Höhe freiwillig herabgestiegen war, bis herab zu ihr, dem niedrigsten aller Geschöpfe, für das sie sich hielt, nur darum vielleicht war der Haß so mächtig in ihr geworden.

So hausten diese beiden, gegeneinander gekehrt, seltsam ineinander verbissen und verwühlt, seltsam abhängig voneinander, seltsam ungleich einander, hausten da inmitten der Unschuld und Menschenferne einer holden Natur, Wald und Berg und Wiese und Bach vor Augen und nur gelegentlich ihre Unbilden und Härten spürend und dawider murrend, die eine wie die andre. Denn zuletzt war ja die Magd Kreszenz doch nur der folgsame Schatten der Herrin Ulrike und kannte keine Bewegung und keinen Willen mehr außer dem der Herrin Ulrike. Die aber war der Erde feind, weil sie ihr nicht umsonst die Frucht gab, und dem Baum, der dem Bauern Kühlung spendete und nicht ihr. Was Gräser, Blumen, schlankragende Tannen; was umglühte Gipfel und zitterndes Licht und Schein von Sternen; Aufputz, Kulissenscherz, schlechter Trost, und nichts konnte Ulrike mehr verdrießen und zu giftigstem Spott reizen, als wenn die Städter ihre Ferien und Feiertage benutzten, um durch das Gelände zu streunen und ihrer verlogenen Begeisterung über Sonnenuntergänge und grünes Gemüse Ausdruck zu geben. War es nicht Lüge, so war es Dummheit oder alles beides; um so besser paßten sie in das, was sie Natur nannten und was in Ulrikes Augen eine Mischung von beidem war, nüchtern wie ein Stall und allen lebendigen Geist über einen Leisten hämmernd, ob es sich nun um Michelangelo oder einen Dorfidioten handelte. Wenn man sie nicht erträglich

zurichtete und Paläste, Dome und Gärten in sie stellte, war Natur nicht viel mehr als eine miserabel bemalte Leinwand, samt dem berühmten Himmel, in den die einfältige Menschheit ihre philanthropisch dressierten Götter und etwas wie einen obersten Gerichtshof für ihr törichtes Gebaren versetzte.

Ulrike glaubte an nichts und zweifelte an allem. Nur an dem, was sie mit Händen hielt, zweifelte sie nicht. Sie war so wenig Christin, daß sie in ihrem Innern die Grundsätze der christlichen Religion für eine jahrtausendalte betrügerische Abmachung zwischen Pfaffen und jeden gläubigen Christen für einen possierlichen Schwachsinnigen erklärte. Sie hatte die Dinge durchschaut; sie hatte das Leben bis auf den untersten Bodensatz kennen gelernt; ihr machte man nichts mehr weiß. Sie saß in ihrem Hause; da war ihr Tempel, da war ihr Schicksal, da war ihre Erde und Natur. Da war alles wahr, weil greifbar, bestimmbar, zählbar, meßbar, schätzbar. Draußen war das Tohuwabohu, der Jahrmarkt mit Schweißgeruch und Phrasendrusch und schlechter Musik und schlechter Ware und schlechtem Geld.

Am Tag nach der letzten Versöhnung mit Kreszenz kam es abermals zu einem gewaltigem Zank, weil diese sich angemaßt hatte, einem jämmerlich aussehenden Knaben, der mehrere Stunden am Gartentor gekauert hatte, einen Teller Wassersuppe hinauszutragen. Neben jenen mildtätigen Sammlungen, die besonders in den Jahren nach dem Krieg von den Gemeinden der Umgebung eifrig betrieben wurden und bei denen sie rundweg alle Spenden verweigerte, waren ihr am verhaßtesten die Bettler. Der Anblick eines Bettlers erregte Wutkrämpfe in ihr, ein soziales Gallenfieber gleichsam, als ob die Armen da seien, um sie zu verhöhnen. Auch jetzt konnte sie sich nicht beruhigen; sie schmälte

und geiferte vom Mittag bis in den späten Nachmittag ununterbrochen. Anastasia schwieg und nickte zu allem servil. Da die Litanei kein Ende nehmen wollte, wagte sie zu bemerken, es sei ja nur ein Kind gewesen und habe vielleicht wirklich Hunger gehabt. Ulrike entgegnete barsch, ob sie das etwa rühren solle? Dafür habe sie kein Organ. Nein, Gott sei Dank, bei ihr kämen die Tränendrüsen nicht so bald ins Rinnen. Kind oder Greis, Mann oder Weib, das sei ihr alles eins. Wer habe dem Lumpenvolk geschafft, immerfort Kinder in die Welt zu setzen? Wenn sie einmal aufhören würden, sich zu vermehren, würde sich das Elend stracks vermindern. Das habe schon der selige Malthus in seinen Schriften verkündet, und der sei kompetent darin gewesen. „Aber was nutzt das Predigen?" fuhr sie grimmig fort; „Kleinzeug muß fruchtbar sein, sonst wird es totgetreten. Kinder soll man erschlagen, wenn sie nur deshalb geboren werden, damit ein Taugenichts oder ein Sozialdemokrat mehr ist. Was für eine Wichtigkeit sie heutzutage mit ihren Kindern machen; greulich mitanzusehn. Zu meiner Zeit hat man sie mit Prügeln aufgezogen und es sind Kerle draus geworden; jetzt päppelt man sie mit Sentenzen von Gleichheit und Menschenwürde groß, und es wachsen lauter Tagdiebe und Schwindler heran."

„Du würdest anders reden, wenn du ein Kind gehabt hättest", sagte Anastasia nicht ganz freundlich.

„Gott bewahre!" rief Ulrike und schüttelte sich. „Ein Bankert auf dem Buckel, das hätte mir gefehlt. Da hätt ich meine Karriere an den Nagel hängen können und mich dazu. Es gibt freilich Findelhäuser und da wärs auf alle Fälle besser aufgehoben gewesen als bei mir, aber zum Glück war ich zur Vervielfältigung nicht bestimmt. Jedem das Seine. Ich bleibe für mich. Monade nennen so was die Gelehrten,

glaub ich." Sie erhob sich und nahm ihren Stock, um ins Freie zu gehen, wo sie um diese Stunde unter den Gemüsepflanzungen Nachschau zu halten pflegte. Anastasia begleitete sie.

Die Sonne stand schon den westlichen Bergkuppen nah, Schwärme winziger Mücken tanzten über dem Weg. Ulrike, den Voltaire-Kopf ein wenig hebend, schnupperte und war geneigt, der Atmosphäre Anerkennung zu spenden. Plötzlich zog sie die Brauen zusammen und deutete mit dem Stock gegen den Wald hinauf. „Hallo, da oben!" schrie sie mit der ganzen Kraft ihrer Lunge, „was gibts da? Das ist Privateigentum. Marsch, fort!"

Es war ein Mädchen, das von der Höhe des Hangs ein Stück am Waldrand herabgelaufen war und nun, etwa zweihundert Schritte von den beiden Frauen entfernt im Jagdeifer, bei der Verfolgung eines Eichhörnchens, in das abgegrenzte Gebiet der Villa Woytich eindrang. Auf den groben Anruf blieb das Kind erschrocken stehen. Es trug ein bis zu den Knien reichendes rosa Kleidchen, an den bloßen Füßen Sandalen, über den Schultern eine grüne Botanisiertrommel, und im Nacken hing an einem Gummiband der breitrandige Strohhut. Das auffallend schöne Haar flimmerte in der Sonne wie ein goldener Schleier.

„Hallo, wer bist du?" fuhr Ulrike zu brüllen fort; „wo kommst du her? was hast du hier zu suchen? klettert man denn so mir nichts dir nichts über fremder Leute Drahtzäune, zum Donnerwetter? Ist das erlaubt? Scher dich oder es setzt was!" Und sie drohte mit dem Stock.

Das Mädchen, es war Fanny Heinroth, schaute noch einmal an dem Stamm der Fichte empor, den das Eichhorn erklommen hatte und von wo aus es spöttisch herunterschnalzte. Fanny nickte ihm lächelnd zu und heftete dann den gleich

wieder erschrockenen Blick auf die zeternde Alte. Sie sah sich ratlos um, nicht recht wissend, ob sie die Flucht ergreifen oder Rede stehen solle. Ihre täglichen Ausflüge hatten sie zum erstenmal in diese Gegend geführt. Wie gewöhnlich hatte sie sich Fräulein Elisabeths Aufsicht auch heute entzogen, um in furchtloser Selbständigkeit ihre eigenen Wege zu gehn. Sie fühlte sich dabei durchaus als Entdeckerin auf einem unbekannten Erdteil und lebte in der prickelnden Erwartung von Abenteuern. Auf dem Eckerngut wußte man von diesem wilden Vagabundieren nur was sie selber für gut hielt zu erzählen; Fräulein Elisabeth erhob keine Klage darüber, weil sie es einerseits nicht für klug erachtete, den leidenschaftlichen Freiheitstrieb des Kindes zu bekämpfen, und andrerseits Angst hatte, man werde ihr die Sorge über Fanny nicht mehr anvertrauen, wenn ihre eigenmächtigen Wanderungen ruchbar wurden. Sie folgte ihr stets von weitem, verlor sie jedoch immer nach kurzer Zeit schon aus den Augen.

Nach einigem Zaudern und Besinnen schritt Fanny bis zu einem der gewaltigen Ahornbäume, die, sechs an der Zahl, vor dem dunkleren Nadelforst Schildwache zu stehen schienen. Hier verharrte sie und fragte verwundert: „Warum schimpfst du so, alte Dame? Ich nehm dir doch nichts weg von deinem Wald."

Ulrike war sprachlos. Sie schaute Anastasia an, um zu erkunden, was die sagte. Aber wenn Ulrike verstummte, wie hätte da Anastasia reden sollen? Es blieb nur übrig, über soviel Verworfenheit zu staunen. Aber ein Fünkchen verstohlene Freude war auch dabei, und sie dachte banal: Kinder und Narren sagen die Wahrheit.

Da das Mädchen offensichtlich den besseren Ständen angehörte, verschluckte Ulrike ihren Verdruß vorläufig noch und

entschloß sich, das unverschämte Geschöpf näher in Augenschein zu nehmen. Ein schmaler Wasserlauf trennte sie von Fanny; kopfschüttelnd ging sie über den Steg und stand alsbald vor ihr. Wie heißt du? wo wohnst du? Fanny antwortete ruhig und knapp. Sie konnte nicht umhin, zu bemerken, daß insbesondere die Angabe ihres Domizils einigen Eindruck auf die erbitterte Alte machte. Ulrike musterte das Mädchen von oben bis unten und die Augen zusammenkneifend wiederholte sie nachdenklich: „Heinroth; soso, Heinroth." Der Name klang ihr irgendwie bekannt; sie mußte ihn schon einmal gehört haben, und durch eine neuerliche Frage versuchte sie, ob das Kind nicht ihrem Gedächtnis zu Hilfe kommen könnte; Fanny wußte nur zu sagen, daß sie eben so heiße, und da das starre Anschauen des alten Fräuleins ihr mißbehagte, fragte sie selbst jetzt nach deren Namen. „Wie heißt denn du?" wandte sie sich an Ulrike; die, über das Du ebenso verblüfft wie über den ungenierten Ton, den sie als Gipfel der Impertinenz empfand, erwiderte nur mit einem entrüsteten Wackeln des Kopfes; das Wort blieb ihr im Munde stecken. „Ist das dein Haus?" fragte Fanny weiter, und in ihrem Entsetzen kehrte sich Ulrike abermals Anastasia zu, um die zur Zeugin eines so beispiellosen Benehmens aufzurufen. Fanny gewahrte es nicht oder deutete es falsch; sie konnte sich nicht recht vorstellen, daß Menschen eine üble Meinung von ihr hegten; ohne Arg geriet sie ins Plaudern, wobei ihre Lebhaftigkeit mit jeder Minute zunahm; ja, einige Male lachte sie hell auf.

Sie fand es schrecklich lustig, so allein durch die Landschaft zu marschieren, und äußerte es mit schelmischer Genugtuung. Die Finten, deren sie sich bediente, um Fräulein Elisabeths ängstliche Wachsamkeit zu täuschen, erregten besonders ihre Heiterkeit. Um sie brauche man keine Angst zu haben,

erklärte sie achselzuckend; ihr tue niemand etwas, und wenn ihr auch zuweilen einer begegne, der sie nicht gerade freundlich anschaue, dann blicke sie ihm fest in die Augen, so: (sie demonstrierte es, indem sie die Augen weit aufriß und der dicht vor ihr stehenden Ulrike furchtlos und mit einem Lächeln, das bittend oder auch spöttisch sein konnte, ins Gesicht blickte); da nicke ihr der Betreffende zu und lasse sie ungeschoren ihres Wegs gehen. Ob es denn etwas so Schlimmes sei, daß sie über den Draht gestiegen, wollte sie darauf hören; sie habe sich nichts dabei gedacht und nicht geglaubt, daß man sie deshalb auszanken werde. Schuld sei das Eichhörnchen; man könne sich keinen Begriff machen, wie schlau das Tier gewesen sei; nachdem es ein Stück gelaufen, habe es sich immer niedergehockt und den Kopf nach ihr gedreht, als ob es sie einladen wolle, ihm zu folgen. Sie schwieg, sah sich mit einem entzückten Blick rundum und sagte dann: „Schön ist es hier; wunderschön. Bei unserer Frau Baronin ist es auch schön, und wir haben auch ein schönes Haus, größer als das, aber hier ists wilder; das mag ich gern, wenn es so wild ist. Wohnen viele Menschen in dem Haus? Bist du vielleicht auch eine Frau Baronin? Kennst du unsere Baronin Josephe vielleicht?"

Ulrike antwortete nur mit einem unartikulierten Brummen. Es ging ihr mit dem Kind doch gar zu eigentümlich. Was war denn das für ein Gesicht? was mahnte sie denn darin? Form, Bewegung, Blick und Lächeln: da war etwas wie aus alter verklungener Zeit, wie aus junger schäumender Zeit; die leicht gehobene Lippe beim Sprechen, das nervöse Zucken über der feinen Nasenwurzel: woher mochte das stammen? Aber alles, was Fanny sagte und wie sie es sagte, machte sie betroffen; und wie sie dastand, graziös und mit dem kindlichen Stolz, der reifer und gesünder ist als jeder

andere Stolz, wie die Glieder am Körper angesetzt waren und das Haar an der Stirn und der Hals auf dem Nacken, alles wie aus einem Stück gedrechselt: wahrhaftig, wieder einmal ein erstaunliches Exemplar, dergleichen man selten zu sehen bekam. Und die Stimme; wenn sie nur endlich aufhören würde zu plappern, dachte Ulrike, das ist ja die reine Teufelei, wie einem das Stimmchen zu Leibe rückt. Und wie geht denn das zu, dachte sie weiter, daß die Josephe zu was Derartigem kommt? bloß mit dem Herzeleid und der Wohltätigkeit soll das möglich sein?

Alle diese Gedanken und Empfindungen spiegelten sich in ihren unruhigen Zügen. Ihr Blick glitt schließlich zur Erde; hastig zeichnete sie mit dem Stock einen Kreis in den Sand und sagte: „Da du nun schon so weit gelaufen bist, du Racker, und das Haus deine Neugier zu erwecken scheint, so komm nur mit mir und schau dirs an. Kannst dann wenigstens sagen, daß du bei Ulrike Woytich zu Gast gewesen bist", fügte sie mit anzüglichem Lachen hinzu; „das ist nicht jedem gegönnt und vielleicht auch nicht eines jeden Sache. Du bist also höflichst eingeladen, meine liebe Fanny, und wenn du artig bist, will ich dir auch was ausnehmend Hübsches zeigen."

Die Aufforderung hatte nichts übermäßig Gewinnendes; trotzdem war sie für Anastasia so unerwartet, daß sie die Schwester verdutzt anschaute. Fanny schien zu überlegen. Sie hatte eine kleine Armbanduhr, Geschenk Josephes, auf die blickte sie wichtig. „Ja? soll ich?" erkundigte sie sich, „ist es nicht schon zu spät?"

„Ach was", versetzte Ulrike in ihrem polternden Ton, „es hat erst sechs geschlagen. Bis acht Uhr ists hell, da bist du längst zu Haus bei deiner Frau Baronin. Ich bin zwar keine Baronin, aber fürcht dich nicht, ich fresse keine kleinen Mädchen." Bei diesen Worten ergriff sie mit der linken Hand

Fannys rechte und stapfte mit ihr dem Hauseingang zu. „Du kannst noch getrost im Garten bleiben", rief sie zu Anastasia zurück, „wir zwei werden schon alleine miteinander fertig. Meinst du nicht auch, Fanny?"

Es war mehr ein Befehl als ein Rat für Anastasia, und ihre Verwunderung minderte sich nicht. Indem sie das seltsame Paar mit den Blicken verfolgte, konnte sie sich einer bösen Ahnung nicht erwehren.

„How do you do my little darling?"

Von der Stelle, wo sie sich zueinander gesellt, bis zum zweiten Treppenabsatz im Hause hatte Ulrike ungefähr die hauptsächlichen Ereignisse in Fannys Leben erfahren: die Jahre in Genf, an die sie sich kaum recht erinnerte, nur an ein blaues Wasser und an weiße Gletscher; die Jahre in Yverdon bei einer Lehrersfamilie; die Reise mit den Eltern nach Wien und das armselige Wohnen in einem einzigen Zimmer in der Vorstadt; der Aufenthalt in Dornbach; dann der märchenhafte Wechsel des Geschicks: das Leben im Hause der Baronin. Ulrike brauchte nur ihre dumpfen Augen auf sie zu heften, und was sie irgend zu wissen begehrte von der Herkunft des Kindes, zumindest was es selbst davon wußte, sprudelte beredt und heiter, in köstlicher Wahrheit und Frische aus dem schönen Mund. Und Ulrike hörte und überlegte und kombinierte und unterlag der Verführung des Stimmchens.

An den Wohnräumen im ersten Stock ging sie vorüber und geleitete Fanny gleich in das Museum im zweiten. Aber die Merkwürdigkeiten dortselbst machten auf Fanny nur geringen Eindruck; dergleichen zu sehen war sie gewohnt; im

Melanderschen Stadthaus wie auch in Eckern war kein Mangel an kostbaren Gegenständen. Ulrike war enttäuscht. Sie hatte sich von dem Anblick ihrer Schätze eine größere Wirkung erhofft; sie konnte sich durchaus nicht erklären, wie das zuging. Da sie sich kaum jemals in ihrem Leben mit Kindern befaßt hatte, war ihr auch der Interessenkreis eines solchen Wesens unsäglich fremd; sie mußte sich von Schritt zu Schritt immer erst vergegenwärtigen, wen sie zur Seite hatte, und was sie sprach, klang unsicher und plump.

Sie öffnete ein Fenster, das einen weiten Blick über die Landschaft gewährte. Auch dies Bild veranlaßte Fanny, die überhaupt etwas bedrückt zu werden anfing, nur zu Äußerungen einer beiläufigen Bewunderung. Sie wollte sich ihrer Wirtin für die Mühe, die sie sich gab, erkenntlich zeigen und spielte ein wenig die Erwachsene. Aber die Zimmer gefielen ihr nicht; nichts gefiel ihr an ihnen; alles sah sie kalt und grämlich an. Ulrikes letzte Hoffnung war die Puppe in dem runden Kabinett; die hatte sie ja zu Anfang im Auge gehabt und sich verspart. Sie schmatzte genäschig mit den Lippen, als sie Fanny zur Schwelle führte; noch immer hielt sie, wie aus Gedankenlosigkeit, das Mädchen bei der Hand, und was nun geschah, übertraf ihre Erwartungen.

Fanny stieß ein Jauchzen der Überraschung aus, riß sich von Ulrikes Hand los und stürzte zu der Puppe. Sie erhob die Hände, schlug sie ineinander, sie lachte, stellte sich auf die Zehen, warf ihre Botaniertrommel ab, streichelte den Arm der Puppe, berührte das Kleid, verschlang das ganze Gebild mit den Augen, fragte das wirrste Zeug, stand wieder atemlos, drückte die Hand gegen ihr Herz, kurz, sie war vollkommen außer sich.

Ulrike erschrak. Dies war das erste, daß sie erschrak. Solcher Ausdruck des Jubels hatte in seiner elementaren Gewalt

etwas Geheimnisvolles für sie. Einen Augenblick war ihr zumut, als löse sich von all den Gegenständen in den Räumen eine tote Haut, die seit Jahrzehnten über ihnen lag, und sie wären dadurch einer Art von Krankheit ausgeliefert. Und das Kind in seiner Entzückung zu sehen, war wie ein Traum, eine sonderbare weltlose Vision, beunruhigend wie nie eine Erscheinung zuvor.

Damit war aber das Unerwartete nicht zu Ende.

Fanny umschlang die Puppe, als sei sie eine verloren gewesene und wiedergefundene Schwester, und da das Postament ihr nicht erlaubte, sie höher als am Gürtel zu umfassen, wollte ihr Ulrike das Vergnügen bereiten, sie bequemer bei sich zu haben, nahm sie und hob das ziemlich schwere Ding von der Erhöhung herunter, was nicht ohne Anstrengung zu vollbringen war. Fanny, mit benommenem Lächeln, ging zuerst rings um die Puppe herum, betastete sie wieder und wieder, bald an den Haaren, bald an den Schultern, ergriff vorsichtig den einen Arm und hob ihn auf, dann den andern, zupfte mit dem Finger an einer Kleidfalte, gewahrte unter der Achsel einen Schlitz und in diesem Schlitz, am Leib der Puppe selbst, eine nicht mehr als daumengroße Kurbel. Sie blickte Ulrike fragend an und begann die Kurbel zu drehen. Ulrike wunderte sich; sie hatte von dem Vorhandensein der Kurbel nichts gewußt.

Auf einmal bewegte sich die Puppe. Sie tat einen Schritt und noch einen Schritt. Wie von Feuer versengt zog Fanny die Hand weg, taumelte und erbleichte. Die Puppe ging. Und nachdem sie drei Schritte mit dem rechten Bein und drei Schritte mit dem linken gemacht hatte, blieb sie stehen und verbeugte sich. Und als sie sich aus der Verbeugung aufgerichtet hatte, kam aus ihrem Innern eine dünne blecherne, eigentümlich zirpende, eigentümlich ferne Stimme, die

sagte diese Worte: „How do you do my little darling? don't you think we shall take a walk together?"

Dann schnarrte es, der Mechanismus stand still, und die Puppe ragte starr im Raum.

Und ebenso starr Ulrike. Sie hatte von der künstlichen Fähigkeit der Puppe nichts geahnt. Vierzig Jahre fast besaß sie sie, und obwohl sie ungefähr ihren Seltenheitswert und ihre Klassifikation kannte, auch gehört hatte, daß man in einer gewissen Epoche in England gehende und sprechende Puppen verfertigt hatte, war sie nie auf den Gedanken gekommen, diese daraufhin zu untersuchen. Der alte Mylius hatte damals nichts dergleichen erwähnt; vielleicht hatte er es selbst nicht gewußt. Da öffnete die Zeit ihren dunklen Schlund, viele, viele Jahre, labyrinthisch grauend, und es war nichts in der Vorstellung, was Ulrike spaßhaft oder angenehm war, daß dieses Kind kommen mußte, um mit seiner Frühlingsfreude und seinem Frühlingsstimmchen den Golem da zu Schritt und Rede aufzuwecken. Wunderlich frierend spürte Ulrike, daß die toten Dinge aus der Zeit allein, die sie hinter sich lassen, eine Form des Lebens schöpfen, durch die sie die Sinne der Menschen quälen und betrügen, und in finsterer Versunkenheit lauschte sie gegen ihr Herz, als ob dieses auch bloß eine Uhr sei, die ihren Ablauf der Drehung einer Kurbel zu verdanken hatte. Flüchtigste Bilder und Verstörungen; rasch richtete sich ihr ganzes Augenmerk auf Fanny, die in ihrer namenlosen Bestürzung auf die Knie gefallen war; hierauf färbten sich ihre Wangen wieder jäh mit freudigem Rot, die Augen funkelten, im Übermaß der Seligkeit warf sie sich Ulrike an die Brust; Erschütterung, Erstaunen und Dankbarkeit verwirrten sie gänzlich, und sie bedeckte das Gesicht der Alten mit Küssen.

„Na, na, na", wehrte Ulrike knurrig und verlegen ab, aber der Hautgeruch und Haargeruch des Kindes wirkten berauschend auf sie. Vorsichtig rührte sie die Arme, als sei zu fürchten, daß sie durch eine heftige Bewegung den zarten Körper beschädige.

„Was hat sie gesagt?" fragte Fanny stammelnd, „was war das für eine Sprache? Bitte, bitte, was hat sie gesagt?"

„Es ist englisch", erläuterte Ulrike; „zu deutsch heißt es: wie gehts dir, mein kleiner Liebling? meinst du nicht, daß wir zusammen spazieren gehen sollten? Das heißt es."

„Und kann sie auch andere Worte? kann sie reden wie ich und du?"

„Das wohl nicht, das wohl nicht", entgegnete Ulrike schmunzelnd und machte sich von Fannys Umschlingung frei, die nun selbst des Ungehörigen ihres Tuns inne wurde und beschämt die Augen senkte; „aber es ist jetzt Zeit geworden, daß du dich auf die Strümpfe machst, du Teufelsbraten", fuhr sie scheltend fort, „sonst wird dir drüben in Eckern die Suppe kalt und deine Baronin weiß nicht, wo du steckst."

Fanny sah es ein, doch konnte sie sich nur schwer trennen. Sehnsüchtig blickten ihre Augen auf die Puppe.

„Es ist ja noch nicht aller Tage Abend", sagte Ulrike und klopfte ihr auf die Schulter; „ich habe nichts dagegen, wenn du wiederkommen willst. Komm nur; kannst jeden Tag kommen, morgen meinethalben, aber dann möcht ich dir empfehlen, daß du nicht schwatzest. Behalts bei dir; machs heimlich. Erfahren sies dort, so werden sie dich nicht mehr zu mir lassen, soviel kann ich dir verraten, Mädelchen. Das hat so seine Gründe, verstehst du, das sind alte Geschichten. Bei mir ist schon längst Gras darüber gewachsen, aber bei denen, glaub ich, wächst kein Gras, es freut sie nicht, wenn Gras wächst. Also sei klug, wenn du die Tante Ulrike Woytich

in ihrem verwunschenen Schloß besuchen willst. Nicht einmal meinen Namen darfst du vor ihnen aussprechen, da hättest du alles verscherzt, und adieu Puppe dann, adieu schönes Kleid, adieu Spitzenhäubchen, adieu Verbeugung und how do you do. Hast du mich verstanden?"

„O ja, das hab ich verstanden", antwortete Fanny nachdenklich, und obwohl ihr die Ermahnung wie die Art, in der sie vorgebracht wurde, Sorge einflößte und sie fast erschreckte, beschloß sie doch, ihr Folge zu leisten, denn die Puppe wollte sie um jeden Preis wiedersehen, um jeden Preis die beglückende Zauberei noch einmal erleben, die in ihrem Schreiten und Sprechen lag. Sie war so benommen und aufgeregt beim Abschied, daß sie ihre Botanisierbüchse vergaß; Ulrike mußte zurückhumpeln und sie ihr holen.

Am Wohnzimmerfenster stehend, schaute Ulrike in die Richtung, in die Fanny ging. Sie verweilte so lange, bis die mit schier unbegreiflicher Geschwindigkeit dahineilende Gestalt hinter einer Wegbiegung verschwunden war. Am Himmel schwammen feuerglühende Wolken und der Wind, der über die Wiesen strich, bog die Halme, daß das Grün sich in Silbergrau verwandelte.

Ulrike zündete ihre Pfeife an, schritt im Zimmer auf und ab, paffte und grübelte. Plötzlich begab sie sich zu dem alten Sekretär, suchte in einem seitlichen Schubfach nach einem Schlüssel und sperrte, als sie ihn gefunden, ein Mittelfach auf, welches mit Photographien angefüllt war. Es war eine Anzahl verschnürter Pakete; eine gewisse Ordnung waltete da, Einteilung nach Jahrzehnten und Lebensabschnitten. Sie nahm Stoß um Stoß heraus, einen von den letzten band sie auf. Darin befanden sich die Bilder von Lex, Pillersdorf, Althann, Philippsborn, Hartwich, Ittstein, und endlich kam auch das von Eduard Melander ans Licht, verblaßt und

zeitverhangen wie die andern. Mit hastigem Griff riß sie es an sich, trat damit ans Fenster und betrachtete es.

Es war dasselbe Gesicht. Dieselbe Linie, derselbe Bau; dieselbe Stirn, derselbe Mund. Das war einer, dachte sie anerkennend, als sei sie die Urheberin von Melanders glänzender Laufbahn allein gewesen, ein verdammt schlauer Bursche war das und hats weit gebracht im Leben, hat alles niedergemäht, was ihm im Wege war, und alles an sich gerafft, wonach ihn gelüstete, und wurde geehrt und gepriesen dafür. Aber es wurde ihr unheimlich beim Anschauen des Bildes; sie liebte ihre Toten nicht so nah und wahr, es wurde ihr kalt im Rücken wie bei einem Betrug, und sie warf die Photographien wieder in die Lade. Dann ging sie auf und ab und grübelte über die Ähnlichkeit nach und den verwirrenden Umstand mit dem veränderten Namen des Kindes, das doch sicher Josephes Enkelin war und keine Kenntnis davon hatte. Josephe hatte keine Töchter gehabt, nur einen Sohn. Vielleicht war sie ein lediges Kind und sollte es nicht erfahren? Seit ihrem Auszug aus dem Hause Mylius hatte sich Ulrike mit Josephes Schicksalen nicht mehr beschäftigt; auch Eduard Melander war sie nicht mehr begegnet; ihre Pfade waren weit von seinen entfernt, und wie alle Emporkömmlinge hatte er rasch und gründlich mit den Zeugen und Genossen der Vergangenheit gebrochen. Dies und jenes war ihr zu Ohren gelangt, Gerüchte von unglücklicher Ehe und Zwist mit dem Sohn; sie hatte es vergessen.

Als Anastasia vom Garten heraufkam, war es dunkel geworden. Sie hatte Wicken- und Mohnblüten abgeschnitten, trug Vasen herbei, füllte sie mit Wasser und stellte die Blumen hinein. Hierauf machte sie Licht. Anastasia war eine lebendige Chronik der Begebenheiten in jenen Kreisen, an deren Peripherie, das heißt in deren Vorzimmern sie einstmals durch

Ulrikes Protektion hatte weilen dürfen. Nach ihrer Heirat war es damit aus gewesen, aber aus verbliebener Anhänglichkeit und mit dem stechenden Interesse der Verwiesenen hatte sie an den Ritzen gehorcht und durch die Schlüssellöcher gespäht, und wenigstens was ihre Heimatstadt betraf, kannte sie alle kompromittierenden und skandalösen Vorfälle in der Gesellschaft und freute sich daran wie Ulrike an ihren Antiquitäten. Ulrike wußte es; sie brauchte nur die Frage hinzuwerfen, ob der Name Heinroth ihr nicht eine Erinnerung wachrufe, die mit dem Hause Melander in Zusammenhang stand, so konnte sie auch schon Auskunft erteilen, breit und behaglich.

Heinroth, freilich, Anna Heinroth: das sei jene kleine Schauspielerin gewesen, die das Kunststück fertig gebracht habe, sich von dem jungen Stephan Melander heiraten zu lassen; infolgedessen habe er nicht bloß den Dienst quittieren müssen, sondern es sei auch zwischen ihm und seiner Mutter zu gänzlichem Bruch gekommen; ein schlechter Kerl sei er außerdem gewesen; es habe sich eine dunkle Geschichte abgespielt, über die man seinerzeit viel gemunkelt habe, zehn Jahre sei es etwa her, und kurz darauf sei er von der Bildfläche verschwunden. Was aus ihm geworden sei, könne sie nicht sagen.

Ulrike saß mit einem fleckigen kaffeebraunen Tuch um die Schultern im Lehnstuhl; kein Sommerabend war so warm, daß sie nicht bis auf die Knochen fror; die rotgesprenkelten Strümpfe hingen über die niedrigen Schuhe herunter. „Wunderliches Zeug", brummte sie; „das soll einer begreifen. Heinroth. Und geheiratet hat er sie. Und das Kind heißt nach der Mutter. Hat er auf seinen schönen Freiherrntitel verzichtet, der Esel? Oder hat er sich zur Entschädigung dafür, daß das raffinierte Weibsbild die Hosen angezogen hat, mit ihrem schlechten Namen ausstaffiert? Daß mir der

Lothar nie was davon erzählt hat. Aber alles, was Mylius heißt, hats mit der Heimlichkeit; von jeher; das liegt der Rasse im Blut."

Anastasia hatte die Sache bereits durchschaut und legte sie auf ihre Weise dar. „Daß das Mädchen ein Melanderische ist, steht natürlich fest", sagte sie dürr und selbstgefällig; „ich denke, es verhält sich so: der Stephan ist im Elend oder in der Schande verkommen. Die Baronin Josephe hat sich erbötig gemacht, das Kind erziehen zu lassen, hat vielleicht der Mutter eine Abstandssumme ausbezahlt, will aber nicht, daß es für ihre Enkelin gilt, weil sie gegen alle Ansprüche von dieser Seite auf der Hut ist. Den Namen mußte der Stephan damals ändern, das weiß ich, daran erinnere ich mich genau. Das Kind soll also eine Heinroth bleiben, aus ganz bestimmten Gründen natürlich."

„Aus welchen Gründen?"

„Nun, wie man hört, hat ja die Baronin Josephe das ganze Vermögen ihren gemeinnützigen Stiftungen verschrieben."

„Was?" fuhr Ulrike empor und ließ ihre Zähne knacken, „redest du das im Ernst? Wer hat dir denn diesen Bären aufgebunden? Du meinst im Ernst, die ungezählten Myliusschen und andern Millionen, denn der Eduard muß ja auch einen stattlichen Batzen dazuverdient haben, du meinst, alle die Millionen will sie für ihre sentimentalen Schnurrpfeifereien hergeben? Das hältst du für möglich?"

„So heißt es allgemein, liebe Ulrike. Du müßtest dich nur etwas mehr um das kümmern, was in der Welt vorgeht."

Ulrike rang nach Luft. „Da stehn einem ja die Haare zu Berg!" schrie sie und klopfte mit der Faust auf den Tisch. „Und das wird zugelassen? Solch himmelschreiendes Verbrechen soll geschehen dürfen? Freilich, eine ausgemachte Närrin

war diese Josephe schon von Kindesbeinen an, und es ist ihr in der Beziehung das Verrückteste zuzutrauen. Aber warum soll die Kleine da es zu büßen haben? frage ich. Warum soll das unschuldige Ding um sein natürliches und angestammtes Recht verkürzt werden? frage ich. Mag sie mit ihrer übergeschnappten Charitas Unheil anrichten soviel ihr beliebt, aber da hats ein Ende, da täuscht sie sich, die Gute, da kann sie was erleben."

„Ich verstehe nicht, weshalb du dich so echauffierst", bemerke Anastasia, argwöhnisch wie immer, wenn von Geld die Rede war; „ein Außenstehender kann sich da nicht einmischen, und ich möchte dich auch davor warnen."

„Bleib mir mit deiner Warnung vom Hals", grollte Ulrike, indem sie sich wieder setzte und den rechten Strumpf mit einem unwilligen Ruck über die Wade zog; „man wird ja sehn. Man wird die Augen offen halten. Maul zu und Augen offen, das ist der beste Wahlspruch. Jetzt will ich essen. Ich hab einen Wolfshunger." Sie schlurfte zur Tür, riß sie auf und brüllte mit Stentorstimme: „Kreszenz! das Nachtmahl!"

Nachtmahl, höhnte Anastasia innerlich, zehn Kartoffeln und sechs Löffel Reis. Sie hatte Bratenhalluzinationen wie die Eismeerfahrer.

Bei Tisch hörte Ulrike nicht auf, sich zu erbittern. Die Myliusschen und Melanderschen Millionen wuchsen ins Gigantische. Sie rechnete, und die Zahlen, die sie nannte, wurden immer kühner; man hatte eine Vorstellung von Goldbergwerken und unterirdischen Schatzkammern, und ihre Erregung stieg mit der Schilderung. Anastasia wandte skeptisch ein, daß, wie so viele andere, auch das Melandersche Vermögen, da es ja nicht in Grund-, sondern hauptsächlich in Kapitalswerten bestehe, dem Untergang verfallen sei, und

daß die Krösusse von gestern allesamt auf dem Weg seien, die Proletarier von morgen zu werden, eine Bemerkung, bei der Ulrike der Bissen im Mund stecken blieb und die sie im Hinblick auf den besondern Fall mit zorniger Beredsamkeit zu widerlegen suchte.

„Die haben was in der Hinterhand", erboste sie sich, „die haben ausländisches Geld, so gewiß wie ich da sitze. Die sind nicht so blöd, sich von eurer verkrachten Republik in den Abgrund reißen zu lassen, und bei der großen Pleite können sie immer noch ein ganzes Schock von armen Schluckern unsersgleichen in den Sack stecken. Daß sie heulen und zähneklappern und Zetermordio schreien, will ich gern glauben, das gehört zum Geschäft, das ist seit Adams Zeiten so, aber man muß schon eine so dumme Gans sein wie du, wenn man sich davon ins Bockshorn jagen läßt."

Anastasia schluckte die Beschimpfung und schwieg.

„Sieh dir nur den Lothar Mylius an", fuhr Ulrike fort, „der frißt jeden Tag Austern und Hummer und sauft französischen Sekt und hat noch nicht den vierten Teil von dem, was die Josephe Melander hat." Ihr Kopf brannte, sie fuchtelte mit den Armen in der Luft, und als Kreszenz kam, um den Tisch abzuräumen, appellierte sie plötzlich ungereimterweise an die. Sie habe doch ihren gesunden Menschenverstand, redete sie die Magd an, sie wisse doch ungefähr, das ganze Dorf, der Kurort, die ganze Gegend wisse, was es mit dem Melanderischen Reichtum auf sich habe; nun, da sitze Frau Anastasia Gentili, sitze da und habe die Stirn zu behaupten, bei denen wackle es genau so wie bei irgendwelchen beliebigen Holz- und Getreideschiebern, ob das nicht zum Lachen sei?

Anastasia preßte die dünnen Lippen zusammen und äußerte schnippisch, die Meinung von Kreszenz sei ihr nicht

maßgeblich. Diese zuckte die Achseln und sagte roh, das gnädige Fräulein sei heute zu hitzig, sie müsse wieder einmal ihr Purgiermittel nehmen. Geschmeichelt von soviel Fürsorge brach Ulrike in ein wahres Fuhrmannsgelächter aus und fing zu erzählen an, daß die kleine Fanny an der Puppe im getäfelten Kabinett oben eine Maschinerie entdeckt habe. „Und denkt euch nur", schloß sie pathetisch und mit hervorquellenden Augen, „da ist sie gegangen, das uralte Gestell, da hat sie geredet, ihr könnt es selber probieren morgen, hat englisch geredet, ‚how do you do my little darling,' hat sich verbeugt, eine richtige Verbeugung gemacht wie in der Tanzstunde." Sie ahmte die Verbeugung und den Gang der Puppe nach, die beiden Zuschauerinnen lachten ungläubig, und als sie dann noch berichtete, das Kind sei ihr vor Freude um den Hals gefallen und habe sie abgeküßt, auf Ehre und Seligkeit abgeküßt, schüttelte Anastasia betrübt den Kopf und Kreszenz, die Servierplatte zwischen den nackten Armen, kicherte spöttisch.

Es war wie ein niederländisches Bild.

Möchte wissen, ob der Balg morgen wirklich kommen wird, dachte Ulrike mehr als zehnmal im Verlauf des Abends. Und zehnmal rannte sie zum Barometer, um zu erkunden, wie das Wetter würde, um das sie sich sonst wenig kümmerte. Wenn es regnet oder nur umzogen ist, wird sie nicht kommen, entschied sie; auch kann man nicht wissen, ob sie die Geschichte nicht doch ausplaudert; eine Miene verrät sie und man setzt ihr zu, bis sie gesteht. Dann werden sie höllisch aufpassen, denn für die Frau Baronin bin ich ja wahrscheinlich, was das rote Tuch für den Stier. Dann kann ich hier sitzen und warten.

Und gesetzt den Fall, erwog sie weiter, sie kommt überhaupt nicht mehr (ein Gedanke, bei dem ihr das Blut kochte), wer soll ihr dann beistehn gegen die Machenschaften dieser

Josephe? wer soll den Betrug aufdecken? wer die Millionen und Aber-Millionen für sie retten? es verhüten, daß sie sich in Armeleutküchen, Notstandsgroschen, Studentenunterstützungen und Heiratsausstattungen für Beamtentöchter verwandeln? Da hätte dann das blonde Menschlein das Nachsehn. Nichts da, ihr Leute, daraus wird nichts, Ulrike Woytich leidet das nicht, sie wird das blonde Menschlein in ihren Schutz nehmen.

Ruhlos strich sie wie ein schwarzer Vogel durch das Haus. Als sich Anastasia zurückgezogen hatte, sehr befremdet von dem Gebaren der Schwester, begab sich Ulrike in die Küche und weihte Kreszenz in ihre Befürchtungen ein, die dem Ohr der Magd seltsam klingen mußten. Was Anastasia als Vermutung und Gerücht ausgesprochen hatte, war für Ulrike nun schon Gewißheit geworden, denn warum in aller Welt sollte man nicht das Schlechte glauben, da es doch kaum etwas anderes zu sehen und zu hören gab. Also berichtete sie der lauschenden Kreszenz, in welcher Gefahr die Melandersche Erbschaft schwebte. Da das Fenster offen war, drang ihre schallende Stimme in den nächtlichen Wald hinauf und kehrte als kahles Echo zurück. Und zum Schluß fragte sie Kreszenz gierig und erwartungsvoll, ob sie sich das blonde Menschlein angeschaut habe.

Kreszenz sagte: „Was schert Sie das fremde Kind und was schert Sie das fremde Geld? Aus Kindern haben Sie sich meines Wissens nie was gemacht, und was das Geld betrifft, so haben Sie reichlich zu leben, sollt ich meinen, wenn uns auch meistens der Magen kullert. Hat der Jud keine Sorgen, so schafft er sich welche, heißt es. Was mich nicht brennt, das blas ich nicht."

Sie saßen eine Weile stumm, hierauf erzählte Kreszenz in ungeschlachten Ausdrücken eine ziemlich derbe Ehebruchsgeschichte aus dem Dorf, um die Unterhaltung wieder zu

beleben, und Ulrike, die die gute Laune ihrer Herzensvertrauten nicht trüben mochte und die dergleichen immer gern hörte, benutzte den Anlaß zu einigen saftigen Zoten, die den kreischenden Beifall der Magd errangen. Männlein und Weiblein im Liebesspiel, das betrachtete sie von hoch oben, mit kalter Verachtung und bissigem Hohn, und diese Sache beim rechten Namen zu nennen, beim allerungeschminktesten, machte ihr einen Heidenspaß.

Ruhlos lag sie in ihrem Bett, wälzte sich von einer Seite auf die andre und konnte nicht schlafen. Sie seufzte erleichtert, als der Morgen graute, fragte sich aber beständig: was ist mir denn? was will ich denn? Zustände solcher Art hatte sie schon seit vielen Jahren nicht mehr gehabt. Es war als lodre aus glimmender Asche ein Feuer auf. Doch wo hatte es seine Nahrung? wer warf ihm Brennstoff hin? Sie verwunderte sich düster über sich selbst. Sie suchte in ihrem Innern nach Ähnlichem in der Vergangenheit. Es war nichts da. Sie schloß daraus, daß alte Menschen wesentliche Veranlagungen der eigenen Natur mit der Zeit vergessen. Das ängstigte sie.

Die Vormittagsstunden krochen mit bleiernen Füßen. Sie harkte im Garten. Sie ging in den Wald, um Unterholz einzusammeln. Alle fünf Minuten spähte sie zum Himmel. Schleieriges Gewölk stieg im Westen auf; da fluchte sie vor sich hin. Die Wolken zerstreuten sich, da begann sie zu trällern. Es klang wie wenn ein Dachsparren knarrt. Die Gewandung, in der sie herumwirtschaftete, erregte sogar Kreszenz' Ärger, und Anastasia, die stets wie aus dem Ei geschält war, kehrte indigniert die Blicke von ihr ab. Erst nach Tisch entschloß sie sich zu minder schmierigen Umhüllungen. Sie schickte Anastasia in den Kurort mit dem Auftrag, zwei Tafeln Schokolade zu kaufen. Anastasia traute ihren

Ohren nicht; Schokolade; das Wort hatte sie nicht vernommen, seit sie im Hause war. Aber sie gehorchte, obwohl sie hin und zurück zweieinhalb Stunden zu gehen hatte.

Ulrike setzte sich ans Fenster und stopfte Strümpfe. Schwarze, gelbe, blaue Strümpfe, alle mit zeisiggrüner Wolle, da sie keine andre vorrätig hatte. Gegen fünf Uhr konnte sie es vor Ungeduld nicht mehr aushalten; aus einem Schrank holte sie ein schadhaftes Opernglas hervor, ging auf den Balkon und begann mit dem Glas die Landschaft abzugucken. Als der Himmel sich allmählich wieder umtrübte, reckte sie erbittert die Faust empor. Einige Häuslerkinder, aus dem Wald kommend, liefen über ihr Grundstück; im ersten Augenblick stockte ihr der Hauch in der Kehle, und die Pupillen erweiterten sich, dann erkannte sie den Irrtum und schrie die Rotte bösartig an, so daß sie in panischem Schreck die Wiesen hinuntersprangen.

Es wurde sechs, es wurde halb sieben, und als es im Dorf Riednau sieben Uhr schlug, ergriff sie einen tönernen Pflanzentopf und warf ihn wütend auf die Erde hinab, wo er zerschellte. Sie kehrte ins Zimmer zurück und suchte etwas, woran sie ihren Groll auslassen konnte, da kam gerade Anastasia; sie herrschte sie an, wo sie so lang geblieben sei. Anastasia erwiderte, sie sei in der Kirche gewesen, morgen sei Fronleichnam und man habe Gottesdienst abgehalten. Ei der Tausend, in der Kirche, spottete Ulrike giftig; Gottesdienst; was sie nicht sage; zu allem übrigen auch noch Betschwester; seit wann denn? Anastasia fragte scharf, wie sie das auffassen solle: zu allem übrigen? ob sie nicht stets im heiligen Glauben gelebt habe, nicht jeglichen Abend ihr Gebet verrichte? ob Ulrike in ihrer ketzerischen Wut jeden frommen Menschen zum Gaukler stempeln wolle? Zu Erläuterungen wenig aufgelegt, fuhr Ulrike fort zu lästern, und

Anastasia, auf Widerpart verzichtend, setzte sich still hin und vergoß in etwas theatralischer Weise Tränen. Ulrike fegte zornig auflachend aus dem Zimmer. Sie hatte Durst; an der Wasserleitung drehte sie den Hahn auf und hielt den Mund ans Rohr. Das Wasser schmeckte gallbitter.

Während des Nachtessens sprach sie kein Wort. Es regnete draußen. Finster stierte sie auf ihren Teller. Nachher zündete sie die Pfeife an, holte einen zerlesenen französischen Roman aus dem Bücherkasten und setzte sich in den Ohrensessel. Aber sie las nicht eine Zeile. Sie saß und grübelte bis zwei Uhr nachts. Lange Zeit liefen ihre Gedanken zwangshaft im selben Kreis: der Regen: die unterschlagene Erbschaft; das vergebliche Warten auf das Kind; und wieder: der Regen; wie lange er dauern würde; die vorenthaltenen und mißbrauchten Millionen; sie selber als Verteidigerin des Rechts; das vergebliche Warten auf das Kind.

Die Millionen sangen ihr ins Ohr wie eine Orgel.

Dann schmiedete sie Pläne. Voll Wucht und Nachdruck mußte sein, was sie unternahm, aber auch voller Vorsicht und Schlauheit. Zuerst mußte Eckern ausgekundschaftet werden: wer dort hauste, wie man lebte und mit wem gerechnet werden mußte. Sodann wollte sie Briefe an frühere Freunde und Bekannte schreiben, die sie über die gegenwärtigen Verhältnisse der Baronin unterrichten sollten, ihre Beziehungen, ihre Geschäfte, ihre Neigungen, ihre Dienstleute. Und wieder drehte sich das Rad: der hoffnungslose Regen; die Millionen gleich einem Niedersturz von goldenen Barren, den sie zu dämmen hatte; das Kind, das auf einmal, sie schlief schon und haderte noch im Traum, an ihrem Halse hing und sie küßte; ein grausig-wohliges Gefühl, als ob man ein warmes Kätzchen am eisigen Busen hielte. Pfui, lallte sie, küß mich doch nicht.

Die ersten Vogelschreie trieben sie ins Bett, aber früh war sie schon wieder auf. Sie hatte in der Nacht gehört, daß eine Dachtraufe tropfte. Kreszenz mußte eine Leiter auf den Balkon schleppen und Nachschau halten. Die Traufe war leck. Sie ließ sogleich den Flaschner holen. Schäden am Haus erregten sie mehr als Wunden an ihrem Leibe. Dem Haus durfte nichts geschehen. Alle Zärtlichkeit und Obsorge, deren sie fähig war, galt dem Haus. Der Flaschner kam erst gegen elf Uhr. Während sie im Flur des ersten Stocks mit ihm unterhandelte und sich über den Preis entsetzte, den er für die Reparatur forderte, ging unten die Eingangstür. Ein heller Gruß tönte ihr entgegen. Da stand Fanny mit dem triumphierenden Lächeln eines Menschen, der Hindernisse überwunden hat, um ans Ziel zu gelangen, und winkte mit der Hand zu ihr empor. Da mußte sich Ulrike am Stiegenpfosten festhalten, und als sie sich vergewissert hatte, daß es kein Trugbild war, flackerten gebrochene Lichter in dem runzligen Gesicht und mit ihrer rauhen Stimme rief sie: „Na, da bist du ja, du Irrwisch, da bist du ja." Und mit beziehungsvollem Blinzeln fügte sie hinzu: „How do you do my little darling?"

Die Gäste auf Eckern

Als der erste Schritt getan war, bewirkt von der Gewalt eines Augenblicks, der sie wehrlos fand und ihre an das Kind gerichteten Worte eigenwillig befehligt hatte, erwartete Josephe die weitere Entwicklung mit aller ihr innewohnenden Angst. Da ihr jede Beschwichtigung der Angst als Täuschung von außen oder innen erschien, war sie doppelt wachsam und vertraute nur zögernd dem, was sie sah und hörte.

Sie lächelte freundlich, wenn sie mit Fanny sprach, dabei lauschte sie angespannt auf jeden Ton und Halbton in des Kindes Stimme, ja, horchte der Stimme noch argwöhnisch nach, wenn sie verklungen war. Gebärde, Haltung, Gang und Miene konnten keiner eindringlicheren Prüfung unterworfen werden, als sie sie vornahm, und sie war so streng gegen sich selbst und die Stichhaltigkeit ihrer Beobachtung wie unerbittlich in bezug auf das Kind.

Es war in ihr eine schmerzhafte Überempfindlichkeit gegen alles Hohle; die leiseste Schwingung davon bereitete ihr ein körperliches Leiden. Sie hatte die Menschen so wenig wahr erfunden; bis in die Augensterne hinein so angefault von Zwecksucht und Verstellung alle; sie konnte schwer glauben. So oft hatten sich die unschuldigsten Züge vor ihr mit dem Rost der Lüge überzogen; so oft, wenn Vorteil winkte, hatte sie Hände sich beflecken und falsches Spiel spielen sehen, an deren Reinheit sich kein Verdacht gewagt; sie aber hatte geschwiegen und lieber das verlachte Opfer sein wollen, als daß sie die Pein auf sich genommen hätte, das listige Gewebe aufzudecken und den, der es geknüpft, zu beschämen.

Mit freundlichem Lächeln gegen Lügner und Lügnerinnen war sie grau geworden. Ihre Erfahrungen waren bitter. Und solch ein Kind, wie lieblich es auch anzuschauen war, was konnte es nicht alles in sich tragen vom Gift der Welt. Man wußte nichts von den Stuben, in denen es geweilt, und von den Gesichtern, in die es geblickt, und von den Worten, die es gehört. Seelen sind wie Schwämme; sie saugen das Häßliche des Lebens auf, und preßt sie dann die Faust des Schicksals, so quillt verpestete Lauge aus ihnen. Sie hatte es erfahren. Das Unwahrscheinliche hatte sich da bisweilen erfüllt.

Doch mit wie unnachsichtigem, wenn auch tiefheimlichem Blick sie das Tun und Treiben Fannys verfolgte, sie fand

kein Arg und Böses an ihr. Es war stets das gleiche Bild fröhlicher Geschäftigkeit, das sie darbot, ein in Fragen und Sichwundern, in Lust und schöner Bewegung entfaltetes Wesen. Sie hatte, in der Stadtwohnung noch, ein kleines Gemach für sich erhalten, und das Glück, das sie darüber äußerte, hatte Josephe trotz ihres Willens zum Widerstreben wie eine unbekannte Musik berührt. Jeden Gegenstand nahm sie in die Hand, alles bestaunte sie, redete die toten Sachen zärtlich an, schaute wieder und wieder wie trunken um sich, und als sie eines Abends im Bett lag, haschte sie nach Elisabeths Hand und fragte, ob das alles auch wirklich wahr sei. Was sollte man darauf antworten? War es wahr, weil es greifbar war? oder Schein, weil es nur für dieses Kind so viel bedeutete? So dachte Josephe, die mit gesenktem Haupt an der Tür stand.

Sie war gegen alle Leute im Haus gefällig und sprach mit ihnen in der ihr natürlichen Weise, von dem würdigen Kasimir angefangen bis zu dem schmutzigen Küchenmädchen. Sie kannte nicht den Unterschied zwischen Befehlenden und Dienenden, und wenn er augenfällig wurde, wunderte sie sich bloß und nahm ihn für ihre Person nicht an. Dieser bis zur Feinheit ausgebildete Zug übte eine unmittelbar gewinnende Wirkung; die Folge davon war, daß alle im Haus Angestellten sie am ersten Tag lobten, am zweiten liebten, am dritten verwöhnten und ihr jeden Wunsch von den Augen absahen. Seit sie da war, dünkte es ihnen, als sei in die dunklen Korridore Helligkeit gedrungen und als harrten die verschlossenen Säle darauf, daß wieder festliche Lichter in ihnen angezündet würden. Es genügte schon, daß in den gar zu ernsthaften Räumen ein Geschöpf herumging, welches lachte, mit Mund und Herz lachte, und die Schwülnis einer Welt, die sie insgesamt zu ersticken drohte,

wich für die Dauer des ungewohnten Schalls und seines Nachklangs.

Aber Josephes Argwohn blieb. Ihr anmerken konnte ihn niemand, auch Elisabeth nicht; vielleicht daß Fanny selbst ihn manchmal spürte; ein ungewiß flimmernder Blick des Kindes bezeugte es, und oft wenn Fanny das Wort an sie richtete, geschah es zaghafter als bei andern. Josephe konnte nicht vergessen und nicht verwinden; das Unheil lag im Gedächtnis wie ewige Krankheit; sie konnte nicht davon abstehen, die Züge des Vaters und des Großvaters in diesem Antlitz zu suchen, und die Furcht vor einer Bestätigung der Furcht griff sie physisch so sehr an, daß sie, von schwerer Migräne befallen, einige Tage vor der festgesetzten Reise nach Eckern bettlägerig wurde. Qualvoll bohrte der eine Gedanke: ist es möglich, daß das Blut jenes Böse, das ihm eingeboren ist, nicht weiterträgt ins dritte und ins zweite Glied? kann Melandersches Blut das Böse von sich tun, auslöschen und verwandeln, oder ist nicht bloß Trug und Verführung, was so scheint?

Sie hätte den Herrgott bedrängen mögen mit der Frage; sie hätte den Himmel aufreißen mögen, um sich Antwort zu verschaffen; denn Menschen konnten sie ihr nicht geben.

Da geschah etwas, das ihr Gemüt jählings umstimmte und der Anlaß war ein geringer. Es war spät am Vormittag, der Arzt war dagewesen, die Schmerzen im Kopf waren kaum erträglich. Elisabeth huschte ins Zimmer, dessen Gardinen fest zugezogen waren, sodaß tiefe Dämmerung herrschte; sie erkundigte sich, ob die Frau Baronin ein Begehren habe und ob es noch nicht besser gehe. Josephe hatte die Augen geschlossen, ihre bleichen Hände waren auf der blauen Atlasdecke leblos hingebreitet. „Sagen Sie doch Ilka draußen, daß sie keinen solchen Lärm beim Abstauben macht", flüsterte

sie gequält; „wenn sie nur ein wenig geräuschloser hantieren könnte."

„Ich habe es ihr schon hundertmal gesagt, Frau Baronin. Ich werde veranlassen, daß sie mit der Arbeit aufhört."

Ein Dialog, der seit drei Tagen mit denselben Worten geführt wurde, und Elisabeth ging, um das Getöse, nicht viel lauter übrigens als das Scharren einer Maus, abzustellen. Kurze Zeit, nachdem sie hinausgegangen war, den Raum erfüllte düstere Ruhe, öffnete sich eine andere, die kleine Tapetentür, und herein kam Fanny. Sie sah sich großäugig um, sie konnte in der Dunkelheit nichts unterscheiden und ging auf Zehen, trotzdem ein dicker Teppich die Schritte dämpfte, auf das Bett zu. Sie setzte sich dort auf einen Schemel und schwieg. Schweigend saß sie und hielt die Hände im Schoß. Josephe gewahrte sie erst nach einer geraumen Weile, obschon ihr Kopf sehr erhöht lag; sie hatte die Augen geschlossen gehabt, und das Kind war vollkommen lautlos erschienen. „Guten Morgen, Fanny", flüsterte sie. „Guten Morgen, Frau Baronin", antwortete das Kind. „Willst du etwas? Hat dich wer geschickt?" fragte Josephe mit angestrengter Stimme, denn jedes Wort tat ihr einzeln weh. „Nein", war die helle Erwiderung, „ich wollte nur sehen, wie es dir geht, Frau Baronin." Josephe lächelte ein wenig, denn dieses Du in Verbindung mit dem Titel war doch seltsam drollig. Sie hatte nicht erlaubt, daß man es ihr abgewöhne; sie wollte alles maßregelnde Erziehen vermeiden und vorläufig abwarten, wie sich die Natur des Kindes der Umgebung selbsttätig anpaßte. Das schien ihr das beste.

Es verging nun wieder eine Weile, da begann Fanny von ihren kleinen Erlebnissen im Hause zu erzählen, ganz vor sich hin eigentlich, mit einem umflorten Stimmchen, und in

behutsamer Rücksicht alle starken Betonungen unterlassend. Sie schilderte ein Gespräch mit Kasimir; dann die erste Stunde bei dem Lehrer, den man für sie aufgenommen und der ihr gefiel, weil er so viel Geschichten wußte; dann von einem komischen Streit mit Elisabeth, die behauptet hatte, sie könne ihr zehn Minuten in die Augen sehen, ohne zu lachen, während sie bereits nach einer halben innerlich geprustet und die Lippen krampfhaft geschlossen habe; ferner von einem Hund, den sie in Yverdon gekannt, und der die Türen im Haus nicht nur geöffnet, sondern auch ordentlich wieder zugemacht habe; dann: was sie sich ausdenke, wenn sie abends im Bett liege und nicht gleich einschlafen könne; daß sie mit ihren Händen Schattenbilder an der Wand hervorzubringen vermöge, zum Beispiel ein Kamel mit einem Höcker und eine Gans mit offenem Schnabel; daß sie manchmal darüber nachsinne, wie es sei, wenn man sterbe; ob die Welt dann noch da sei oder nicht; daß sie früher geglaubt habe, jeder Tote bekäme einen Stern vom Himmel mit in sein Grab und der Himmel sei nur ein riesiger Spiegel von all den Sternen unter der Erde.

Sie stellte keine Fragen, aus Schonung und Bedacht; sie wollte offensichtlich die Kranke zerstreuen, darum verweilte sie bei keinem Gegenstand. Es war ein kunterbuntes Geplauder, unverbindlich und mühelos, wie wenn man einen Korb lustiger kleiner Blumen ausschüttet, und es pulste Leben darin, Fühlen, Schauen. Es war eine richtige geordnete, gut regierte Miniaturwelt mit den Erfahrungen aus erster Hand, und jedes Wort war so wunderlich neu, als wäre es noch nie in einem Menschenmund gewesen. Wenn sie Himmel sagte, war es der wirkliche unendliche Himmel, und wenn sie Traum sagte, hatte es etwas sehr Geheimnisvolles zu bedeuten und war nicht ein abgeriebenes und zerkautes Ding.

Wie schön und unschuldig das noch war, wie nahe das Wort seinem Sinn und seinem Bild!

Und als Josephe so zuhörte und zuhörte, milderte sich die Spannung ihrer Nerven mehr und mehr; der eiserne Druck wich von der Schädeldecke, und das marternde Sausen in den Ohren verging. Eine glückliche stumme Verwunderung nahm von ihr Besitz; sie atmete leichter; sie beugte den Oberkörper ein wenig aus den Kissen, stützte den Kopf auf den Arm und lauschte, lauschte; und wie sie die Augen auftat zu einem neuen Blick, so tat sich das Herz auf. Von dieser Stunde an war Fanny eine andere Gestalt für sie; von dieser Stunde an begann sie sie zu lieben.

Aber das war etwas, wofür ihr Begriff und Umschreibung fehlte. Es überfiel sie mit erschütternder Gewalt. Es war wie das Erwachen des Siebenschläfers, der eine Welt verwandelt findet und die Sprache der Menschen nicht mehr versteht. Man hatte davon gehört, man hatte davon gelesen, man hatte davon gewußt; man hatte es hingenommen als eine der zahllosen Formeln aus der Sphäre des Übereinkommens und der Verträge, mit einem Inhalt von unbekannten Freuden, die zu teilen und zu spüren sie längst verzichtet hatte. Da so viele an die Existenz dieser Liebe glaubten und so viele auf die eine oder andre Weise sogar das Leben damit erfüllten, so hatte sie auch daran geglaubt; mehr war es nicht gewesen. Mit achtzehn Jahren hatte sie die Mutter verloren, den Menschen, den allein sie geliebt hatte. Aber die Josephe, die am Sarg der Mutter geweint hatte, war schon eine ganz andere gewesen, keine liebende mehr. Nichts hatte sie zurückbehalten aus ihrer Jugend, nichts herübergerettet als einen wandelnden Leichnam. Dreieinhalb Jahrzehnte befohlener Weg, fühlloses Tun, würgende Last, schleppende Qual, Verdorrung und grenzenlose

Vereinsamung. Sie hatte vergessen, daß es Liebe gibt. Das Gefäß der Liebe war zersprungen, der Inhalt ausgeronnen, die Scherben vom Walzwerk der Jahre zermahlen. Nicht Mann, nicht Weib, die Liebe von ihr empfangen, ihr Liebe geboten hatten oder nur Antrieb und Wunsch dazu; kein betrauertes oder umkränztes Bild der Liebe hing in den durchschrittenen Räumen; Dürre des unfruchtbaren Tags hingegen und Schrecken der verhärmten Nacht.

Auf einmal war Liebe da. Manna, das aus der Höhe fiel. Wunderquell, der aus dem Stein sprang. Aber die aufnehmenden Kräfte von Josephes Natur waren so tief hineingedrängt und hinabgezwungen in innerste Schächte, daß sie nicht mehr emporzulangen wagten und sich mit staunender und furchtsamer Stummheit begnügten. Nur kein Zeichen geben; nur sich nicht verraten; jedes Greifenwollen nach der Frucht konnte Enttäuschung werden. Sich verschließen; sich abwenden und verbergen; und daß die Hand nicht zuckte und daß das Auge nicht aufglühte. Das war das starre Verbot, das sich Josephe setzte und das durch keine Fülle, keine Flamme und keine Erscheinung zu brechen war. Hinter allem die Furcht; das Grauenvolle der erlebten und gewußten Welt; Furcht vor erwidertem Gefühl und Furcht vor nicht erwidertem; Furcht vor der Zärtlichkeit und Furcht vor der Frage; Furcht vor der Erinnerung und Furcht vor der Zukunft. Unbefreibar Gebundene.

Doch umgab sie das Kind mit vermehrter Sorgfalt. Elisabeth, die jedes Hellerwerdens in dem Verhältnis inne wurde, war zufrieden. Sie zeigte es, und Josephe wurde nervös und zog sich still zurück, wenn Elisabeth begierig darauf wartete, daß sie ein gutes Wort über Fanny sagen sollte.

Bei der Übersiedlung nach Eckern war Fanny von unbändiger Lebendigkeit. Die zahllosen Kisten und Koffer

erregten ihre laute Verwunderung, die Unruhe im Haus erschien ihr als etwas Festliches und ihr Gesicht war von früh bis abends so gespannt, als erwarte sie den überraschenden Schluß eines Märchens, das sie erlebte. Während der Fahrt konnte sie sich nicht sattsehen an den Landschaften und dazwischen schwatzte sie unermüdlich. Spät nachmittags in Eckern ging sie dann wie betäubt von Seligkeit durch die Räume des weitläufigen Hauses, besah die Remisen, den Stall, den Tennisplatz, die Blumenbeete, den Kranz der Hügel und Wälder, und als am Abend Elisabeth kam, ihr Gutenacht zu sagen, sprach sie errötend, wie wenn sie Abbitte für begangenes Unrecht hätte leisten wollen: „Ich hab gedacht, Eckern und das alles gibt es gar nicht in Wirklichkeit; das sagt ihr nur so, hab ich geglaubt." Fünf Minuten später schlief sie, und der Ausdruck in dem schlummernden Gesicht dünkte Elisabeth so schön, daß sie die Baronin herzurief, damit sie es betrachte. Josephe willfahrte ihr und ging gleich wieder weg; aber als Elisabeth das Zimmer verlassen hatte, kehrte sie zurück und schaute lange Zeit in die schlafenden Züge. Schließlich faltete sie die Hände.

Valerian de Groot sollte erst am Ende der Woche eintreffen. Er hatte sich doch noch zu zwei Konzerten bestimmen lassen und hatte in Berlin und Amsterdam gespielt. Am dritten Tag nach Josephes Ankunft, man war noch mitten im Ordnen und Aufräumen, kam Exzellenz Herbst, den Josephe eingeladen hatte, den Sommer in Eckern zu verbringen. Er war einer der wenigen Freunde, die sie besaß, ein zartgebauter kleiner Greis, ausgezeichnet durch Bildung und makellosen Charakter. Auf ihm lastete schweres Geschick, das zerstörend in sein Leben gegriffen und wie alle Welt, so auch Josephe erregt und ihm zugekehrt hatte. Die gewohnte Umgebung in der Stadt, der Anblick mitleidiger und neugieriger

Gesichter war unerträglich für ihn geworden und Josephe hatte so lange in ihn gedrungen, bis er ihr Anerbieten, Eckern als schützenden Aufenthalt zu wählen, angenommen hatte.

Der Verlauf des Geschehnisses, wie er sich von außen zeigte und wie er in mehr oder weniger verschleierter Form auch von den Zeitungen war dargestellt worden, war dieser. Er war Sektionschef im Ministerium des Äußern gewesen und hatte in glücklichen Familienverhältnissen gelebt, mit einer klugen, heitern Frau und zwei Kindern, einem Sohn und einer Tochter. Den Sohn hatte er im letzten Jahr des Kriegs verloren. Nach dem Sturz des Kaiserhauses hatte er, seinen Anschauungen getreu, den Dienst quittiert. Er hatte keine Schätze gesammelt. Aus mäßiger Wohlhabenheit war er durch die allgemeine Katastrophe rasch in kläglich übertünchte Armut geraten. Er ertrug dies alles mit Würde: Verlust des Sohnes, Verlust des Amtes, Verlust des Vermögens. Da kam der nicht zu verwindende Schlag. Die Tochter, ein schönes neunzehnjähriges Mädchen, Marie Helene hieß sie, die bei einer Filmgesellschaft eine Art Sekretärinnenposten versah, und durch die Beisteuer ihres Gehalts die Führung der kleinen Wirtschaft wesentlich erleichterte, war eines Tages in Beziehung zu einem Mann getreten, einem stellen- und erwerbslosen Kinoschauspieler namens Rutowsky, der einen höchst verhängnisvollen Einfluß auf sie gewann, ihre eigentliche Natur austilgte und sie binnen kurzer Zeit zur Dirne und Verbrecherin machte. Er hatte vier Jahre an der Front gedient und schwere Verwundungen erlitten, darunter einen Kopfschuß. Verwildert und mit Gott und Menschen zerfallen, kam er aus dem Krieg zurück, ein Lungerer, Feind alles Bestehenden, entschlossen zu allem Bösen. Marie Helene lernte ihn im Bureau kennen, als er um Beschäftigung fragte. Unerklärlicherweise verfiel

sie ihm widerstandslos. Ihre ganze Natur kehrte sich um, Entschlossenheit wurde Schwermut, Fröhlichkeit Trübsinn, Offenheit Trotz und Lügenhaftigkeit. Der Vater, befremdet, geängstigt, forscht nach der Ursache; sie bleibt ihm nicht verborgen. Er untersagt Marie Helene den Umgang mit Rutowsky. Sie verweigert den Gehorsam. Die Mutter bittet, beschwört; sie will nicht hören. Sie bleibt wochenlang vom Haus weg, man macht ihr Vorhaltungen; sie rast. Sie bestiehlt die Eltern und ohne sich um deren Entsetzen zu kümmern, packt sie ihre Habseligkeiten zusammen und zieht zu Rutowsky in eine Kammer in die Vorstadt. Sie wird seine Geliebte und seine Magd. Ihren Posten hat sie verloren. Um Geld zu verdienen, läuft sie sich die Füße wund. Die Not wird drückender. Rutowsky zwingt sie, auf die Straße zu gehn. Wenn sie sich weigert, schlägt er sie, und wenn er sie halb bewußtlos geschlagen hat, fällt sie ihm zu Füßen und küßt seine Hand. Das alles ist durch Zeugen erhärtet. Sie erfährt, daß er bereits wegen Raubes im Gefängnis gewesen ist. Es erschüttert ihre Verbundenheit nicht im geringsten. Er gerät in die Kreise von Professionsverbrechern und faßt den Plan zu einem nächtlichen Einbruch bei einem Juwelier. Marie Helene soll die Aufpasserin machen. Sie wagt sich nicht zu sträuben; in der Stunde der Tat ist sie an seiner Seite. Aber die Polizei ist benachrichtigt; während sie am Haustor Wache steht, wird er bei den Vorbereitungen drinnen verhaftet. Und sie bleibt an seiner Seite. Sie befolgt das für den Fall der Verhaftung vorgesehene System des Leugnens; sie weicht nicht mit einem Hauch und Blick davon ab und benimmt sich wie die erfahrenste Genossin und Helfershelferin von Dieben.

Seit vier Monaten befand sie sich nun in Haft. Das Gericht suchte Beweise und neue Zeugen, denn die Meinungen

über das Ausmaß von Schuld, das ihr zuzuschreiben war, schwankten und aus Rutowskys dunkler Vergangenheit kamen beständig neue Delikte ans Licht. Man sprach natürlich von Hypnose und verbrecherischer Beeinflussung, und viele Federn waren wie gesagt geschäftig, ein Ereignis auszuschmücken und sensationell zuzurichten, das sie als charakteristisch für die Zeit und das Absterben des moralischen Bewußtseins auch in den gebildeten Ständen bezeichneten. Aber keine Schilderung und Kritik warf einen erhellenden Strahl in das Geheimnis dieser abgründig verlorenen Seele, die mit Brauch und Sitte, Herkunft und Ehre gebrochen hatte, um eines Menschen willen, der der Auswurf des Geschlechtes war. Sie bewies keine Reue, war zu keinem Geständnis über sich selbst zu bewegen, und es schien, als habe sie auch keine Erinnerung an ihre frühere behütete Existenz bewahrt.

Die Mutter hatte es nicht zu überleben vermocht. Mit einemmal war sie zusammengebrochen. Als man Marie Helene die Nachricht brachte, zuckte sie nicht mit der Wimper. Der alte Mann, der mit großer Liebe an der Tochter gehangen, Spätfrucht der Ehe, wollte sie im Gefängnis besuchen; sie weigerte sich, ihn zu sehen. Die öffentliche Verhandlung war für den sechsundzwanzigsten Juni anberaumt; dies vor allem hatte ihn bewogen, nach Eckern zu flüchten und sich dort zu verbergen, trotzdem er gewärtig sein mußte, als Zeuge geladen zu werden. Er hatte mit Preisgabe seiner letzten Mittel den geschicktesten Verteidiger für sie bestellt; nun wartete er.

In Eckern verließ er kaum sein Zimmer. Bisweilen am Abend überredete ihn Josephe zu einem Spaziergang. Sie sprachen dann, langsam über die Wege schreitend, in halben Sätzen und mit großen Pausen von der Vergangenheit. Um

Valerian de Groot von allem zu unterrichten und ihm über die Haus- und Tischgenossen, die er vorfinden würde, Aufklärung zu geben, holte ihn Josephe am Tag seiner Ankunft von der Station ab. Doch war sie zu klarer Berichterstattung so wenig fähig, daß de Groot, beunruhigt von der Aussicht auf neue Menschen und Begegnungen, ihr im Wagen eine Szene machte. Sie habe ihm Frieden und Abgeschlossenheit versprochen, sagte er, und statt dessen setze sie ihn vor die Notwendigkeit, mit tragischen Figuren und interessanten Kindern unter einem Dach zu hausen. Das sei es nicht, was er sich gewünscht, gerade dessen sei er müde, und er habe der Welt und ihrem aufdringlichen Wirrsal mit einem Fußtritt den Abschied gegeben, bevor er hiehergekommen. Er werde also, um nicht seine alte Freundin zu beleidigen, drei Tage bleiben und wieder abreisen. Er benahm sich wie ein ungezogener Junge, und trotz ihrer Bestürzung mußte Josephe lächeln. Doch als er, noch schmollend und geärgert, auf dem breiten Wiesenplan und die Landschaft krönend das stattliche Haus hinter der Schutzwehr von Bäumen erblickte; als er dann in die für ihn bereiteten Zimmer mit den hellen Möbeln und Vorhängen trat; als er seine Bücherkisten gewahrte, die bereits angekommen waren; als Elisabeth herbeieilte, um ihn schüchtern-freudig zu begrüßen und hinter ihr ein anmutig-zartes Gestaltchen auftauchte; als Josephe wie um Absolution bittend mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stand: da stieß er sein gutmütiges Lärmgelächter aus, packte Josephes beide Hände und rief, indem er sie schüttelte, er vermute, daß sie die Unannehmlichkeiten wieder einmal dilettantisch übertrieben habe und werde sich für seine Person an die Annehmlichkeiten halten.

Seine Gegenwart allein brachte schon einen andern Lebensrhythmus auf dem Gut hervor. Unwillkürlich huldigte

man ihm und unterordnete sich seinem Urteil. Er sah sehr scharf und er sah sehr schnell und äußerte seine Meinungen schonungslos, aber nicht immer ließ er sich zur Äußerung herbei und man fürchtete dann, was er verschwieg, mehr als was er sagte. Er hatte die Gewohnheit, dem Partner im Gespräch mit höflicher, fast übermäßig höflicher Aufmerksamkeit zu lauschen, während sein durchdringender Blick unausgesetzt in den Augen des Sprechenden ruhte; Josephe hatte davor oft solche Angst, daß sie plötzlich den Faden verlor und ihn verwirrt anstarrte. Das schmeichelte ihm, denn er war herrschsüchtig; es reizte aber zugleich seine Spottlust.

Die Geschichte der alten Exzellenz, die ihm Josephe erzählte, hörte er mit sichtlicher Bewegung an, ohne etwas zu sagen. Josephe war in sein Zimmer gekommen, um ihm beim Auspacken der Bücher zu helfen, eine Arbeit, die er mit pedantischer Gründlichkeit vornahm. Man hatte noch ein Regal aufstellen müssen, da es an dreihundert Bände waren. Als ihm Josephe am Abend vorher verwundert bemerkt hatte, sie verstehe nicht, wozu er so viele Bücher habe kommen lassen, zumal ja auch im Hause eine Bibliothek sei, hatte er hochmütig dozierend geantwortet, Bücher erzeugten in ihrer Gesamtheit erst eine Atmosphäre, in der sich der geistige Mensch wohlfühle; man müsse sie auch nicht alle lesen oder gelesen haben, aber man müsse sie von Angesicht kennen wie gute Gefährten; auch genügten nicht zehn und zwanzig, sondern wie in einer Landschaft die Bäume müßten sie den Eindruck der Vielfältigkeit, ja der Verschwendung machen. Fanny, ihm gegenüber, sah ihn mit offenem Munde an, und er verbeugte sich vor ihr wie vor einer Dame; die Ironie war hinter der Ernsthaftigkeit kaum zu merken.

Jetzt hockte er auf dem Teppich, mit untergeschlagenen Beinen wie ein Türke, sichtete die Bände, stellte sie rings

um sich auf, und die Sonne fiel auf seine silbergraue Mähne. Während ihres Berichts ließ er die Hände ruhen und schaute mit dem Ausdruck eines Kindes gespannt zu ihr empor. „Man darf natürlich vor ihm nicht darüber sprechen", schloß Josephe ihre Erzählung; „wir enthalten ihm sogar die Zeitungen vor, damit er den Verhandlungstermin nicht zu früh erfährt. Daß er als Zeuge wird erscheinen müssen, ist ein Unglück. Er kann selbstverständlich die Aussage verweigern und wird es auch, aber man muß sich nur ausmalen, was das bedeutet, mit ihr vor den Schranken zu stehen."

De Groot senkte schweigend die Stirn.

„Besser Kinder sind nicht, als sie sind so", murmelte Josephe unvorsichtig.

Da sah er sie mit einem bösen Blick an, verschränkte die Arme und schüttelte langsam und lang den Kopf.

„Ist das Ihre Ansicht nicht?" fragte Josephe und die Farbe der Beklommenheit stieg in ihre Wangen.

Mit einem Ruck stand er auf den Füßen. „Meine Ansicht?" grollte er und zog die Schultern bis an die Ohren; „was soll meine Ansicht in einer Welt von Mördern wiegen? Den Tod zu preisen, weil er mir eine Schwierigkeit erspart hat, das verlange man nicht von mir. Man hat Kinder, das heißt, man hat Wege; man lebt Unsterblichkeit; man steht mit Wurzeln in der Erde, auch wenn man oben entblättert und welkt. Mag es sein, wie es will, mit Unglück, mit Schande, mit Kummer, der das Herz abfrißt, alles besser als in das schwarze Nichts hineinstarren, das sich Tod nennt."

„Verzeihen Sie mir, lieber Freund", flüsterte Josephe.

Er blieb vor ihr stehen und sah sie forschend an. Sie wich dem Blick aus und fuhr fort: „Ja, ich bitte um Verzeihung, aber ich tue es nicht, weil mich Ihre Worte überzeugen. Mich hat die Erfahrung etwas anderes gelehrt. Genau das

Gegenteil hat sie mich gelehrt. Ich konnte nicht ... nein, zu dieser Anschauung konnte ich mich nicht aufschwingen. Es gab Zeiten, wo mein glühendster Wunsch das eine war, nur das eine ... begreifen Sie ..." Sie hielt inne und preßte die Hände zusammen.

Valerian, der nur das Alleräußerlichste von den Schicksalen Josephes wußte, Andeutung und Gerücht wie fast alle, die mit ihr und um sie lebten: der Einblick nicht erstrebt hatte, weil er nicht geheischt worden war; der sich naher Teilnahme entschlagen hatte, weil die Freundin ihn mit ihren Lasten verschonen gewollt und weil sie zu stolz war, zu wortarm, zu schamhaft und zu gedemütigt; der in seinem königlichen Egoismus nicht gesehen und gespürt hatte, was sich dem einfachen Gefühl hätte aufzwingen müssen: er ahnte auf einmal das lebenslang verhehlte Leiden: es schlug ihm wie eine Flamme aus den Augen der Frau entgegen.

Er war ergriffen, aber mit eigentümlicher Strenge fragte er: „Und hätten Sie alle Verantwortungen auf sich genommen, wenn Sie zufällig die Macht gehabt hätten, Ihren Wunsch zu erfüllen?"

„Es ist nicht derselbe Mensch, der wünscht und der, der tut", gab Josephe zurück. „Damals: ja. Ich hätte es auf mich genommen ..." Sie stockte. Mit leiserer Stimme fügte sie hinzu: „Heute allerdings wäre ich um vieles ärmer als ich bin." Und auf seinen erkundenden Blick sagte sie dumpf, mit einer Gebärde nach draußen: „Das Kind".

Er fuhr fort, stumm zu fragen. Sie ging vor ihm auf und ab, die Augen zu Boden geheftet, und sprach. Am liebsten hätte sie ihr Gesicht von ihm abgewendet und in die Wand hineingesprochen. Nicht daß sie ihm die ganze Vergangenheit erschloß; das wollte sie nicht und konnte sie nicht. Sie erklärte ihm nur die Anwesenheit des Kindes und die

Umstände, die es zu ihr geführt hatten. Sie war im Zweifel, ob sie richtig handelte, wenn sie ihm seinen wahren Namen und seine Herkunft verschwieg, und sie begehrte zu wissen, wie er darüber dachte. Sie entwickelte ihm ihre Gründe. Der eine war, daß sie in dem jungen Wesen keinen Anspruch erwecken und züchten wollte, weder Herzensanspruch noch Besitzanspruch; das sollte für die Zukunft keine Beeinträchtigung bedeuten; es sollte nur bewirken, daß das Kind unbefangener, unbeschwerter und im Innern völlig auf sich ruhend heranwuchs. Der gewichtigere aber war der, daß sich Josephe selbst dadurch einen Herzensanspruch versagte, einen Besitztitel tieferer Art; das ließ sie in verwirrten und fast wehen Worten durchblicken. Und Valerian erkannte, daß es eine Askese war, die sie sich auferlegte. In ihrer Angst vor dem Leben und erfüllt von einem bangen Aberglauben gegen ihr Verhältnis zum Glück, empfand sie es als eine Quelle des Unheils, wenn sie einem Menschen ihr Gefühl zuwandte; nicht entschlagen wollte sie sich einer Pflicht und Last, sondern sie von einem andern Wesen fernhalten. Er hatte Mühe, sich in eine solche Vorstellungswelt zu versetzen, die seiner Natur nicht sympathisch war, aber hier stieß er schon beim sanftesten Einwand auf eine unbesiegliche Starrheit, und sie ging so weit, mit schmerzlicher Entschlossenheit zu versichern, daß sie das Kind an demselben Tag aus dem Haus geben würde, wo es von der Blutsverwandtschaft Kenntnis erlangte. „Seh ich auch von allem übrigen ab, der Name Melander trägt einen Fluch in sich", sagte sie; „wer den Namen führt, kann kein Glück bringen und kann nicht glücklich sein."

Valerian war erstaunt und widersprach nicht mehr. Nach einer Pause fragte er, ob sich Fanny nie nach ihren Eltern erkundige und sich über deren Verschwinden nicht irgendwie

geäußert habe. Josephe verneinte; weder des Vaters noch der Mutter habe sie bis jetzt mit einer Silbe Erwähnung getan. Es sei auffallend und es scheine dem ein Vorsatz zugrunde zu liegen, aus dem man schließen könne, daß das Kind im Innern viel gereifter sei, als es wirke; Elisabeth sei der Meinung, es sei den Eltern mit völliger Gleichgültigkeit gegenübergestanden, was ja viel für sich habe, wenn man die Vernachlässigung, die es erfahren, in Betracht ziehe; sie selbst vermute, daß Fanny aus verletztem Stolz schweige und daß in ihrer Seele eine Ahnung davon sei, was es mit Vater und Mutter für eine Bewandtnis habe. Sie verschweige es vor sich, und ein nicht zu fassendes Wunder sei es, wie ein Kind, das ohne Liebe, ja ohne zärtliche Betreuung aufgewachsen, so habe werden können, wie dieses geworden sei.

Valerian sagte gedankenvoll: „Manche behaupten, die Liebe der Eltern sei eine Kette an den Füßen der Kinder und eine Mauer um ihr Herz. Es ist möglich. Es ist sehr möglich. Wir von einer vorübergegangenen Epoche scheinbarer Humanität Getäuschten, ein paar tausend Menschen in jeder der großen Städte Europas, haben wahrscheinlich die Wagschale des Gefühls überlastet. Das hat unsre Welt verweichlicht und entformt. Nun rächen sich Schicksal und Geschichte und alles schlägt in Bestialität um."

Ulrike erscheint

Von dem Tag an widmete Valerian der kleinen Fanny ziemlich viel Beachtung. Bei Tisch richtete er bisweilen in höflicher Weise das Wort an sie, lauschte ernsthaft und mit leicht geneigtem Haupt ihrer Erwiderung, und wenn sie

ihrerseits sich an ihn wandte, mit einer Frage oder einer Bitte, bezeigte er eine außerordentliche Bereitwilligkeit und Freundlichkeit. Ein recht wunderliches Gesicht bekam der Verkehr dadurch, daß Fanny ihn duzte, während er sie in unerschütterlicher Würde mit Sie anredete. Niemand konnte sich des Lächelns enthalten, sogar über das traurige Gesicht der alten Exzellenz glitt ein Strahl von Ergötzen. Fanny hatte vernommen, daß de Groot ein berühmter Geigenkünstler war; dies flößte ihr nur geringen Respekt ein, da sie unter einem Geiger einen Mann verstand, der in Höfen und Biergärten das Volk durch Fiedeln belustigte. Ganz unverfroren verlangte sie von ihm, er möge ihr vorspielen, und als er sie darauf vom Olymp herab spöttisch anschaute, versprach sie ihm, daß sie dazu singen wolle; sie wisse hübsche Lieder zu singen. „Nun, so geben Sie uns eine Probe Ihrer Kunst", forderte sie Valerian auf. Sie ließ sich nicht bitten, erhob sich von der Tafel, stützte beide Arme leicht auf die Hüften und sang mit überraschendem Ausdruck und einem biegsamen, klangreichen Altstimmchen das schweizerisch-romanische Lied: Son tre mesi che fo il soldato.

„Bei Gott, sie hat Musik im Leibe!" rief Valerian applaudierend aus, als sie geendet hatte, und Josephe, der gleichsam das Herz schluchzte, so lieblich war ihr der Anblick und der Gesang des Mädchens erschienen, wagte sich nicht zu rühren und nicht die Augen aufzuschlagen.

Als Fanny dann ihr Verlangen, daß er spielen solle, wiederholte, fuhr er sie grob an und ging aus dem Zimmer. Josephe suchte ihr begreiflich zu machen, wer der Mann war und was sein Spiel bedeutete; sie begriff es aber nicht und wunderte sich bloß. Doch ließ sie ihn von da an in Ruhe, auch als sie in seinem Zimmer in zwei kostbar gefütterten Kästen seine Instrumente sah, die er bis jetzt noch nicht

berührt hatte. Von ihrer Zurückhaltung befriedigt, zeigte er ihr zur Entschädigung den Himmelsglobus, den er mitgebracht, und das Fernrohr, das in dem Erkervorbau mit den großen Spiegelscheiben als Wänden auf einem metallenem Stativ mit drehbarer Scheibe stand. Wenn sie Lust habe, dürfe sie einmal abends zu ihm kommen, und sie wollten dann die Sterne im Teleskop betrachten, sagte er. Das wollte Fanny gern.

Indessen war Elisabeth voller Sorge. Nur schwer hatte sie sich dazu bereit finden lassen, Fannys selbständige Wanderungen zu decken und zu verhehlen. Es war so plötzlich gekommen; das Mädchen hatte sie überredet, überrumpelt, durch Schmeichelei und Liebkosung wehrlos gemacht. Am ersten Tag schon des gemeinschaftlichen Spaziergangs war sie ihr entschlüpft. Sie saß unruhig auf einer Bank am Wege und schaute gebannt in die Richtung, aus der Fanny wiederkommen mußte. Endlich erschien sie, strahlend und dankbar. Es bereitete ihr, wie sie nicht müde wurde zu versichern, die größte Wonne, allein ins Unbekannte hinauszugehen, kreuz und quer, bergauf, bergab, und sie beschwor Elisabeth, der Frau Baronin nichts zu verraten; sie wolle sie ewig dafür lieb haben, sagte sie, und ihr jeden Gefallen dafür tun. Was habe man davon, wenn die Frau Baronin es wüßte; dann verbiete sie es vielleicht und man müsse gehorchen; die Frau Baronin sei alt und furchtsam, sie aber, Fanny, sei weder alt noch furchtsam. Elisabeth konnte der honigzüngigen Beredsamkeit nicht widerstehen; sie stellte nur die Bedingung, daß Fanny die gewährte Zeit nicht überschritt. Sie verabredeten dann, am Vormittag oder Nachmittag, wie jeweils die Ausgangsstunden von Josephe bestimmt wurden, einen Platz, wo Elisabeth warten sollte, und Fanny drückte einen Kuß auf die Wange der bestochenen Wächterin und eilte

davon. Stets zitterte Elisabeth um sie, obgleich die Gegend von selten gestörter Sicherheit war, folgte ihr auch manchmal heimlich ein Stück, gab es aber bald auf, denn das Kind war wie ein Vogel. War die erste Stunde vorüber, so zählte sie die Minuten, schaute sich die Augen aus dem Kopf und machte sich Vorwürfe, weil sie die Herrin hinterging, deren wachsende Neigung für Fanny sie mit Freude wahrnahm. Freilich, war dann Fanny heil zurückgekehrt, begeistert von ihren kleinen Erlebnissen und Entdeckungen, so war die Angst rasch vergessen, und sie lachte mit der Lachenden. Die ganze Landschaft war verwandelt durch Fanny; der Wald war geheimnisvoller, die Wiesen leuchteten tiefer, der Himmel wölbte sich blauer, die Wolken waren fantastischer gruppiert. Und auch Elisabeth war verwandelt; ihr Herz war nicht mehr so verwaist.

Nun war aber eines Abends Fanny in einer Verfassung zurückgekommen, die sich auf den ersten Blick schon von jener der früheren Tage unterschied. Sie war erregt, aber die Erregung war nicht dieselbe wie sonst; sie plauderte lebhaft, aber es war etwas Verstelltes dabei, und nach einer Weile schwieg sie ganz. Elisabeth fragte; das Kind schüttelte den Kopf. Sie bedrängte sie nachdrücklicher; Fanny wich aus und blickte sie mit verlegener Miene von der Seite an. Sie drohte mit dem Verbot der einsamen Ausflüge; Fanny erhob bittend die Hände. „Später", vertröstete sie flüsternd die Hartnäckige; „heut Abend sag ich dirs. Dir kann ichs ja sagen. Du wirsts gewiß für dich behalten, wirst mir das Herrliche nicht verderben."

Während des Abendessens blieb sie in der nämlichen Erregung. Josephe merkte nichts davon, da ihre Gedanken mit Exzellenz Herbst beschäftigt waren. Er hatte die Zeugenvorladung erhalten und hatte sich entschlossen, am nächsten

Morgen zu reisen, obschon bis zur Verhandlung noch zehn Tage waren. Er war nicht bei Tisch erschienen, und Josephe sprach mit Valerian über seinen mitleidswürdigen Zustand. Fanny bezeigte wenig Eßlust; Elisabeth wartete den letzten Gang nicht ab, führte sie auf ihr Zimmer und brachte sie zu Bett. Und als sie nun mit großer Dringlichkeit wieder zu fragen anfing, auf die weiche Dämmerungsstunde vertrauend, in der sich bei Kindern Heftigkeit und Wirrnis rascher sänftigen, erzählte Fanny alsbald. Erzählte von der Puppe; förmlich fiebernd, beide Händchen an Elisabeths Wangen, und mit glänzenden Augen. Wie sie ans Haus gelangt; wie man sie hineingeführt: die Puppe; und wie die Puppe unversehens gesprochen habe und geschritten sei. Elisabeth lauschte mit Verwunderung; als aber dann der Name Ulrike Woytich fiel, erschrak sie. Und als sie erfuhr, daß das alte Fräulein dem Kind eingeschärft habe, zu Hause zu schweigen, erschrak sie noch mehr. Daß zwischen der Villa Woytich drüben im Ried und dem Eckerngut unversöhnliche Feindschaft bestand, wußte sie aus gelegentlichen Andeutungen der Baronin sowohl wie aus gängigem Gerede. Kasimir hatte sich erst vor ein paar Tagen über diesen Punkt etwas ausführlicher als sonst vernehmen lassen, und was er über die Woytich geäußert, hatte nicht eben achtungsvoll geklungen.

Elisabeth befand sich nicht im Zweifel über ihre Pflicht, war aber unbesonnen genug, es gegen Fanny verlauten zu lassen. Darauf stieß das Kind sie von sich und begrub sein Gesicht in den Kissen. Elisabeth wollte den Fehler wieder gut machen und redete zärtlich auf sie ein. Sie schüttelte wild den Kopf und verkrampfte die Fäuste. Elisabeth sagte, es sei doch möglich, daß die Frau Baronin ihr die Erlaubnis gebe, die Puppe öfters zu besuchen. Fanny entgegnete,

wenn man es aber gestanden habe und sie die Erlaubnis nicht gebe, was dann? Die Puppentante habe fest behauptet, daß sie nicht mehr kommen dürfe, wenn sie sich verplaudre; nun, was dann? Dann werde sie auf und davon laufen, bei Nacht und Nebel auf und davon.

Es brach eine Leidenschaftlichkeit aus dem Kind, deren es Elisabeth nicht für fähig gehalten hatte. Seine Lippen bebten, alles war Glut, Wille und Verlangen in dem schönen Antlitz. Die Puppe erschien ihr als der Gipfel menschlichen Strebens und Glücks; die Zauberei stand in Wirkung; das Leben war Magie der sprechenden Puppe. Um sie nur zu beruhigen, gelobte Elisabeth Schweigen, wenigstens heute noch, morgen noch. Fanny umarmte sie stürmisch und wollte es wieder und wieder versichert haben; endlich gab sie sich zufrieden, und Elisabeth blieb am Lager sitzen, bis sie entschlummert war. Sie dachte hin und her, wie sie sich aus dem Netz ziehen sollte. Sie ahnte die Gefahr mehr als sie sie erkannte, doch das Flehen des Kindes und die Erinnerung daran, der süße Klang im Ohr, das Glück, dieses Elfenwesen glücklich zu machen und ihm zu willfahren, ließ den Zustand der Unschlüssigkeit andauern, und dadurch verstrickte sie sich in Schuld. Am andern Tag gelang es ihr noch, Fanny zurückzuhalten; sie las ihr Märchen vor, spielte Ball mit ihr, führte sie zu einem Erdbeerplatz im Wald; nachmittags wurde dann das Wetter trüb, und man konnte sich ausreden, man konnte hoffen, daß mit vergehender Zeit das Bild verblassen, der ungestüme Wunsch sich mildern werde. Hierin täuschte sie sich, denn am nächsten Morgen, als die Sonne schien, rüstete sich Fanny, sobald es anging, zu dem Weg ins Ried. Alles, was Elisabeth zu erreichen vermochte, war, daß Fanny es duldete, von ihr bis in die unmittelbare Nähe der Villa Woytich begleitet zu werden. Sie wollte sie am Wald

erwarten, mußte aber hoch und heilig versprechen, sich nicht sehen zu lassen.

So geschah es, und am dritten Tag ebenfalls, und im Verlauf von anderthalb Wochen noch viermal. Und Elisabeth machte die Hehlerin. Es bedrückte sie. Sie fand, daß sie nicht anständig gegen ihre Herrin handelte. Aber sie fand auch, von Mal zu Mal stärker, eine Veränderung an Fanny, die sie bedenklich stimmte. Wohl war das Fieber der Erregung noch das gleiche, gesteigert eher, sodaß Gesicht und Hände flammten und die Augen in ihrer blauen Tiefe funkelten. Aber es hatte nicht mehr dieselbe Freudigkeit wie zu Beginn. Es lastete etwas auf dem Kind. Oft schritt es während des ganzen Heimwegs stumm an Elisabeths Seite, was diese berührte wie das plötzliche Stillstehn einer Uhr, an deren trauliches Ticken man gewöhnt ist; oder wenn sie auf Elisabeths Fragen antwortete, klang es matt und zerstreut. Auch Josephe bemerkte die Nachdenklichkeit und Trübung und sprach mit Elisabeth darüber, die sich in verlegenen Ausflüchten erging. In die Enge getrieben, nahm sie Fanny ernstlich ins Gebet.

Erst überlegte Fanny; geraume Zeit blickte sie sinnend vor sich hin. Sie schien nicht genau zu wissen, was Elisabeth meinte, schien auch nicht zu wissen, daß sie nicht mehr so war wie vor den Gängen in die Villa Woytich. Geduldig und liebevoll bemühte sich Elisabeth; da sagte Fanny mit einem leichten Zusammenschaudern der Schultern: „Eigentlich fürcht ich mich vor Tante Ulrike."

Das war vorläufig alles. Tante Ulrike; die Bezeichnung wollte Elisabeth nicht gefallen; eine wildfremde Frau doch. Sie ließ es hingehn und fragte flüsternd nach dem Grund. Fanny konnte oder wollte ihn nicht nennen, und als Elisabeth, ihre beiden Hände ergreifend, zu ihr sagte, dagegen

gebe es doch ein einfaches Mittel, nämlich die Besuche zu unterlassen, schüttelte Fanny den Kopf und erwiderte mit sonderbarer Bestimmtheit, sie könne nicht anders, es ziehe sie immerfort hin, es sei gar zu herzaufrührend, wenn die Puppe sich bewege und sich verbeuge und die englischen Worte spreche.

Damit sagte sie aber nicht die ganze Wahrheit. Ebenso herzaufrührend, wie sie erstaunlich genug sich ausdrückte, war ihr allmählich das alte Fräulein geworden, und bisweilen trat sogar das Interesse an der Puppe zurück gegen dieses andere, das sie mit Bangigkeit und unruhiger Neugier erfüllte. Stets wurde sie von Ulrike Woytich wie ein hoher Gast empfangen und mit allerlei Ehrenbezeigungen geräuschvoll begrüßt. Hatte dann die Puppe ihre Kunststücke gemacht, so ließ Fräulein Woytich Fanny dicht neben sich setzen und erzählte Geschichten. Und lachte laut; und trieb Scherze; und fragte nach Fannys Vater und Mutter und erkundigte sich eingehend nach der Frau Baronin: was die tue und rede und was für Leute in Eckern seien und was für Speisen auf den Tisch kämen. Wenn Fanny mit der Antwort zögerte oder halbe Antwort gab, sah sie sie böse an und murmelte; dann wieder tätschelte sie ihr die Wange und das Haar und sagte zehnmal nacheinander: armes Kind. Aber was am ärgsten war und was sie Elisabeth um keinen Preis hätte gestehen mögen, war, daß sie immer wieder anfing, über die Baronin in verächtlichen Ausdrücken und hämischen Anspielungen zu sprechen. Fanny saß unbeweglich und starrte sie an, aber Fräulein Ulrike kümmerte sich nicht im geringsten um ihr Entsetzen, und ein Wort war immer galliger und häßlicher als das andre. Dies verwirrte Fanny unsäglich und verdunkelte ihr Gemüt. Seit sie die Baronin erblickt, war sie ihr schlechtweg das Verehrungswürdige in der Welt, so hoch über andern Menschen, daß

nicht einmal der Schatten eines Unglimpfs zu ihr reichte, und daß von ihr gehegt und geachtet zu sein so viel hieß, wie selber hoch sein. Nun war das Licht verdeckt, das alles erhellte. Nicht zu begreifen warum. Es war schmerzlich. Was hatte die Baronin begangen? wie war es möglich, daß man sie so liebte, wenn sie schlecht war, wie jene alte Frau behauptete? Und diese Gewalt der alten Frau; wie sie einen packte und anschaute und wie streng sie befahl, daß man wiederkommen müsse. Und man kam wieder, man hätte gehorcht, auch wenn die Puppe nicht gewesen wäre. Warum nur?

Sie war wie vergiftet. Eines Abends, als sie mit beengtem Herzen in ihrem Bett lag und Elisabeth wieder bittend auf sie einredete, entschlüpften ihr in der Ratlosigkeit einige Hinweise, die die Fragerin geradezu verstörten. Längst hatte Elisabeth begriffen, daß das zarte Gebild einem gefährlichen Einfluß ausgeliefert war, aber was sie jetzt vernahm, obschon nur im flüchtigsten Umriß, öffnete ihr die Augen über die Tragweite des Geschehens. In Angst und Reue faßte sie den Entschluß, für den es vielleicht schon zu spät war. Als Fanny schlief, ging sie über den Flur und klopfte an das Zimmer der Baronin. Josephe saß vor dem offenen Balkon und schaute in die blaudurchleuchtete Nacht. Die Stehlampe brannte in der Mitte des Raums. Elisabeth bat um Gehör in einer Angelegenheit, die leider durch ihr Verschulden dringend geworden sei. Josephe wandte ihr mit furchtsamer Verwunderung das Gesicht zu. Auch sonst nicht eben begabt zu faßlicher Darstellung, verstrickte sich Elisabeth in ihren eigenen Sätzen und stammelte mehr als sie sprach. Aber Josephe verstand sofort. Die Unglückliche war längst noch nicht fertig mit ihrer Erzählung, als sich Josephe mit einem dumpfen Laut erhob. Sie stand vor

Elisabeth, übergossen von fahler, schrecklicher Blässe. „Weiter, weiter", hauchte sie und hielt sich an der Stuhllehne fest. Niemals hatte Elisabeth sie so gesehen. Mit zitternder Stimme brachte sie ihren Bericht zu Ende.

Ein langes Schweigen folgte. Josephe regte und rührte sich nicht. Die fahle Blässe ließ ihr etwas schwammiges Gesicht leichenhaft erscheinen. Endlich kam es röchelnd aus ihrem Mund: „Sie haben sich schwer vergangen, Elisabeth, an mir und an dem Kind schwer vergangen. Nur Ihre Ahnungslosigkeit verringert Ihre Schuld. Lassen Sie mich allein jetzt, ich will sehen, was zu tun ist."

Elisabeth brach in Tränen aus und küßte ihrer Herrin die Hand. Dann ging sie. Und Josephe war allein.

Da war es nun, das Gespenst. Da war die Erfüllung des lebenslang geschleppten Grauens. Da war die Wiederholung und Wiederkehr. Man hatte es nicht anders erwarten können vom Schicksal, als daß es in das erste Aufatmen, in das erste Frührot einer Hoffnung sein donnerndes Nein schleudern würde; man war seinem Argusauge und seinem drohenden Anruf nie entgangen, wenn auch nur der schmalste Fluchtweg aus der Schwärze sich zeigte. Da war die Unheilbringerin, der Alb aller Träume.

Wie entrinnen? Das erste, woran Josephe dachte, war Abreise. Dawider standen ihre Pflichten als Hausfrau und Freundin, dawider stand der Abscheu vor der Welt. Das Kind fortschicken, war die andre Erwägung. Wohin? wem es anvertrauen? wodurch vor ihm eine solche Maßregel rechtfertigen, die ihm als Strafe erscheinen mußte? Kaum wohlig angeschmiegt an ein Nest, die erste Heimstätte ihres seit je verwaisten Daseins, sollte sie wieder hinausgestoßen werden? Sie war ohne Schuld; sie war der Lockung der Rattenfängerin erlegen wie ganze Heerscharen von Betrogenen zuvor.

Wäre nur einer dagewesen, bei dem sie sich Rats hätte erholen können, ein Mensch mit erbarmender Weisheit, der die Furcht ermessen und verstehen konnte, die von der höllischen Gestalt ausging, der ihr von Gott gesetzten Widersacherin. Aber sie hatten alle ihr Teil zu tragen, alle waren abgewandt durch Vernunft oder Kälte des Gefühls, keiner konnte das Schicksalsphantom sehen und hören, wie es mit trompetenhaftem Schreien über die nächtlichen Hügel raste. Es reckte seine habsüchtigen Hände nach Fanny; mit quälender Deutlichkeit, im Gefühl ihrer neuen, in der Stille der Brust gereiften Liebe, in einer höheren Art von Eifersucht gleichsam, spürte Josephe die Leidenschaftsentzündung und -begierde dort, die Listen und Verführungen; denn auch dort war Wiederkehr und Wiederholung, Erinnerung an Blutgesetz und Pochen auf das Fatum. Was war also notwendiger, als Fanny aus dem Bereich der Teuflischen zu entfernen? Es litt Josephe aber nicht bei dem Gedanken, auf das Kind verzichten zu sollen. Sie sah, daß sie es nicht mehr vermochte.

Da geschah es, daß sie in der Nacht an das Lager Fannys ging und die Kerze, die sie mitgebracht hatte, auslöschte. Das elektrische Licht wollte sie nicht aufdrehn, aber auch die Kerze erschien ihr dann überflüssig, und sie löschte sie aus, weil der Vollmond am Himmel stand und das Zimmer hell machte. Sie saß lange auf dem Stuhl neben dem Bett und versenkte sich in den Anblick des schlafenden Mädchens. Ergreifend Schöneres glaubte sie nie gesehen zu haben. Das Gesicht war so rein und friedlich wie die Natur draußen. Da wurde ihre Seele wie ein Strom, der in einem überirdischen Bezirk lautlos und gewaltig fließt und die unzerriebenen Lebensblöcke in seine Tiefe zieht. Auf einmal erwachte das Kind, wie es Josephe ja gewünscht; wie meistens

ganz junge Menschen, wenn der Schlaf sie auf natürliche Weise verläßt, erwachte sie ohne Trunkenheit, und als sie ihre Beschützerin so unerwartet neben sich sitzen sah, im jähen Mondlicht, lächelte sie erstaunt. Da fand Josephe Worte, die sie bei Tag nie gefunden hätte; eine innige Beredsamkeit war ihr plötzlich eigen; mütterliche Sorge mischte sich mit überlegener Warnung; nichts von Vorwurf und keine Plage des Verhörs, das Häßliche und Schmerzhafte blieb verborgen.

So nahm sie das Kind gänzlich in Besitz und öffnete sein Gemüt, aber auch sie selbst wuchs an Kraft und Zuversicht. Die wenigen Fragen, die sie stellte, wurden ohne Scheu beantwortet. Wieder tauchte die Puppe auf gleich einem Geistersymbol, welches eine erste Jugend hier und ein spätes Alter dort geheimnisvoll umschlang. Evelyn war der Name der Puppe; so hatte das Fräulein Woytich gesagt, daß sie heiße; sie trug ein weitgebauschtes Kleid aus blaßgrünem verschossenem Brokat mit Borten und auf dem Kopf ein Spitzenhäubchen und um den Hals eine vielreihige Kette kleiner Perlen und Ringe an den Fingern und Saffianschuhe und grünseidene Strümpfe.

Die Beschreibung war hinlänglich enthusiastisch.

Aber Josephe forderte von Fanny, daß sie nie mehr, unter keinen Umständen und von keiner Verheißung betört in das Haus von Fräulein Woytich gehe. Fanny machte große Augen; ein Schleier von Betrübnis senkte sich über ihr Gesicht. Dann legte sie ihre winzige Hand in die Josephes und ihre Stimme klang feierlich, als sie es versprach. Soviel verstand sie nun nach allem Gehörten und Gesprochenen, daß es keine bloße Erwachsenenlaune war, die sie dazu zwang, und daß es für die Frau Baronin von Bedeutung war, wenn sie gehorchte.

„Ich weiß, daß es schwer für dich ist," sagte Josephe, „und damit du erkennst, daß ich es würdige, will auch ich etwas Schweres für dich tun. Ich will versuchen, ob ich dir die Puppe schenken kann. Ich will versuchen, ob man sie dem Fräulein Woytich abkaufen kann."

„Gott, Frau Baronin, du bist aber auch zu gut!" rief Fanny aus, beide Hände gegen ihr Herz drückend und vor Freude und Überraschung erblassend; „so gut war noch niemand mit mir."

Josephe lächelte. „Wir wissen ja durchaus nicht, ob es gelingt. Es ist sogar ganz unwahrscheinlich", sagte sie.

„Das macht nichts," erwiderte Fanny, „aber daß du es willst! daß du es willst!"

„Schlaf jetzt wieder, mein Herzchen," sagte Josephe, und küßte die Stirn des Kindes, „schlaf wohl."

Am andern Morgen ließ Josephe Fräulein Elisabeth kommen und sagte: „Ich will nicht mit Ihnen hadern, Elisabeth, wegen des Fehlers, den Sie gemacht haben. Er sei vergeben und vergessen. Ich habe aber eine heikle Aufgabe für Sie, und wenn Sie die geschickt ausführen, sollen Sie auch noch belobt werden."

„Ich hoffe, Frau Baronin zweifeln nicht, daß ich für Frau Baronin durchs Feuer gehe", beeilte sich Elisabeth zu beteuern. Fanny hatte ihr von dem nächtlichen Gespräch schon berichtet, und sie war außerordentlich gespannt und tatendurstig.

„Auf eine so harte Probe will ich Sie nicht stellen," fuhr Josephe fort; „man tue nur immer richtig, was verlangt wird, das genügt. Gehen Sie zu Fräulein Woytich. Es soll ungefähr aussehen, als ob Sie im Vorübergehen einen Besuch abstatten wollten. Sie haben von den Schätzen des Hauses gehört. Bringen Sie das Gespräch auf die Puppe

und erkundigen Sie sich vorsichtig, ob man sie käuflich erwerben kann. Der Preis soll keine Rolle spielen. Nennen Sie nicht meinen Namen. Lassen Sie nicht merken, daß Sie beauftragt sind. Sie sind eine Dame, die sich für eine Antiquität interessiert. Natürlich wird Fräulein Woytich sofort durchschauen, wer und was dahintersteckt. Aber dann leugnen Sie und zeigen sich entrüstet über die Zumutung, daß Sie nicht aus eigenem Vornehmen kommen. Ihr Ziel muß sein, die Geldgier des Fräuleins zu reizen. Von allem, was sie Ihnen sagen wird, ist Ihnen einfach nichts bekannt. Sie wird vielleicht schlimme Dinge sagen, aber Sie brauchen ja nicht mit ihr zu disputieren. Haben Sie begriffen? Sie verstehen, um was es sich handelt?"

„Gewiß, Frau Baronin, ich verstehe genau und werde mich genau nach den Anweisungen von Frau Baronin richten", erwiderte Elisabeth, stolz auf ihre Mission und vom Erfolg im voraus überzeugt.

Es war elf Uhr, als sie sich auf den Weg begab; um halb eins kehrte sie in aufgelöstem Zustand zurück. Josephe hatte gerade eine Besprechung mit dem Pächter der Wiesengründe; Elisabeth konnte kaum erwarten, bis er gegangen war. Sie berichtete. Sie war atemlos. Ihr Gesicht war gerötet. Sie war empört.

Die Woytich hatte sie ganz liebenswürdig, wenn auch etwas mißtrauisch empfangen und sie eine Zeitlang ruhig reden lassen und ruhig angehört. Plötzlich hatte sie den Blick starr auf sie geheftet und unvermittelt gefragt: „Also hat der kleine Kalfakter doch aus der Schule geschwatzt?" Elisabeth hatte sich erstaunt gestellt, aber das Fräulein, wie zum Sprung geduckt, hatte sie angefahren: „Kommt sie oder kommt sie nicht, die falsche Kröte? das will ich wissen und nichts anderes. Hat mans ihr verboten, zur alten Ulrike Woytich zu gehen oder nicht?" Elisabeth, nach der Vorschrift,

wollte nicht verstehen. Da lachte die Woytich boshaft und rief aus, man solle sie doch nicht für so einfältig halten und glauben, sie krieche auf den blöden Leim; wenn andere noch längst in den Federn schnarchten, stehe sie bereits in ihren Schuhen; ihr brauche man keinen Blümelblamel vorzumachen, auf derlei Handelsgeschäfte lasse sie sich nicht ein, sie sei keine Schacherjüdin und betreibe keinen Kramladen. Sie sei nicht wie die noblen Herrschaften, die alles zusammenramschten, was ihnen unter die Finger gerate; sie gebe sich mit dem zufrieden, was sie habe, und bei ihr komme man mit Flausen nicht durch. Das Kind mit Beschlag belegen und die Puppe mit Beschlag belegen, das könnte der Frau Baronin so passen; aber daraus werde nichts, nie und nimmer, nicht für alles Melanderische Geld. In dieser Tonart ging es noch eine Weile fort: sie regte sich immer mehr auf und fing an, von Fanny zu reden und von der Puppe zu reden, nannte Fanny einen tückischen Racker und drohte, die Puppe, die süße Evelyn, wie sie nachäffend sagte, zu verbrennen: ganz irr und wirr; sie krähte zornig und verfiel in eigentümliche Ausbrüche von Zärtlichkeit, als ob sie das Kind beschwören wolle, als ob ihr bitteres Unrecht von Fanny geschehen sei und sie es ihr klagend vorhalte; dann pflanzte sie sich vor Elisabeth auf, sah sie mit ihren violetten Augen (Elisabeth versicherte allen Ernstes, daß sie violette Augen habe) scharf an und fragte, ob es nun unabänderlich und unwiderruflich sei, daß Fanny sie nicht mehr besuchen dürfe? Elisabeth, die jetzt die Verstellung aufgab, da sie keinen Nutzen mehr darin ersah, bejahte. Da sagte die Woytich auf einmal ganz gefaßt, sie lasse sich der Frau Baronin gehorsamst empfehlen und sie könne die Puppe haben; ja, sie könne die tote Evelyn haben, fügte sie auf eine überraschte Bewegung Elisabeths grinsend hinzu, aber nur im Tausch gegen die lebendige

Fanny; das möge man der Frau Baronin von ihrer alten Freundin und ergebenen Dienerin melden. Nach diesen Worten hatte sich Elisabeth in schweigender Entrüstung entfernt.

Josephe zuckte resigniert die Achseln. „Das ist alles traurige Posse und Theaterspielerei," sagte sie; „ich danke Ihnen, Elisabeth, Sie haben jedenfalls das Mögliche getan."

Am Nachmittag, einige Minuten nach fünf Uhr, kam Josephes Jungfer in das Zimmer, wo sie ausruhend auf dem Sofa lag, und sagte etwas scheu: „Es ist eine Dame unten im Gartensalon, die die Frau Baronin zu sprechen wünscht."

„Wer ist es? Hat sie ihren Namen nicht genannt?" erkundigte sich Josephe ahnungsvoll.

„Doch; Fräulein Woytich."

Es überfiel Josephe wie Lähmung. Sie bedurfte ihrer ganzen Selbstbeherrschung, um vor dem Mädchen ihre Haltung zu bewahren. Sie antwortete mit kaum vernehmlicher Stimme: „Ich bin nicht zu Hause. Ich lasse bitten, das Anliegen, falls ein solches vorhanden ist, schriftlich mitzuteilen. Sagen Sie vor allem Fräulein Schönholz, daß sie sich mit Fanny nicht aus dem Zimmer rühren soll. Wundern Sie sich nicht lang, es hat seine Gründe."

Als die Jungfer das Zimmer verlassen hatte, drückte sie die Hand wider ihre Brust, aber unwillkürlich ballte sich die Hand zur Faust, und Purpurröte überzog Wangen und Stirn. „Gott schütze mich und verleihe mir Kraft", murmelte sie.

Allerlei Briefe und Schriftstücke

Derweil hatte Ulrike Woytich unten im Gartensalon in einem der bequemen Fauteuils Platz genommen, nicht ohne einiges Ächzen, denn der lange Weg in der Sonnenhitze

hatte sie angestrengt. Zuerst war sie rings um das Haus herumgegangen, hatte keinen dienstbaren Geist gefunden und laut zu schimpfen begonnen. Hiedurch hatte sie das Mißfallen des Hundes erregt, der aus der Remise hervorschoß, es war ein mutiger schwarzbrauner Dobermann, und sie tadelnd anbellte. Natürlicherweise versetzte sie dies in Zorn, und sie hatte sich eine gute Zeit mit dem Hund herumgestritten und auf ihn eingeschimpft, bis die Jungfer erschien und das Tier verscheuchte. Ulrike hatte sich unterdes in den offenstehenden Salon verfügt, und als die Jungfer ihr folgte, sagte sie: „Mein hübsches Kind, bringen Sie mir vor allem ein Glas Wasser und ein Butterbrot, sonst habt ihr im Handumdrehn eine Leiche im Haus."

„Wen darf ich melden?" forschte die Jungfer steif, ohne Miene zu machen, den eigentümlichen Befehl auszuführen.

„Erst schaffen Sie herbei, was ich verlangt habe," zeterte Ulrike, „dann melden Sie der Frau Baronin, daß das Fräulein Woytich da ist."

Die Eingeschüchterte verschwand, und in der Tat kam nach einigen Minuten eine zweite Dienerin mit einer Platte, auf der sich ein Glas Wasser und ein Stückchen Bäckerei befand. Zugleich aber erschien die Jungfer wieder und richtete die Worte Josephes aus. Dies beirrte Ulrike einstweilen nicht im mindesten. Sie trank das Glas in einem Zuge leer und knabberte an dem Backwerk mit dem Vergnügen eines Menschen, dem solcher Genuß seit Jahren versagt war. Angetan war sie mit einer alten Mantille, einem ehemaligen Staatsstück, das jedoch mit seinen rostig angelaufenen Pailletten und sonstigem überflüssigem Behängsel aller Mode Hohn sprach. Auf dem Kopf saß ihr ein sonderbares Zwitterding, ein Gemächte aus Stahldraht, versehen mit mehrfarbigem Aufputz und Metallspangen. Die Jungfer stand vor ihr und

betrachtete sie unfreundlich. Ulrike hatte auf den überbrachten Bescheid nichts geantwortet; sie wollte offenbar Zeit gewinnen. Da wurden Schritte laut, ein Schatten fiel auf die Schwelle, und im weißen Leinenanzug, schlank, bedächtig, eine Zigarette zwischen den Lippen, trat Valerian ein. Er hatte nur durchgehen gewollt, es war der kürzeste Weg in seine Räume, blieb aber stehen, als er den fremden Gast gewahrte, und verbeugte sich höflich-kühl. Sofort erhob sich Ulrike mit allen Zeichen ehrerbietiger Freude. „Herr de Groot, wenn ich nicht irre", sagte sie, auf ihn zutretend. Er verbeugte sich abermals, nicht minder höflich und kühl. Die Jungfer ging zögernd, und Ulrike überschüttete nun de Groot mit einem Schwall von Worten, dem dieser unbeweglich lauschte: sie habe natürlich von der Anwesenheit des berühmten Mannes auf Eckern gehört; das Ereignis habe ja in der ganzen Gegend Aufsehen gemacht; sie selbst als glühende Verehrerin der Musik, o eingefleischte Musiknärrin dürfe man sagen, sei sie doch im Verlauf ihres langen Lebens mit allen Koryphäen des Klaviers, der Geige, des Orchesters und der Partitur bekannt geworden, sie selbst rechne es sich als besondere Auszeichnung an, den gefeierten Künstler von Angesicht zu Angesicht begrüßen zu können.

„Mit wem genieße ich den Vorzug?" fragte Valerian eisig.

Sie nannte ihren Namen, und aus einem Verziehen seiner Stirn und einem Ruck seines Hauptes schloß sie, daß er unterrichtet war. Er räumte es auch mit einer verbindlichen Wendung ein. Er bat sie, Platz zu nehmen und setzte sich, etwas ratlos, ihr gegenüber. Die Unterhaltung, die nun begann, war zuerst durchaus einseitig; de Groot beschränkte sich darauf zu nicken, eine abwehrende oder beifällige Miene zu zeigen, nach und nach jedoch fand er sich belustigt und lachte einige Male laut auf. Sie hatte mit ihrer Findigkeit, nachdem sie

dies und jenes Thema flüchtig berührt und wieder fallen gelassen, ein Gebiet der gemeinsamen Interessen gefunden, indem sie an einen Namen anknüpfte, der ihm bekannt war, dann zu einem andern, einem dritten überging und im Nu jenes gesellschaftliche Fangnetz ausgeworfen hatte, dem sich niemand, der in der Welt gelebt, entziehen kann. Sie brauchte nur ihre Erinnerungen aufzufrischen und ihre Kenntnis von Verwandtschaften, Freundschaften, Vetternschaften und allerlei sonstigen Verflechtungen zu entfalten. Eine maliziöse Bemerkung da, ein boshafter Seitenhieb dort, eine zweideutige Anspielung jetzt, eine unmißverständliche Derbheit dann, und das schmackhafteste Ragout war fertig. Sie war in ihrem Element. Sie hatte nichts vergessen. Es war freilich nur das Gerümpel von ehegestern, aber es tat seine Dienste noch; mit verstaubten Dingen umzugehen war sie gewöhnt. Sie las an seinen Augen ab, wie weit sie sich wagen konnte, und wo sie Gefahr lief, mit Skeletten zu klappern statt leibhaftige Menschen Spießruten laufen zu lassen, lenkte sie im rechten Moment wieder ein und war doppelt witzig, gleißnerisch und offenherzig.

Trotz seiner Erheiterung konnte sich Valerian in die Situation nicht schicken. Er betrachtete die schlottrige Gestalt, das welke Gesicht, den unwahrscheinlichen Aufzug, das Mienenspiel mit seinen Blitzen von Geist und Niedertracht und Schlauheit auf der Oberfläche und einem unnennbaren Etwas von düsterer Wut und Unruhe dahinter; die klapprigen Zähne dann, die zufahrenden Gebärden: es war wie ein Spuk, häßlich, komisch und furchtbar zugleich. Plötzlich stieg ihr Bild aus der fernen Vergangenheit empor; längst war es ausgetilgt gewesen, aber auf einmal sah er sie, und seltsam, nicht die von damals, sondern schon alt und morsch und grotesk; es lag ihm auf der Zunge zu sagen: Entsinnen Sie

sich noch des Knaben in der Dorotheergasse, Ulrike Woytich? und sich an ihrer Bestürzung zu weiden. Aber das dünkte ihn seiner nicht würdig und er ließ es; dafür spürte er einen immer heftiger werdenden körperlichen Widerwillen, der sich bis in die Fingerspitzen und in die Zehen verbreitete.

Er fragte sich, was sie hergeführt haben mochte und worauf sie wartete. Daß sie so lange sitzen blieb und daß Josephe nicht kam, wunderte ihn. Doch wenn er sich vorstellte, daß Josephe hier eintrat und mit ihr reden sollte, war es nicht weniger zum Verwundern. Indessen machte er ihr Komplimente über ihren lebhaften Tatsachensinn, wie er sich ausdrückte, und über ihr jugendliches Feuer. Sie seufzte und erwiderte, das sei nur ein bißchen bengalisches Licht, Überbleibsel; leider habe man abgewirtschaftet. Er versicherte, daß sie es mit einem Dutzend Männer in der Vollblüte aufnehmen könne. Sie gluckste frivol und meinte, ehedem hätte sie sich ganz wacker gehalten, auch gegen ein Dutzend. Er sagte, es sei keineswegs zu ihrem Schaden gewesen und bot ihr eine Zigarette an. Sie gab seufzend zurück, indem sie die Zigarette anzündete, man habe seine liebe Plage gehabt. Aber hoffentlich, tröstete er unverschämt, habe sie nicht versäumt, die Vorratskammern zu füllen. „Es geht an", antwortete sie und schlug ein Bein über das andre; „was wollen Sie, verehrter Maestro," fügte sie mit einem frechen Schmunzeln hinzu, „ce que vient de la flûte, s'en retourne au tambour."

Darüber lachten sie beide und Valerians grausender Widerwille wuchs ins Unerträgliche, während Ulrike sich nun des Ausführlicheren über ihr mitleidwürdiges Los erging, in einer Gegend lebendig begraben zu sein, wo die Katzen einander gute Nacht sagten, unter einer Bevölkerung, die dem Teufel zu schlecht sei. Lauter Gauner, Trunkenbolde und

arbeitsscheue Herumtreiber; kein Bauer bestelle ordentlich sein Feld, kein Krämer verkaufe seine Ware unter fünfhundert Prozent wucherischem Nutzen; kein Professionist verstehe mehr was vom Handwerk und vom Material; wenn sie einen nicht ausplündern könnten, wollten sie auch nichts leisten; aller Verdienst wandre ins Wirtshaus; bei den Kindern fange die Verderbnis an und die Alten führen mit Schanden in die Grube; kurz, das apokalyptische Entsetzen.

Valerian verlor die Geduld und erhob sich, da stand Ulrike gleichfalls auf und warf beiläufig hin, wie wenn nicht eben dies der ganze Zweck ihres Kommens und Wartens gewesen wäre: „Jetzt will ich noch meiner kleinen Fanny guten Tag sagen, da die Baronin nicht die Gnade hat, mich zu empfangen. Vielleicht sind Sie so gütig, teurer Maestro, und schicken mir das Kind auf einen Augenblick, nur auf einen Augenblick."

Valerian verabschiedete sich zeremoniös und ging. Er traf im Korridor Elisabeth und teilte ihr Ulrikes Begehren mit. Elisabeth riß erschrocken die Augen auf und stürzte zu Josephe. Diese hatte nur ein verächtliches Lächeln als Antwort, und schließlich erhielt die Jungfer den Befehl, Fräulein Woytich zu sagen, Fanny sei mit der Baronin ausgegangen, und sie im übrigen auf eine ihr passende Manier vor die Tür zu setzen. Ulrike starrte der Botin ins Gesicht und fauchte wütend: „An der Lüge sollst du ersticken, mein Kätzchen;" dann packte sie ihren Stock und trottete davon. Auf dem Gartenweg drehte sie sich um und rief zurück: „Ihr werdet noch von mir hören dahier, verlaßt euch drauf."

Sie schlug die Richtung gegen Riednau ein. Sie wollte nicht nach Hause; der Grund war ihr nicht klar. Während des Gehens murmelte sie beständig vor sich hin. Sie ging bald auf der linken, bald auf der rechten Seite des Pfades, so daß sie, von weitem gesehen, den Eindruck einer Berauschten

machte. Einmal blieb sie stehen und gellte einen italienischen Fluch in den Wald hinein. Warum gerade italienisch, darüber war sie sich nicht klar. Einem alten Bauern, der sie grüßte, dankte sie nicht. Sie verlor ihr Taschentuch, einen groben blauen Perkalfetzen, und merkte es nicht. Sie stolperte über eine Wurzel und unterbrach sich nicht in ihrem Gemurmel.

In Riednau trat sie in das Tannenwirtshaus, ließ sich in der leeren, kellerig riechenden Stube in einem Winkel nieder und bestellte einen Kornschnaps und Briefpapier. „Soll ich mit den Fingern schreiben, du Latsch?" schnauzte sie die Bauerndirne an, als sie das Papier ohne Tinte und Feder brachte.

Sie schrieb mit ihrer großzügigen, faserigen, schiefen Schrift: „An die Baronin Melander, hochgeboren. Falls der süße Engel Fanny wie um sein Namensrecht so auch um sein Vermögensrecht kommen sollte ..." Sie hielt inne, zerriß das Papier und begann auf einem neuen Bogen von neuem: „An die Freifrau von Melander, hochgeboren. Es ist dem süßen Engel Fanny in meinem Hause nichts zuleide geschehen und hat auch nach dieser Richtung keine Gefahr bestanden, als höchstens eine wünschenswerte Aufklärung über gewisse Rechte, die ..." Abermals zerriß sie den Bogen, fletschte erbittert die Lippen, kaute am Federhalter, bestellte schreiend ein zweites Glas Schnaps und fing nach einiger Überlegung zum drittenmal an: „Hochgeborne Freifrau! Der süße Engel Fanny ist aus eigener freier Wahl in meiner Behausung erschienen. Es ist ihr dort nichts zuleide, sondern alles zuliebe geschehen. Das seltene Kind des unschuldigen Vergnügens an der Puppe berauben, halte ich für mindestens ebenso grausam wie gewisse andere Entziehungen, für die leichtlich von befugter Stelle aus Rechenschaft verlangt werden könnte. Gibt es doch Vormünder und

Vormundsschaftsgerichte. Da ich weder mit einer ansteckenden Krankheit behaftet bin, noch mein bescheidenes Heim als ein Ort des Lasters gelten kann, fordere ich von Ihrer Billigkeit, den Hinweis auf einst geleistete treue Dienste nicht vergessend, was aber in dieser Welt des Undanks vergeblich sein dürfte, daß das Kind Fanny Heinroth, recte Fanny Melander, wieder wie vordem zu ihrer mütterlichen und wohlgeneigten Freundin komme, als welche in achtungsvoller Ergebenheit zeichnet: Ulrike Woytich."

Dies schien befriedigend. Sie verschloß den Brief, zahlte und brach auf. Wirt, Wirtin, Schankbursch und Kellnerin schauten ihr feixend nach. Auf der Dorfstraße heuerte sie einen Knaben und gebot ihm, den Brief nach Eckern zu tragen, wofür sie ihm einen unkenntlich zusammengeknitterten Geldschein in die Hand drückte.

Es war Abend. Sie hätte längst zu Hause sein sollen. Sie ging auch jetzt wieder in eine andre Richtung. Es war ein Seitenpfad nach Eckern. Sie war schon müde, aber es trieb sie eben auf diesem Weg vorwärts. Was wollte sie auf diesem Weg? Sie wußte es nicht. Es war eine dumpfe Raserei in ihr, eine kochende dumpfe Gewalt. Die trieb sie auf den Weg nach Eckern. Sie stellte sich vor, daß sie Fanny sehen könnte, wenn sie in die Nähe des Eckerngutes gelangte. Schön; was war aber damit getan, daß sie Fanny sah? Sie wußte es nicht. Sie hatte nur den kochenden dumpfen Willen.

Auf der ersten Hügelhöhe angekommen, es waren zwei, die sie zu überschreiten hatte, gewahrte sie, daß ein Gewitter am Himmel stand. Schwarzblaues Gewölk wälzte sich dick und tückisch vom Westen herauf, unten von düsterm Scharlach umsäumt, oben von gelbroten Blitzen blinzelnd durchbrochen. Die Buchen rauschten, die Fichten klirrten, der Wind strich wie aus einem heißen Schacht. Ulrike stutzte,

sah sich um, ging weiter. Nach einer Viertelstunde leuchtete das Herrenhaus von Eckern durch die Büsche. Da murrte auch schon der Donner. Einige Fenster waren erhellt. Ulrike näherte sich. Schwere Tropfen fielen. Sie suchte Schutz unter einer breitausladenden Linde. Ihre Gestalt konnte von der Finsternis nicht unterschieden werden.

Welches mochte das Fenster sein, hinter dem Fanny war? Was mochte Fanny tun und wer mochte bei ihr sein? ob sie sich vor dem Gewitter fürchtete? ob sie an die alte Ulrike dachte? Weswegen aber sollte sie an die alte Ulrike denken? Was galt die alte Ulrike vor ihrer blütenweißen Jugend, vor ihrem frohen Lachen, vor ihren frohen Augen? Ein Nichts, ein hingeblasenes Nichts von einem Gedanken. Aber du Racker, bist du nicht der Alten um den Hals gefallen und hast sie abgeküßt? diese alten, ledernen, schrumpflichen Backen abgeküßt? War das etwa Verstellung gar? Und das bettelnde Gezwitscher des Stimmchens, und Tante Ulrike hin, Tante Ulrike her, und Händefalten und süßes Augenverdrehn: Verstellung? Das gibt es nicht, das kann nicht sein, das kann man sich nicht ausdenken, komm herunter und sag mirs ins Gesicht, du Strolchin, du lüderliches Maulwerk, du boshafter Ramsamper ...

Diese letzten Worte schrie sie in den Donner hinein. Da es wie mit Kübeln schüttete, wurde sie alsbald naß bis auf die Haut. Die Mantille, der Hut, der Rock, die Strümpfe, das Hemd, alles war naß. Sie schaute zu den Fenstern empor und verdeckte die Augen, wenn die Blitze aufzündeten, und fuhr zusammen, wenn die Donnerschläge fielen wie aus einer Gigantendreschtenne, und zitterte wie vor Nässe so auch vor maßlosem Haß gegen alle Insassen dieses Hauses mit Ausnahme des einen Wesens, dem sie, so wähnte sie und hiefür glaubte sie sich beamtet, die Millionen der Familie Melander retten wollte.

Von anderm wußte sie nicht oder versteckte sichs in unsinniger Angst. Es ging ein Rütteln durch ihre Wurzeln bis in die obersten Gehirnfasern und in der Mitte barst etwas wie ein Gefäß, das überm Feuer springt, aber sie wollte nichts davon verstehen. Ein ausgelebtes Leben, ein bis auf die Nagelprobe leergesoffenes Leben, was sollen da noch für Tränke kredenzt werden, da liegen die Scherben, was sollte da noch kommen? Blinde werden nicht sehend, auf Stein wächst keine Frucht, nur ein Bild von durchdringender Lieblichkeit, überweltlich fremd, spottete der nüchternen Gewöhnung.

In Unwetter und grell durchzuckter Schwärze suchte sie endlich den Heimweg. Kreszenz kam ihr mit der Laterne bis zur Höhe vor Riednau entgegen. Sie bekreuzigte sich bei ihrem Anblick und warf den mitgebrachten Lodenmantel über sie. Es war halb elf. Anastasia stand jammernd am Tor. Ulrike gab auf keine Fragen Bescheid. Sie stapfte in ihr Schlafzimmer, entledigte sich keuchend der triefenden Gewänder und erschien alsbald in einem grauen Schlafrock in der Wohnstube. Heißhungrig schlang sie eine aufgewärmte Mahlzeit hinunter. Da sie stumm blieb, zog sich Anastasia beleidigt zurück. „Kriech du nur auch in dein Nest", knurrte sie Kreszenz an, und als sie allein war, setzte sie sich an den Schreibtisch.

Auf einen Quartbogen schrieb sie folgende Worte: „Im Falle meines Ablebens vermache ich der Fanny Heinroth, recte Melander, mein gesamtes Barvermögen und gesamtes Mobiliar sowie mein Haus in Riednau auf dem Ried unter zwei Bedingungen: erstens daß sie von seiten ihrer Großmutter, der Freifrau Josephe von Melander, in alle ihre gebührenden Rechte eingesetzt, und zweitens, daß sie nicht nur nicht verhindert, sondern angehalten wird, zu mir

zu kommen, so oft mir ihre Gesellschaft erwünscht ist. Gegeben im Ried, bei voller Geistesklarheit, den siebenundzwanzigsten Juni 1921, Ulrike Woytich."

Dieses Dokument wollte sie am andern Tag abschriftlich nach Eckern schicken. Da würden sie sich wohl nicht länger sträuben. Da würden sie kirre werden. Eine solche Lockspeise konnten sie nicht zurückweisen. Da würden sie kommen und sich hoch bedanken und ihre kostbare Fanny mit liebsamer Geschwindigkeit bringen. Während sie noch auf das Geschriebene niederschaute, fielen ihr vor Erschöpfung die Augen zu und sie schlief ein. Das Unheil wollte, daß Anastasia, die doch ein wenig beunruhigt war und außerdem eine Nachricht anzubringen hatte, noch einmal ins Zimmer kam und als sie die Schwester schlafend am Sekretär sitzen sah, sich behutsam näherte. Sie gewahrte das beschriebene Blatt und beugte sich vorsichtig über Ulrikes Schulter; sie las und ein Aufschrei gellte durch den Raum. Ulrike erwachte.

„So also", stammelte Anastasia und wies mit einer konvulsivischen Armbewegung auf das Blatt, „das ist also der Dank. Das tust du deinen nächsten Blutsverwandten an, du heimtückisches Geschöpf; dafür sitz ich hier wie im Zuchthaus und vertraure mein Leben und muß halb verhungern; dafür gibt dir der arme Philipp den Narren ab. Das ist der Dank. Das ist der Lohn."

„Pscht," machte Ulrike verdrießlich, „reg dich nicht auf; das ist ja nur eine Mausefalle. Riechst du den Speck nicht?" Die Anspielung auf Philipp war ihr unbehaglich, und das schlechte Gewissen stimmte sie nachgiebig.

Aber Anastasia war nicht zu beschwichtigen. Hochaufgerichtet, in einer Primadonnenpose, denn alle Woytichs hatten das Großartige, wenn sie gereizt waren, warf sie Ulrike die Sünden vor, die sie an ihr begangen und täglich

noch beging, die Kargheit der Nahrung, die ungeheizten oder schlechtgeheizten Zimmer im Herbst und Winter, den Mangel jedes Verkehrs, die Gleichstellung mit der dummen und gemeinen Magd, alle diese Anklagen sprudelte sie erbittert heraus, indes Ulrike gelangweilt zuhörte. „Hättest du mir das Reisegeld gegeben, ich wäre zu unserm Bruder Franz gefahren," schloß sie halb weinend; „ich könnte ihn doch pflegen und ihm das Sterben erleichtern."

„Wo du bist, stirbt man nicht leichter, das bilde dir nicht ein," war die schnöde Antwort; „oder willst du den etwa beerben? Da ist nichts zu erben. Drei Paar Strümpf und ein Dutzend Ordensbänder höchstens. Die Medaillen dazu hat er längst verkitscht. Und den Casanova, richtig, den hat er in allen Ausgaben, dies gibt."

„Das sieht dir ähnlich, daß du in deiner Herzensroheit nicht einmal vor dem eigenen Bruder halt machst", sagte Anastasia.

„Faxen," brummte Ulrike; „steig runter vom Bock. Deklamier, wenn keiner zuhört."

„Weil ich vorhin von Philipp gesprochen hab," sagte Anastasia, „er schreibt mir heute. Er schreibt, er kann in diesem Monat nicht zu uns kommen. Die Geschäfte halten ihn fest, schreibt er. Die Geschäfte sind diesmal nicht besonders gut gewesen. Ein Börsenkrach. Einige Firmen sind total ruiniert. Der ganze Brief gefällt mir nicht. Es ist so was Konfuses drin. Er läßt dich übrigens grüßen."

Ulrike war langsam hinter die Schwester getreten und legte ihr die Hand auf die Schulter. „Was ist denn das?" fragte sie mit einem grabenden Blick, „seit wann schreibt er denn dir? seit wann nicht mir?"

„Nun, er wird mir wohl auch mal schreiben dürfen", erwiderte Anastasia patzig.

Ulrike verlangte den Brief. Anastasia zog ihn aus der Tasche und reichte ihn hin. Ulrike las ihn. Las ihn wieder und wieder. Gab ihn zurück und strich über ihre Stirn, die plötzlich feucht geworden war.

„Meinst du, daß da was geschehen ist?" brachte sie gurgelnd hervor; „meinst du, es ist eine Gefahr? Sags offen, nimm dir kein Blatt vor den Mund ..."

„Du kannst dich auf Philipp verlassen wie auf dich selber", sagte Anastasia mit dem Stolz einer Mutter, die von ihrem Sohn nichts weiß, als daß er ihr Sohn ist.

Schwer denkend, ging Ulrike zu Bett in der schweren Nacht. Sie war müde und hatte Angst vor dem Schlaf. Sie war durchschüttert bis ins Innerste und Unterste und grübelte über Börsenbericht und Kontokorrent. Eine fressende Hitze erfüllte sie und sie fror in Mark und Knochen. Ein engelhaftes Antlitz war ihr alles Blut fremdartig aufrührend zugewandt, und sie zitterte um Hab und Gut. Sie langte nach der wunderhaft schwebenden Gestalt, und ihre gierigen Finger hielten Banknoten. Voller Entsetzen erwog sie den möglichen Verlust von Geld, von vergöttertem Geld, und ein zartes Stimmchen lockte spöttisch.

Als es finster war, packte sie ihren Kopf mit beiden Händen und sprach schaurig ruhig: „Bist du denn bei Verstand, Ulrike Woytich?"

Folgsamkeit

Am gleichen Tag hatte ein Depeschenwechsel zwischen Josephe und Exzellenz Herbst stattgefunden. Die Schwurgerichtsverhandlung hatte mit dem Freispruch Marie Helenes geendet, während Rutowsky zu achtjährigem Kerker

verurteilt worden war. Das unerwartete Verdikt war dem Umstand zuzuschreiben, daß Marie Helene ihr starrsinniges Leugnen aufgegeben und ihrem Verführer und Vernichter eine Anklage zugeschleudert hatte, derengleichen in einem Gerichtssaal noch nicht vernommen worden war.

Josephe erfuhr zunächst die Tatsache. Kurz nach dem ersten Telegramm traf ein zweites ein, worin Exzellenz Herbst meldete, daß er mit Marie Helene reisen werde. Für diesen Fall, den er als letzte, kaum zu erhoffende Möglichkeit erwogen, hatte er sich vorher mit dem protestantischen Pfarrer des Kurorts verständigt, mit dem er seit langem befreundet war. Dieser hatte sich bereit erklärt, der Unglücklichen in seinem Hause eine Zuflucht zu gewähren, damit sie sich in völliger Stille zu einer neuen Existenz unter den Menschen sammeln konnte. Denn es empfahl sich nicht, sie nach solchen Erlebnissen den Augen Neugieriger preiszugeben, an denen es selbst auf dem Eckerngut nicht mangelte; sie konnte nicht einmal wünschen, vor Josephe zu erscheinen, während die Obhut des geistlichen Herrn, der zudem ein ungewöhnlicher Mann war, neben seinem Kirchenamt Naturforscher und Philosoph, in jeder Hinsicht sänftigend auf sie wirken mußte. Der Vorschlag war von Josephe ausgegangen; Exzellenz Herbst hatte ihn damals nur mit ungläubigem Kopfschütteln angehört, hatte sich aber dann doch entschlossen, mit dem Pfarrer darüber zu sprechen.

Der Pfarrer und Josephe waren abends am Bahnhof, das Gewitter tobte gerade mit voller Macht, als Exzellenz Herbst mit Marie Helene ankam. Es wurde nicht viel gesprochen. Das tief verschleierte junge Mädchen wurde vom Pfarrer zu einem draußen wartenden Wagen geführt, in welchem auch Josephe und Herbst Platz nahmen. Am Tor des Pfarrhauses wurden sie von der Pfarrerin erwartet.

Als Marie Helene ausstieg, erlitt sie einen Schwächeanfall und brach auf den Stufen in die Knie. Sie erhob sich aber sogleich wieder, wehrte Hilfe ab, und die Pfarrerin geleitete sie in ihr Zimmer. Josephe lud den Pfarrer ein, auf dem Eckerngut noch eine Tasse Tee zu trinken, der Wagen könne ihn ja wieder zurückbringen. Er verbeugte sich schweigend und fuhr mit.

Der Tisch war im Bibliothekszimmer gedeckt. Die Fenster waren geöffnet, auf das Blattwerk rauschte der Regen, feuchter Pflanzenduft zog herein, die Blitze verzuckten jetzt, und der Donner erstarb in der Ferne. Elisabeth schenkte den Tee ein und entfernte sich auf einen leisen Wink Josephes. Exzellenz Herbst hatte den schmalen magern Kopf auf den Arm gestützt; nach dem lastenden Schweigen, das bis auf die wenigen notwendigen Worte gedauert hatte, seit sie einander getroffen, sagte er nun mit tiefem Aufatmen: „Ich will Ihnen erzählen, wie es war. Ich hoffe, daß ich dazu imstande bin. Es ist besser, ich tue es heute noch, denn morgen, wer weiß, ist alles schon blasser oder ich bringe es nicht mehr über mich. Und es ist besser, Sie erfahren es von mir als in der Entstellung von wo andersher. Großer Gott des Himmels, was für eine Stunde war das!"

Er faltete die Hände und seine Augen füllten sich mit dem Schrecken, der eine Erneuerung des Schreckens jener Stunde war. Er wollte beginnen, da ging die Tür auf und Valerian trat ein. Er stutzte und fragte höflich-bestürzt, ob er störe. Josephe wies ausdrucksvoll bittend auf einen Stuhl, und er gehorchte seltsam verschüchtert. Exzellenz Herbst ließ noch einige Sekunden verstreichen; der Neuankömmling, obschon er ihn achtete und schätzte, machte ihn zunächst befangen.

„Der Saal war trotz der brütenden Sommerhitze zum Bersten voll," fing er mit seiner tiefen, gezogenen Stimme

an, „auf den Korridoren und im Stiegenhaus sogar standen die Leute Kopf an Kopf. Man sah eine Menge ziemlich verdächtiger Gesichter, besonders die Zeugenbank war eine Galerie von Galgenphysiognomien, Menschen, denen der Ort, wo sie waren, nichts bedeutete, und die ein Gelächter hatten, wenn man sie auf die Würde des Gerichtshofs aufmerksam machte, was der Vorsitzende mehrmals zu tun gezwungen war. Das Verhör Rutowskys brachte nichts Neues zutage. Seine früheren Straftaten leugnete er. Das Verbrechen, wegen dessen er vor den Geschworenen stand, leugnete er. Bei jedem Vorhalt berief er sich achselzuckend auf das Zeugnis Marie Helenes. Ich möchte dabei nicht verweilen. Ich möchte nur sagen, daß ich einen solchen Menschen kaum je gesehen habe. Stellen Sie sich vor: ein Mittelding zwischen Apache und Lebemann. Etwas unbeschreiblich Kalt-Glattes und unbeschreiblich Niedrig-Gewalttätiges. Das rötlichbraune Haar geölt und zurückgestrichen; die Stirn entsetzlich eng und hoch mit zwei Intelligenz-Ausbuchtungen; eine Hornbrille, die ihm das Aussehen eines Uhus gab; die Züge maskenartig verdorrt und zusammengedrückt, dabei unheimlich munter, mit einem beständigen süffisanten Lächeln um die Lippen; der Anzug tipptopp, wie man sich ausdrückt, aber komödiantisch; immer wenn er auf eine Frage geantwortet hatte, knipste er ein Stäubchen von seinem Rockärmel, dann schaute er gelangweilt gegen das Fenster. Wenn von Marie Helene die Rede war, schaute er in die Richtung, wo sie sich befand, und rieb sich lächelnd das Kinn. Das war das Furchtbarste an ihm, dieses Kinnreiben. Nun, ich will dabei nicht weiter verweilen. Marie Helene wird aufgerufen. Sie tritt mit niedergebeugtem Kopf an die Schranke. Sie nennt ihren Namen, Geburtsdatum, Vater, Mutter; Sie können sich denken, wie mir zumute war. Im Saal ist es

lautlos still geworden. Sie wird gefragt, ob sie sich schuldig bekenne. Sie besinnt sich; sie hebt den Kopf; sie sieht sich um; ihr Blick fällt auf mich; ich kann nicht ermessen, was in ihr vorgeht; sie erbleicht und wankt; ich stehe auf; ich weiß nicht, warum, aber ich muß es; sie streckt den Arm gegen mich; der Vorsitzende wiederholt seine Frage. Sie antwortet mit einem deutlichen klaren Ja. Durch die Zuhörer geht ein Ruck. Aufgefordert, den Hergang zu erzählen, tut sie es. Es sind nicht mehr als zehn Sätze. Über die rätselhafte Natur ihrer Beziehung zu Rutowsky befragt, erwidert sie, auch darüber wolle sie sich äußern, aber nur Aug in Auge mit ihm. Sie wird mit dem Angeklagten konfrontiert. Er bemerkt sofort die veränderte Situation und stiert sie wutbleich an. Sein Blick will sich ihrer bemächtigen, und sie kämpfen eine Weile stumm voreinander, unter atemlosem Schweigen des Saals. Dann beginnt sie zu reden. Man kann es nicht wiedergeben. Ich glaube nicht, daß irgend jemand es vermöchte. Stellen Sie sich einen Aufschrei aus der dunkelsten Tiefe der Natur vor, den ungeheuren Versuch einer Erniedrigten und Zertretenen, vor sich selbst und vor der Menschheit, ihre Seele wiederzugewinnen, die Raserei vor dem Unerklärlichen, wie sie Schritt um Schritt hinuntergerissen worden. Er war einer jener geistigen Brandstifter, von denen es in unserer Welt wimmelt, dazu begabt mit Beredsamkeit und düsterer Erfahrung. Sie, mit ihren Sinnen und ihrem Blut in einer Krise, abgleitend mit uns allen an der steilen Wand, sieht ihn vorüberstürzen und greift nach ihm, um ihn zu retten. Sie hat sich einem Verzweifelten preisgegeben und verzweifelt selbst. Sie hat keinen Halt mehr gehabt, das gesteht sie zu, alles war Zersetzung und verwester Schleim, wohin sie trat und blickte, und sie hat nur erlebt, was fast unsere ganze Jugend erlebt, die schreckensvolle

Götterdämmerung; warum sollen wir darüber reden. Sie greift nach dem Menschen, weil er den verdammten Mut zum Untergang hat, weil er ihr Vater und Mutter und Herkunft und Heim und Freund und Freundin und Gott und göttliches Walten und den ganzen Körper der Gesellschaft in Stücke zerstampft und weil dies glaubhaft ist und weil es endgültig scheint und weil es keine Hoffnung mehr gibt und weil die Selbstzerstörung als eine Beschleunigung des Endes und das Verbrechen als ein Akt der Rache glorifiziert wird. Wir wissen es ja. Wir haben es gelitten. Sie gab die Welt verloren so wie sich. Sie war zu unschuldig und zu rein im Gemüt, um die Finsternis, die da plötzlich in ihr Leben trat, nicht als ein Ergebnis des allgemeinen Unglücks zu betrachten. Sie glaubte zu sehr, darum fiel sie so tief. Sie liebte Welt und Menschen zu sehr, darum sagte sie sich so grauenhaft von ihnen los. Es ist das Schicksal vieler Liebenden heute. Reiche und Nationen können nicht versinken, ohne daß ihre Stützen sich selbst zerfleischen. Wir haben viel auf dem Gewissen, die wir zugesehen haben, in anderer Zeit untätig zugesehen. Wie falsch war alles Gedachte, wie lügenhaft unsere Tröstungen, wie kurzsichtig unsere Zukunftserwartungen. Aber das gehört vielleicht nicht hieher. Ich kann auch nicht einmal andeuten, wie in Marie Helenes qualvollen und dabei doch wunderlich erlösten Worten das einzelne ohne ihr Wissen ins Weite griff und wie die Männer des Gerichts es spürten, Richter und Beisitzende, Anwälte und Geschworene, wie sie spürten, daß es auch ein Gericht über sie war, als da eine aufstand, die sich zurückhaben wollte, nicht nur von ihrem Vertilger, sondern von allen ringsherum und von allen draußen und auch von mir, denn ich war ja vielleicht der Schuldigste, weil Blindeste. Und als man sie fragte, weshalb sie bis jetzt geleugnet und geschwiegen habe,

da schrie sie auf: „Weil ich in seinen Armen gelegen bin!" Und als der Vorsitzende sie fragte, wie sie es über sich habe bringen können, in seinem Dienst auf die Straße zu gehen, da schrie sie wieder: „Das Schlechte sollte ja gut sein, und was hätte ich, als seine Geliebte, tun sollen, was schlechter gewesen wäre?" Und ehe man sichs versah, hing sie an seinem Hals und es war, als wolle sie ihn mit ganzer Gewalt und allem Schmerz hinüberreißen in ein anderes Dasein, wo ihre Täuschung und Verblendung keine mehr war; er aber stieß sie zurück, daß sie taumelte, und im selben Augenblick stehen unter den Zeugen welche auf, umringen das Mädchen, schreiten gegen den Gerichtstisch vor und ballen die Fäuste, auch aus den Bänken des Saals, wo wahrscheinlich Genossen Rutowskys verteilt waren, kommen Rufe und wilde Drohungen; da war der Aufruhr der Teufel fertig, da hab ich verstanden, wohin wir steuern. Es ist nirgends ein aufnehmendes Herz mehr, nirgends eins, das aufnehmen kann oder will, das ist es. Nun, der Saal wurde geräumt; dann kam der Freispruch, und mit Mühe und unter polizeilichem Schutz bracht ich Marie Helene nach Hause, und sie lag die Nacht über wie im Starrkrampf. Am Morgen aber konnt ich mit ihr sprechen, und sie willigte in alles, was ich ihr vorschlug. Nun muß man sie schonen, nur schonen."

Der alte Herr deckte die Augen mit der Hand zu und verstummte.

Nach einer langen Stille nahm der Pfarrer das Wort und sprach: „Ich glaube, daß ich unserm Freund im Namen von uns allen sagen darf, daß wir seine vertrauende Enthüllung mit Ehrfurcht angehört haben und daß wir die Größe zu würdigen wissen, mit der er sein Schicksal trägt. Freilich hat er auch mir wieder das Gefühl bestätigt, wie schlimm es mit uns bestellt ist. Ich versehe nun einunddreißig Jahre mein

Amt dahier; mit Freude und Willigkeit. Aber wie es sich jetzt mit allen Dingen wendet, das schnürt einem die Brust zusammen, es ist wahr. Mich gemahnt es oft an die Verfluchung des Propheten, gegen die große Hure Babylon. Ist es denn nicht als sei die ganze Erde ein Babylon geworden? Inmeinem kleinen Wirkungskreis als protestantischer Priester steh ich ja dahier ziemlich außerhalb, aber Zerrüttung überall; Geist des Abfalls und der Leugnung. Die aufbauen möchten, vernichten bloß; keiner achtet mehr die Überzeugung des andern, der Glaube ist öffentliches Gespött oder Vorwand zum Haß und die politische Brunnenvergiftung hat eine neue Art von Pest gebracht. Kein Leben ist mehr kostbar, kein Heiliges unantastbar, kein Opfer gültig, kein Auge blickt mehr nach oben. Was ists denn mit uns? warum sind wir denn gar so verlassen? woran krankt denn die Welt?"

Zum erstenmal erhob Valerian den Blick, ließ ihn wie träumend in die Runde gleiten und sagte: „Die Sterne sind es, Herr Pfarrer. Es sind Unordnungen im Kosmos eingetreten. Wäre die Wissenschaft weiter in der Erkenntnis, so könnte man vielleicht die Ursachen nennen und ihre Wirkungen erklären. Es haben sich Veränderungen ereignet in der Bahn von Gestirnen; irgendwo in der Unendlichkeit entsteht ein Chaos oder bildet sich in siedender Katastrophe eine Welt. Ich spür es manchmal in stillen Nächten. Wenn ein Mensch es über sich vermag, ganz still zu lauschen, spürt er es, als ob ein geisterhaftes Seufzen über das Firmament zöge. Und ist es nicht denkbar, daß dieser Planet darunter erzittert und die verloren auf ihm schwärmenden Seelen daran wie an einer unbekannten Krankheit leiden? Alles ist ja ein einziger Stoff, nicht wahr?"

Der Pfarrer schüttelte sein weißhaariges Haupt. „Das ist mir zu verantwortungslos," sagte er mild; „so leicht

möchte ich es der Menschheit nicht machen, sich loszubinden. Wobei ich die Möglichkeit nicht leugne und auch die Hoheit des Gedankens nicht. Aber wenn Schäden an meinem Hause sind, muß ich trachten, sie zu beseitigen und darf mich nicht auf die astralen Einflüsse berufen."

Valerians Stirn verfinsterte sich; er vertrug Widerspruch schlecht. Josephe aber, mit einem Blick auf Exzellenz Herbst, setzte der Erörterung ein Ende und man brach auf, da es auch schon nahe an Mitternacht war.

Als Josephe in ihr Schlafzimmer kam, fand sie den Brief Ulrike Woytichs, der während ihrer Abwesenheit gebracht worden war. Sie las ihn mit Unwillen und Abscheu. Aber es konnte nicht an sie heran, was da geschrieben stand, es war zu weit drunten. Wie sie allabendlich zu tun pflegte, bevor sie sich zu Bett begab, ging sie noch in Fannys Zimmer, um zu sehen, ob sie ruhig schlief, ob das Fenster offen sei und hauptsächlich um ungestört das schöne Gesicht betrachten zu können. Die Erlebnisse und das Gehörte des Tages bebten in ihr nach, aber als aus dem Schlummer des Kindes ein Lächeln aufleuchtete, glättete sich alles und es gab keine Bitternis mehr. Sie fühlte sich wieder fromm werden wie in ihren Mädchenjahren, aber in einfacherer und stillerer Art.

Es war so fremd und neu. Nach Stürmen, deren Beginn sich in den Zeiten verlor, Ruhe und Zutrauen. Die Taube war erschienen in der Sintflut. Sei bedankt, Taube, für deinen Flug und deine Botschaft. Die spät Liebende trug das Geschenk in schweigender Demut, darauf gefaßt, daß das Schicksal es ihr jeden Augenblick wieder aus der Hand reißen konnte. Nicht zu gedenken derer, die sich vielleicht wieder auf ihren natürlichen Anspruch besannen, wie von jeher entschlossen, aus Beziehungen des Herzens ihren Vorteil zu schlagen, war auch mit der Unheimlichen zu rechnen,

die in wiederkehrender Bestimmung aus der Verschollenheit emportauchte und die gierigen Arme, unerforschlich warum, nach diesem lebendigen Gut ausstreckte.

Aber Josephe war bereit. Sie wollte wachen. Sie wollte die Stärke des Herzens messen an der Wut des Schicksals. Sie wollte versuchen, höher zu sein als die Dämonen, die das Schwert gegen sie zückten, und folgsamer als bisher.

Eine tiefentschlossene Ruhe zog in ihr Gemüt ein. Sie malte sich so kenntlich in ihren Zügen, daß Fanny, als sie an einem der folgenden Regentage bei ihr im Zimmer weilte, sie mehrmals verwundert anschaute. Sie hatte das Kind gerufen, um ihm ein goldenes Kettchen zu schenken, weil man ihr doch hatte sagen müssen, daß der Plan mit der Erlangung der Puppe mißglückt war. Aber Fanny wollte das Kettchen nicht annehmen; es war eine stolze Empfindung, die sie widerstreben ließ; sie fühlte, daß es eine Entschädigung sein sollte, und sie sagte zu Josephe mit lächelndem Aufblick, der etwas von Verständigung von Frau zu Frau hatte, sie brauche nichts, wirklich nichts, sie habe die Puppe schon ganz verschmerzt, ja beinahe vergessen. Zwischen ihnen stand die offene Schatulle, aus der Josephe das Kettchen genommen hatte, und da gewahrte Fanny eine goldgerahmte Miniatur mit dem Bild des Freiherrn Eduard Melander. Es lag schon viele Jahre in dem Behältnis, Josephe wußte gar nicht mehr, daß es darinnen war. Es stammte aus ihrer Brautzeit, und sie erinnerte sich, daß es ihr damals als der Inbegriff von Unglück, Schmach und Selbstverlust erschienen war. Sie erschrak, als sie Fannys Blick darauf haften sah, und wollte es verbergen. Wie im Stadthaus, hatte sie auch in Eckern alle Bilder des Freiherrn wegräumen lassen, als sie das Kind zu sich genommen; nun trat doch dieses aus der Vergangenheit hervor. Fanny hatte

ihre hastige Bewegung bemerkt und fragte: „Wer ist der schöne Mann?" Und ehe Josephe es verhindern konnte, nahm sie das kleine Bildnis und sah es mit Aufmerksamkeit an. Josephe schwieg. „Weißt du, Frau Baronin, es sieht meinem Vater ähnlich", sagte Fanny staunend. Es geschah zum erstenmal, daß sie von ihrem Vater sprach. Ihre Brauen hatten sich zusammengezogen, auf ihrer Stirn war ein eigentümlicher Schatten von Leid. Und als Josephe sie anschaute und ihr Blick dann zu dem Bild niederglitt, sah sie, wie ähnlich das Mädchen selbst diesem war, und angesichts des Zeugnisses der Natur erschauderte sie und wagte nicht, es vor den richtend klaren Augen des Kindes zu leugnen. Sie erkannte das Gesetz und beugte sich folgsam. „Dieser Mann steht dir sehr nahe," sagte sie mit leiser Stimme, „aber es ist noch nicht die Zeit, daß ich es dir erklären kann. Hab Geduld, mein liebes Herz." Und Fanny gab sich zufrieden.

Zu einer Stunde gegen Abend war es, da stürmte sie erregt zu Josephe ins Zimmer und deutete auf die Bergkuppen im Osten, die in Flammen standen. „Schau doch, Frau Baronin, schau doch?" rief sie atemlos. Vor Freude und Bewunderung bebte sie an allen Gliedern, und Josephe, beunruhigt von dieser Heftigkeit des Gefühls, zog sie auf ihren Schoß. So blickten sie eine Weile stumm zu den erglühten Felsen hinauf, und Josephes Glück war wie ein Schmerz, als sie den Körper des Kindes so nahe fühlte. Das war niemals gewesen: ein Menschenleib in liebender Berührung an ihrem. Den Kopf an ihre Schulter geschmiegt, sprach Fanny mit der schaurigen Neugier und phantastischen Sehnsucht, die so eigen bei ihr waren, wenn sie unter dem Eindruck eines Erlebnisses stand, daß es ihr größter Wunsch sei, auf einen Berg zu steigen, womöglich ganz allein. Sie sagte es, wie wenn es eine Himmelfahrt wäre, und ihre

Erwartung davon war so gewaltig, daß Josephe Angst hatte vor der Erfahrung, die sie zerstören mußte. Alles war noch Wahrheit in dieser Seele und alles war noch Traum. Und Josephe beugte sich und war folgsam dem Wort, folgsam dem Bild.

Es war Folgsamkeit, als sie, wegen der gefährdeten Lage ihrer Institute in die Stadt berufen, sich in diese Notwendigkeit ergab. Die Reise hatte lange gedroht, die Existenz vieler Menschen hing davon ab, anstrengende Verhandlungen standen bevor, materielle Schwierigkeiten fast unübersteiglicher Art waren zu regeln: sie zögerte also nicht, ihre Pflichten zu erfüllen. Sie wollte dienen um ihres neuen Glückes willen, so wie sie früher gedient hatte, um ihr Unglück zu verhindern, sie gänzlich zu zerbrechen. Wenn es dem Schicksal beliebte, einen vor noch größere Entscheidungen zu stellen, mußte man auch die Kraft haben, alles preiszugeben, um vielleicht alles zu gewinnen. Nachdem sie Elisabeth eindringlich belehrt hatte, wie sie sich zu verhalten habe, traf sie mit Ruhe ihre Vorbereitungen für eine zehn- bis vierzehntägige Abwesenheit und nahm schmerzlichen, wenn auch äußerlich lächelnden Abschied von Fanny.

Kurzes Zwischenspiel

Obwohl Anastasia sich den Anschein gegeben hatte, als sei es Ulrike gelungen, sie zu beschwichtigen, gab ihr der Vorfall mit dem Testament sehr zu denken. Sie erwog zwar, daß ein solches Schriftstück, unverbindlich und zweideutig, wie es abgefaßt war, kaum eine Gefahr bilden könne, auch sträubte sich Ulrike nicht, als sie am andern Tag seine Vernichtung

forderte, und verbrannte es vor ihren Augen im Kamin, da sie wohl selbst die Torheit ihres Beginnens einsah.

Aber der Umstand, daß es überhaupt hatte geschrieben werden können, stimmte Anastasia ängstlich. Ulrikes Vermögen war Anastasias Vermögen, war Philipps Vermögen, war Woytichsches Vermögen. Kein Fremder durfte nur eines Quentchens davon teilhaftig werden, keiner der nicht zur Familie gehörte, in Nutznießung treten. Erklärlich demnach ihr peinliches Erstaunen, als unerwarteterweise dieser Melanderische Sprößling als zu fürchtender Erbanwärter auftauchte. Daß Ulrike es wagte, mit dem Gedanken auch nur zu spielen, war schon frevelhaft; wer konnte wissen, ob nicht eines Tages aus der lächerlichen Schrulle furchtbarer Ernst wurde? Ulrike wurde ja allmählich recht alt und in ihren Worten und Handlungen immer launenhafter.

Anastasia wollte der Sache auf den Grund gehen. Für sie wie auch für Krescenz war die unwiderstehliche Anziehungskraft, die jenes Kind auf Ulrike ausübte, höchst beunruhigend geworden, und unversehens fand Anastasia auf ihrem Weg zur Erforschung der Wahrheit eine Bundesgenossin, wo sie bislang eine Feindin gehabt hatte. Krescenz war ihrer Herrschaft über Ulrike so sicher gewesen, daß der Gedanke bloß, sie könne sie an ein anderes Wesen abtreten müssen, sie in einen Paroxysmus der Wut versetzte. Sie erklärte sich aus freien Stücken bereit, Anastasia zu helfen, zu welchem Behuf immer, und gemeinsam bewachten sie Ulrike, gemeinsam beratschlagten sie über das zu Tuende. Krescenz bewies dabei mehr Witterung für das, was in ihrer Gebieterin vorging, als Anastasia; diese sah nur die Sonderbarkeit des Vorgangs, ohne ihn zu verstehen; sie meinte einen jener Fälle von störrischem Eigensinn annehmen zu müssen, wie man sie öfters an Ulrike bemerkt hatte, oder eine Art von Aberglauben, oder ein geheimes Interesse.

Beide Beobachterinnen stellten kopfschüttelnd fest, daß Ulrike kaum mehr aß und kaum mehr schlief; daß sie Fragen überhörte und auf Anreden zerstreute, ja ganz verdrehte Antworten gab; daß sie halbe Stunden lang am Fenster stand und wie behext nach einer Richtung starrte; daß sie die Pfeife anzündete, um sie gleich darauf wieder verlöschen zu lassen; daß sie die Nächte hindurch ratlos durch die Zimmer marschierte oder am Schreibtisch saß und Briefe schrieb, die sie am Morgen in tausend kleine Fetzen zerriß; daß sie mit vielen Anstalten sich zu einem Ausgang rüstete, um beim Wald angelangt wieder umzukehren und zornig vor sich hinmurmelnd ihre gewohnten Beschäftigungen aufzunehmen.

Sich in Ulrikes Vertrauen einzuschmeicheln, war unmöglich, besonders wenn man Zwecke damit verfolgte. Der Zweck machte sie äußerst stutzig und mißtrauisch. Man mußte sich damit begnügen zu lauschen, zu spähen, zu kombinieren. So hatte Anastasia auch das Gespräch zwischen Elisabeth und Ulrike hinter einer Tür erhorcht. Aus dem Vernommenen erhellte, daß die kleine Fanny nicht mehr zu Ulrike kommen durfte. Schwerlich konnte sich Ulrike öfter, als ein gelegentlicher Spaziergang es erlaubte, in der Nähe von Eckern sehen lassen. Wenn also Ulrike darunter litt, daß sie das Kind nicht zu Gesicht bekam, so hatte sie Ursache hiezu. Anastasia, wie von Mitleid getrieben, lenkte eines Abends die Unterhaltung auf diesen Punkt. Sie sagte, wenn sie Ulrike damit gefällig sein könne, wolle sie dem Kind gern eine Botschaft ausrichten, sie sei ja drüben so gut wie unbekannt; außerdem könne ihr niemand den Weg verbieten. Sie wartete, welchen Eindruck ihre Worte auf Ulrike machten. Zuerst wurde sie enttäuscht; Ulrike schwieg. Aber nach geraumer Zeit fragte sie lauernd, ob Anastasia wirklich zu solchen Botengängen bereit sei. Anastasia bejahte energisch. Es sei ihr aber nicht darum

zu tun, fuhr Ulrike nach einigem Zögern fort, bloß mal hie und da was zu erfahren oder bestellen zu lassen; sie möchte sich auf dem laufenden halten, möchte täglich wissen, was das Menschlein treibe, möchte mit dem Menschlein zusammentreffen. Sie habe sichs nun einmal in den Kopf gesetzt, dem Menschlein seine Millionen zu retten, so wie sie Anno dazumal dem alten Mylius die Millionen aus dem Kassaschrank bugsiert habe. Wenn Anastasia das fertig bringe, daß sie das Menschlein sehen und sprechen könne, dann käme es ihr auf ein großes Geschenk nicht an; dann schenke sie ihr das Silber für zwölf Personen, nach dem stehe ihr ja der Sinn schon längst.

Überraschungsröte stieg in Anastasias Wangen. Das Silber für zwölf Personen; da durfte man nicht taub sein; das war eine Prämie, für die man sich ins Zeug legen konnte, ein Millionenwert heute.

In der Habsucht war sie Ulrikes Schwester ganz und gar, wennschon alles den kleineren Zuschnitt hatte. Sie versprach, sich die Sache genau zu überlegen; sie war sehr sanft und sehr rücksichtsvoll, denn allmählich begann es ja zu tagen. Sie erzählte Kreszenz den Inhalt des Gesprächs, ohne natürlich des Silbers Erwähnung zu tun. Kreszenz war der Meinung, Anastasia solle sich unverzüglich ans Werk machen, so biete sich die schönste Gelegenheit, des kleinen Bankerts habhaft zu werden und ihm alle Gedanken an die Puppe und an Ulrike und an die Erbschaft gründlich zu verleiden; dazu brauche man nicht viel Zeit, und wenn nachher die Ulrike ihr Herzpünktchen vor Augen habe, werde sie sich groß wundern, was für eine Veränderung da vorgegangen sei. So müsse mans anfangen und nicht anders. Im übrigen sei man ja gut bekannt mit den Gärtnersleuten auf Eckern; der Gärtner Pohl sei es ja, der im Winter die Villa Woytich

mit Gemüse aus seinen Glashäusern versorge; sie hätten eine fünfzehnjährige Tochter, die an beiden Beinen lahm sei; die sei der glücklichste Mensch, wenn man ihr Bücher oder alte illustrierte Zeitschriften bringe, und dergleichen Zeug habe ja das Fräulein massenhaft im Haus.

Am nächsten Tag schon kam die Kundschafterin Anastasia mit zwei wichtigen Nachrichten zurück. Die eine war die, daß die Baronin in die Stadt gereist sei; die andere, daß Fanny viel mit der lahmen Gärtnerstochter beisammen stecke. Sie war bereits bei Pohls gewesen und hatte die Familie für sich einzunehmen gewußt. Der Gärtner war eine Art Gelehrter in seinem Fach; er sprach mit Vorliebe über seine Rosenzucht, die auch in der ganzen Gegend berühmt war; mit Kunst und Mühe gewann er der kargen Erde die seltensten Entfaltungen ab, und da Anastasia ein außerordentliches Interesse für seine Wissenschaft bezeigte, erwies er ihr seinerseits alle Ehren, die einem Gast von Stande zukamen, und freute sich mit ihren täglichen Besuchen.

Und Anastasia ging an die Arbeit.

Wiederkehr und Wiederholung

Mit Befriedigung nahm Elisabeth wahr, daß Fanny nicht mehr das geringste Verlangen nach ihren einsamen Spaziergängen äußerte. Sie wußte freilich, daß sie der Baronin versprochen hatte, sich nicht allein vom Hause zu entfernen, und war ihrer Ehrenhaftigkeit sicher. Doch war ein neuer Anlaß zur Wachsamkeit vorhanden, seit die Woytich in Eckern gewesen war; hatte doch Kasimir behauptet, sie am Abend des großen Gewitters in der Nähe des Herrenhauses gesehen

zu haben. Elisabeth beschloß, auf der Hut zu sein, und nie ging sie mit Fanny ins Freie, ohne mit ihren kurzsichtigen Augen die Landschaft zu durchspähen.

Fanny machte sich anfangs über ihren ängstlichen Eifer lustig, wie sie selten die Gelegenheit versäumte, die komischen Schwächen ihrer Betreuerin melodisch zu belachen. Sie mußte sich immerfort wundern über diese großen Leute, die sogenannten Erwachsenen, die sich so steif bewegten, so viele ernsthafte Dinge sagten, sich über alles mögliche ärgerten, und was ihnen vor der Nase lag, nicht sahen. Sie wußte besser als Elisabeth, wohin man hätte schauen müssen, um sich in acht zu nehmen, und weil es ihr wie ein Betrug erschien, daß sie darüber schwieg, hörte sie auch auf, Elisabeth zu verspotten. Es nützt einem Kind nichts, gescheiter zu sein als die großen Leute; sie fühlen sich dann in ihrer Ehre gekränkt; man will sie aber nicht kränken, diese hilflosen und in manchem Betracht so überheblichen Wesen, und man will sie auch nicht beschämen.

Aber es gab noch andere Gründe, die Fanny zur Zurückhaltung bestimmten. Es geht nicht an zu schwatzen, wenn Drohungen an den Bruch des Schweigens geknüpft sind. Es wäre feig. Man muß es mit sich selbst abmachen; man hatte zu zeigen, daß man Verstand besaß und nicht gleich zu den Machthabern lief, um sich zu beschweren.

Der zweite Grund war der, daß sie die Abreise der Baronin schmerzte. Es war mehr ein dunkles Gefühl als ein Bewußtsein. Sie begriff natürlich: die Machthaber hatten unaufschiebbare Geschäfte; selten hatten sie Zeit; selten waren sie auf die wichtigen Dinge bedacht, immer nur auf solche, von denen sie sich in ihrer Verblendung einbildeten, daß sie wichtig seien. Nun, so mochten sie dafür bestraft werden und sehen, wo sie mit ihren Wichtigkeiten blieben.

Fanny nährte eine kleine wunde Rachsucht heimlich in ihrem Busen. Sie hatte sich so angeschlossen an die Frau; sie liebte es, wenn sie bei ihr sitzen konnte, und man sprach gefällig miteinander; sie sah gern in die großen Augen der Frau, sich dabei fragend, weshalb sie so traurig seien; sie legte gern ihre Hand in die weiche kühle Hand der Frau; es war, wie wenn man in ein wohliges Versteck flüchtet und plötzlich vor Verfolgungen geborgen ist; es war angenehm, der sanften, langsamen Stimme zu lauschen, angenehm, zu denken: Frau Baronin; fast als wäre es das zärtlichste Wort der Sprache. Warum ging also die Frau fort? Wäre man kindischer gewesen, als man glücklicherweise war, man hätte weinen können. Aber man wollte nicht weinen.

So ließ sie nichts von dem verlauten, was zwischen ihr und Anastasia geschah; sie verriet nicht einmal deren häufige Anwesenheit in der Gärtnerwohnung. Elisabeth fiel es nicht ein, Fannys Besuche bei Pohls zu beargwöhnen oder zu beeinträchtigen; die lahme Rosine war ein gutartiges und freundliches Geschöpf, auch der Baronin war sie lieb, und die Entfernung, die Fanny zurückzulegen hatte, betrug nur einige hundert Meter. Ungehindert konnte also Anastasia ihre Pläne verfolgen und ihr Netz auswerfen. Ein grobmaschiges Netz, ohne Zweifel; plump verfertigt, plump bedient; aber vielleicht wäre das geschickteste und feinste minder geeignet gewesen, gerade dieses Opfer zu umstricken. Stumpfe Werkzeuge erweisen sich oftmals brauchbar, wo schärfere Instrumente versagen würden.

Es war ein leichtes, das Kind beiseite zu ziehen. Die Pohl war in der Küche, der Gärtner bei seiner Arbeit. Es war ein leichtes, Fanny einzuschüchtern und sie glauben zu machen, daß ihre Verschwiegenheit von hoher Bedeutung sei. Es erregte Lust in Anastasia, wenn das Kind sie mit

bestürzten Augen groß anschaute und die Bewegungen des Innern sich verräterisch an Mund und Wangen meldeten. Es war eine Genugtuung, wenn Fanny wiederkam und wiederkam, magisch gezogen wie ein Tierchen, das die Hand betrachten muß, die nach ihm greift. Ganz in der Ordnung, daß sie ein wenig geduckt wird, sagte sich Anastasia, erfüllt von dem wesenlosen Neid der Kleinbürgerin; es geht ihr zu gut dahier; immer Hopsassa und Trallala; nicht notwendig, daß es ihr so gut geht.

Kunde von Ulrike, Kunde von Evelyn. Das war der Anfang. Die alte Ulrike grämt sich über den Undank, der ihr widerfahren, die arme Evelyn härmt sich wegen der treulosen Gespielin. Fanny hatte für dies letztere nur ein Achselzucken als Antwort; geriet sie auch in Unruhe über die Botschaft, so verachtete sie sie doch. Sie wußte wohl zu unterscheiden zwischen dem Märchen, in das man sich träumend selber hineinspinnt, und der Lüge, in deren Gebrauch diese großen Leute so wenig Scham und Zartsinn bewiesen.

Jedesmal verflocht sich die angenehm wehmütige Mahnung mit der schlimmen, zu Beginn zumindest. Ulrike und Evelyn, es war wie eines, obschon man sich fragen mußte, wie es kam, daß zwei solche Ungleichartigkeiten vergesellschaftet waren. Das hatte zur Folge, daß Evelyn in Fannys Achtung sank und in ihrem Herzen an Boden verlor, etwa wie jemand, der sich einer hinterlistigen Handlung schuldig gemacht hat. Sie wollte nicht mehr an die berückende Erscheinung denken, wenn sie nur in diesem Bündnis zu denken war. Das Bild umflorte sich und wurde trüb, sodaß der Geist es abwies, auch in müßiger Stunde, in träumender Stunde, und es begab sich dabei das Befremdliche, daß Fanny erst mit verfließender Zeit und im Zurückschauen zur Empfindung des schaurigen Unbehagens gelangte, die sie

in Ulrikes Nähe verspürt. Es war eine Abneigung, die sie sich nicht zugestanden und in angeborener Höflichkeit des Gemüts zu verhehlen bestrebt gewesen war. Erst jetzt überfröstelte es sie, wenn sie sich die Stunden in die Erinnerung rief, die sie mit Ulrike verbracht; erst jetzt stockte ihr der Atem, wenn sie sich der schnarrenden Stimme entsann, sich das Greinen und Raunzen, Blöken, Schmatzen und Tätscheln vorstellte, und die Heftigkeit des Tuns und Redens und das geheimnisvoll Einsame und Häßliche, das an ihr und um sie war. Je mehr die Gestalt Josephes mit ihrem innigsten Gefühl verschmolz, je eisiger wehte sie der Gedanke an die andre an, und sie ahnte dabei etwas vom feindlichen, ewigen Widerspiel der Elemente, dessen Schauplatz auch die Menschenwelt ist.

Nicht zu begreifen, warum nun diese kam, die sich Frau Gentili nannte, so schönklingend, und kein Ende fand mit Übermittlung, Gruß und Fragen. Und dabei blieb es nicht. Sie brachte Gaben von dort: Silbermünzen von Ulrike, alte römische Münzen und einen Mariatheresientaler; dann einen Ring von Evelyns wächserner Hand, in den ein Türkis gefaßt war und der etwas Trauriges für Fanny hatte wie alle sehr alten Dinge. Was sollte sie mit den Münzen und dem Ring? Anastasia gebot ihr, sie zu verstecken. Sie sagte, es erwachse Unheil daraus, wenn jemand von den Geschenken erführe. Es seien zauberische Gegenstände, versicherte sie, jedes sei ein Talisman, Schutz gegen schlechte Träume, gegen den bösen Blick, gegen Armut und Krankheit. Ulrike habe sie alle besprochen; Ulrike habe Macht über die Träume, über die Menschen, über das Schicksal. Fannys Blick umschleierte sich und Anastasia sah, daß sie verstanden hatte, Grauen zu erwecken.

Die fünfzehnjährige Rosine war in mancher Hinsicht wie ein sechsjähriges Kind. Wenn Fanny ihr ein paar farbige

Bänder brachte oder ein Schüsselchen selbstgepflückter Erdbeeren, war ihre Freude unbegrenzt. Die größte Freude bereitete ihr aber Fanny mit einer Schachtel voll bunter Steine, die sie noch aus Yverdon hatte. Sie schüttete sie auf der Decke ihres Lagers aus, ließ sie bedächtig durch die Finger gleiten, und das konnte sie stundenlang tun, auch während Fanny und Anastasia neben ihr saßen. Anastasia konnte dann mit Fanny reden, ohne daß das Mädchen nur hinhörte, und sie versäumte die Gelegenheit mitnichten. Fanny wünschte sich, daß sie eine Schwalbe wäre und durch das Fenster davonzufliegen vermöchte, in die Höhe, in die Bläue des Himmels. Sie mußte aber unbeweglich sitzen und lauschen; und sie mußte kommen, wenn Anastasia da war, denn blieb sie einmal aus, so wuchs die Vorstellung des Schreckens zum Schrecken selbst und Anastasias Raunen von einer gewissen unheimlichen Gewalt, mit welcher Ulrike ausgestattet sei, wurde Wirklichkeit und Gegenwart. Elisabeth fand nach und nach die häufigen Besuche im Gärtnerhaus auffällig und ermunterte Fanny zu Ausflügen. Wie gern hätte Fanny gewollt! Elisabeth sah nicht und verstand nicht Fannys bittend auf sie gerichteten Blick, in den immer dringlicher glänzenden Augen vermochte sie nicht zu lesen. Sie hatte während der Abwesenheit Josephes viel in der Wirtschaft zu tun und war gezwungen, das Kind einen Teil des Tages sich selbst zu überlassen. Sie spürte wohl dumpf, daß etwas mit Fanny geschah, bemerkte die Versunkenheit, die Gespanntheit, die Scheu, die Erregbarkeit, die mangelnde Eßlust; sie schob es auf die schwüle Hitze, dann wieder auf tagelang dauernden Regen, dann darauf, daß die Baronin fort war; sie hatte jetzt Einblick gewonnen, wie sehr das Kind an Josephe hing. Da die Woytich ganz aus dem Gesichtskreis gerückt und von ihr auch nicht weiter die Rede war,

glaubte sie von dieser nichts mehr befürchten zu müssen. Sie war eine sanguinische Natur und Erfahrungen überraschten sie stets, ohne daß sie fähig war, Nutzen aus ihnen zu ziehen. Fanny verwunderte sich über Elisabeths Unwissenheit und Ahnungslosigkeit. Auch dies gehörte zu den Rätseln in der Handlungsweise der Machthaber, daß sie immer jammerten, wenn etwas Schlimmes geschehen war, aber sich niemals befleißigten, ihm vorzubeugen und es beizeiten zu erkennen. Sie wunderte sich, daß die Baronin so lange ausblieb, und begann an ihrer Zuneigung zu zweifeln, in der sie sich so geschützt erschienen war. Dadurch fühlte sie sich gelähmt in ihrem Innern, sonst hätte sie sich vielleicht hingesetzt und an die Baronin geschrieben: wenn du mich ein wenig lieb hast, Frau Baronin, so komm bald. Sie erwog es bisweilen in der Stille der Schlafensstunde, aber einmal dünkte ihr ein solcher Schritt zu verwegen, und dann, von Tag zu Tag mehr umstellt, verlor sie im Dunkeln auch diesen Weg.

Von ihrem bösen Instinkt geleitet, der unter dem Druck der Umstände eine hellseherische Kraft erlangte, begann Anastasia eines Tages mit Fanny auf einmal von ihrer Mutter zu sprechen. Das Kind zuckte zusammen wie bei einem Stich in den Rücken. Da wußte Anastasia, daß sie auf der richtigen Fährte war, und alsbald erdichtete sie ein geheimes Einverständnis zwischen Ulrike und Fannys Mutter. Um ihre Geschichte ungestörter entwickeln zu können, zog sie das Kind in die Ofenecke; sie mußte einige Zeit warten, da Frau Pohl kam und sich im Zimmer zu schaffen machte; währenddem ließ Fanny, die bis an den Hals erbleicht war, kein Auge von ihr.

Die Mutter! Wehes Wissen um Niedriges, Würdeloses, Schamloses; nie hatte sie anderes von ihr erfahren als

verächtliche Gleichgültigkeit, nörgelnden Tadel, ungerechten Vorwurf, gehässigen Schimpf. Man war ihr im Wege gewesen, man hatte Geld gekostet, Erwartungen, die nur höhnisch angedeutet wurden, nicht gerechtfertigt, man hatte sich als Gegenstand ewigen Zankes und Verdrusses zwischen ihr und dem Vater gefühlt, für den ein Funke schmerzlicher Liebe in ihrer Brust glomm; durch sie war man ausgestoßen worden aus dem Kreis der Obsorge, durch sie verwunschen und verwünscht. Erst seit Fanny in den lichteren Bezirk getreten war, wußte sie es mit Sicherheit; vorher hatte sie sich mit allen Kräften ihrer lichten Natur bloß aufgebäumt dagegen. Sie erinnerte sich des sonderbaren Fröhlichkeitstaumels an jenem Abend, als Elisabeth gekommen war, sie aus der verlassenen Wohnung zu holen. Die Mutter fort! Also die Strafe fort, die Mißbilligung fort, die Schmähung fort, die Kränkung fort, die Finsternis fort. Es hatte wehgetan, mitten im wilden Toben noch, aber es war zugleich, als spürte sie sich selbst nicht mehr, so leicht war ihr ums Herz. Dies geheime Fürchten und Leiden ließ einen verborgenen Kern von Melancholie nie ganz hinschmelzen, wie golden auch die Bahn des Lebens sich breitete.

Anastasia berichtete: wie Fanny ja nun zur Genüge bemerkt habe, herrsche zwischen der Baronin und Ulrike ein uralter Haß. Ein ebenso alter und ebenso unversöhnlicher Haß bestehe zwischen der Baronin und Fannys Mutter. Darüber mehr zu verraten, sei ihr nicht möglich; es habe seine Ursachen, eines Tages werde Fanny sie kennen und verstehen lernen. Als nun Fanny in das Haus der Baronin gekommen und Ulrike es erfahren, habe sie es Fannys Mutter mitgeteilt, deren Aufenthalt ihr bekannt gewesen, wie ihr alles bekannt sei, wovon die meisten Menschen nichts wüßten. Die Mutter sei in hellen Zorn geraten, sei sofort nach Wien

zurückgekehrt, um Fanny aus dem Melanderischen Haus zu holen, und habe dann, als sie sie nicht mehr vorgefunden, der Baronin einen bösen Brief geschrieben und verlangt, Fanny solle auf der Stelle zur Ulrike gebracht werden, auf die halte sie große Stücke und außerdem wünsche sie, Fanny bei sich zu haben. Darauf sei die Baronin gleich nach Wien gefahren, um mit Fannys Mutter gütlich zu reden, und dies sei der wahre Grund ihrer Reise. (Hier seufzte Fanny tief auf; es war eine Gloriole um die Baronin, und sie leistete ihr im stillen Abbitte wegen ihrer Zweifel und ihres Grolls.) Die Anstifterin der ganzen Sache sei Ulrike und nur Ulrike, schloß Anastasia düster nickend ihre Erzählung, denn sie habe kein anderes Ziel im Auge, als daß die Baronin ihr Fanny überlassen müsse.

„Warum denn? warum denn?" hauchte Fanny.

„Was fragst du da?" erwiderte Anastasia kichernd, „mußt es doch wissen, du Thaddädl; weil sie dich halt liebhat."

Dieses Wort, liebhaben, in solchem Zusammenhang, und das Kichern dazu; es wurde Fanny ganz kalt am Leibe. Sie sann und sann, und ahnungsvolle Angst umgitterte ihr Herz. Gegen Abend schlich sie in einen abgelegenen Teil des Parks und vergrub die Münzen und Evelyns Ring so tief in den Boden, wie sie hineingelangen konnte. Als sie fertig war, warf sie die kleine Schaufel weg, die sie mitgenommen hatte, verschränkte die Hände im Nacken, sah mit begierdevollen Blicken auf den Gipfel im Westen, der ihre Phantasie schon so lange entzündet hatte, und sagte aus tiefer Brust: „O Berg! o Berg!"

Inzwischen war Ulrike immer ungeduldiger geworden, und mit einer Wut, die etwas Irres hatte, forderte sie von Anastasia, daß deren Bemühungen und Laufereien endlich ein Ergebnis zeitigten. Sie müsse das Menschlein sehen, müsse

mit ihm reden, das daure ihr zu lang, für so viel Umstände habe sie nicht Zeit, dafür gebe sie nicht einmal einen Löffelstiel, geschweige denn ein ganzes Silberservice. Jeden Tag müsse sie das Menschlein sehen, einmal wenigstens jeden Tag, sie habe ein Anrecht darauf, ein natürliches Anrecht sogar. Sie wolle es dieser hölzern-stolzen Josephe schon eintränken, wer die Woytich sei, falls sie es vergessen haben sollte, und wer sie einst gewesen sei, falls sie nicht die Gewogenheit haben sollte, sich zu erinnern. Sie möge sich nur erinnern, daß der selige Freiherr, wie er als verhungertes Studentlein nach Wien gekommen, ihr Liebhaber gewesen, ihre Kreatur gewesen, und wenn er irgendwem seine Freiherrnschaft und sein Geld und sein Ansehn zu verdanken gehabt, so sei das sie, sie, sie, Ulrike Woytich, und niemand sonst auf der Welt.

So schäumte sie und hatte alle Gewalt über sich verloren. Kalt und entschlossen sagte Anastasia, wenn sie ihr das versprochene Silber heute noch gebe, werde sie sie morgen mit der Fanny zusammenbringen, und zwar werde sie es in der Weise einrichten, daß sie Fanny unter dem Vorwand, sie habe ihr eine wichtige Neuigkeit mitzuteilen, in das gute Zimmer der Pohls locken werde; Ulrike solle schon vorher am Haus sein, und wenn Anastasia zum Fenster trete und an die Scheibe klopfe, sei das ein Zeichen, daß Ulrike hereinkommen solle. Ulrike erkundigte sich aufgeregt, ob das Menschlein auf jeden Fall zugegen sein werde; Anastasia antwortete, da sei kein Zweifel möglich, und sie durfte ja auch ihrer Sache gewiß sein, denn für das in die äußerste Bangigkeit versetzte Kind gab es kein Entrinnen mehr. Fanny wollte hören, immer Neues hören, selbst wenn ihr dabei das Herz verging.

Die Schwestern verhandelten noch eine Weile und schließlich mußte Ulrike in die Forderung willigen; unter vielem Stöhnen und Seufzen und nach letzten Versuchen, eine Frist

zu gewinnen, schleppte sie das schwere Behältnis herbei und öffnete es. Anastasia war von dem strahlenden Anblick geblendet; in ihrer überschwenglichen Freude küßte sie der finster starrenden Ulrike die Hand und brachte den Schatz sogleich in Sicherheit.

Fanny träumte in dieser Nacht von Spinnen. Unzählige gelbe Spinnen waren in einen Knäuel verbissen, und sie wußte mit Trauer und Ekel, daß es der Haß war, der das greuliche Unwesen hervorrief. Haß: das Wort hatte einen furchtbaren Sinn erhalten, seit Anastasia es ausgesprochen, ja es war seitdem erst vorhanden. Menschen haßten einander: unbegreiflich! dann war es ja viel schwerer zu leben, als sie geglaubt; was konnte es fruchten, daß man bisweilen glücklich war, wenn es Haß gab? Im Verfolg des Traumes erschienen zwei Gestalten in beständigem Wechsel, zwei, die eins waren: die Mutter; aber sie hatte Ulrikes Gesicht; Ulrike; aber sie hatte das Gesicht der Mutter. Alles war vertauscht, fern und nah, außen und innen, Gehorsam und Trotz, Erinnerung und Ahnung, Welt und Gefühl von ihr, alles war ineinandergewühlt wie die gelben Spinnen.

Als Elisabeth am Morgen mit der Schokolade an Fannys Bett trat, stutzte sie und fragte, ob ihr etwas fehle. Die morgendliche perlende Heiterkeit des Kindes, die sie so oft entzückt hatte, war einem müden Sinnen gewichen. Die Augen waren umrändert. Fanny sagte, ihr fehle nichts. Sie erhob sich, wusch sich, kleidete sich an; draußen leuchtete die Sonne, der Hahn krähte, die Amsel rief sehnsüchtig, die Linde duftete, in der Natur war etwas gelassen Festliches, aber es war weit weg für Fanny, sie konnte es nicht sehen und spüren. Sie berührte das Frühstück kaum, auch mittags nippte sie nur von den Speisen, Elisabeth beobachtete sie mit Sorge und fragte wieder und wieder. Nach Tisch stand

sie lange am Brunnentrog vor der Remise und schaute den gefangenen Forellen zu, die schwer und dumm in dem Bottich durcheinanderschwammen. Dann ging sie ins Gärtnerhaus, von ihrer unbesieglichen Unruhe getrieben, von ihrem Traum befehligt, vom Wachen gewarnt, zwischen quälender Neugier und quälender Abwehr schwankend.

An der Rückseite des Pohlschen Hauses, durch eine Johannisbeerhecke gegen Blicke geschützt, ging Ulrike auf und ab wie ein Soldat auf Posten. Die Kopfbedeckung war auf den Scheitel zurückgeglitten; es war die mit der Hahnenfeder; die Haare flatterten im leichten Wind struppig um das leidenschaftlich-verwühlte Gesicht, die Hände griffen an ihrer Gewandung herab, bald da-, bald dorthin. Sie wartete schon ziemlich lange; schon zweifelte sie mit Wut, ob man die Verabredung halten werde, und grübelte fieberhaft darüber nach, was sie tun, was sie sagen sollte, wenn sie vor dem Kinde stand. Das anfänglich Beabsichtigte und nach allen Richtungen Erwogene hielt nicht Stich; den Betrug aufdecken, die unlauteren Machenschaften der Josephe entschleiern, das ging nicht an, das war zweischneidig; denn erfuhr das Kind, daß die Baronin seine Großmutter war, so entstand die Gefahr, daß eine Bindung und Verpflichtung sich erst geltend machte, die man bis zur Stunde von Fanny aus nicht zu fürchten gebraucht. Am besten, nichts zu denken und nichts zu überlegen und sich dem Augenblick anzuvertrauen. Im Grunde war es so, daß Ulrike durchaus nicht wußte, was zu geschehen hatte, was aus diesem von ihr mit einer Art von Raserei herbeigewünschten Beisammensein erfolgen sollte und warum sie es herbeigewünscht hatte. Trieb; unbekannt wohin gerichteter, brodelnder, lichtloser Trieb.

Da wurde ans Fenster gepocht. Sie ging durch den engen Flur, Anastasia schob sie über eine Schwelle und verschwand.

Vor ihr stand Fanny, starrte sie mit aufgerissenen Augen an und zitterte wie Espenlaub. Die goldenen Haare hingen rings um Haupt und Schultern bis auf die Hüften herab, und die stumme Bestürzung gab dem Gesicht einen so edelhilflosen Ausdruck, daß Ulrike ein Schwindelgefühl verspürte und zum erstenmal gleichsam feurig-erschreckt die wahre Beschaffenheit von dem erahnte, was in ihr vorging und wovon sie erfüllt war. „Na grüß Gott, du Krispingerl, grüß Gott!" rief sie mit heiserer Stimme und breitete die Arme aus; „ist das die Manier, wie man eine gute alte Freundin traktiert? Heimliche Zusammenkünfte muß man mit dir Narrenfrack veranstalten, damit man dich nur zu sehen kriegt? schämst du dich nicht, du Racker, du elendiger? gleich kommst her und gibst mir einen Kuß! Na, wirds bald? wirds bald?"

Fanny rührte sich nicht. Und es geschah das Grausige, daß Ulrike Woytich, siebenundsechzig Jahre alt geworden, ohne je geweint zu haben, in Tränen ausbrach. Die Tränen flossen aus ihren Jet-Augen über die braunen, verrunzelten Wangen, und unartikulierte Laute im Mund würgend, taumelte sie auf Fanny zu, schloß sie in die Arme wie in einen Schraubstock, und als sie den zarten jungen Körper umfaßte, all diesen leibgewordenen Duft und Glanz, kam eine Besessenheit über sie, die wie Mordlust war, ein Zärtlichkeitsrausch, der an Wahnsinn grenzte. Sie fiel auf die Knie, strich mit den Händen ungezählte Male über das golden-seidene Haar, fletschte die Lippen und stammelte, bettelte, fluchte, und der Speichel rann aus den Mundwinkeln, und in ihrer Brust schrie es unaufhörlich: haben! haben! haben! dieses Grundwort ihrer Sprache, ihres Daseins, das sie nun in ihrer Tobsucht und Erbitterung ahnungsvoll auf den Gipfel seines Sinnes trieb.

Es gab nichts, in keinem Angst-Traum, in keiner nächtigen Phantasie an der Wende des Bewußtseins, das an Fannys

Entsetzen auch nur hingereicht hätte. Zuerst faltete sie beschwörend und abwehrend die Hände. Dann wimmerte sie leise und suchte sich der Umschlingung zu entziehen. Alles, von dem erschreckenden Weinen der Frau angefangen bis zu der Körpernähe; der Tabak- und Modergeruch ihres Kleids, der heiße, unreine Atem, die verzerrten Züge, die unverständlichen, drohenden, geifernden, kosenden Worte, alles war so schauerlich, daß ihr die Seele erstarb und eine gelblich gefleckte Schwärze um sie war, als sie die Augen zumachte. Wie in einem offenbarenden Blitz begriff sie, daß die Geschichte mit der Mutter eine Lügengeschichte war; aber dann war das Leibhafte, Schall und Bild und Ertastetes und Ertastetwerden um so höllisch-gräßlicher. Sie schrie nicht, sie erlag; es kam ein fiebriges Verlangen über sie, an die Oberfläche zu kommen: als ob sie unter Wasser sei. Dies verzehnfachte ihre Kraft; sie entwand sich mit einem Aufseufzen des ganzen Körpers, weiß im Gesicht wie mit Kreide überstrichen. Und während Ulrike noch auf dem Boden kniete und plappernd vor sich hinsagte: „Ich hab Schmuck für dich, Edelsteine hab ich für dich, hab sie dir mitgebracht, wart doch nur, in meiner Tasche sind sie, hör doch zu, Grasaffe, deine Milliönchen will ich dir retten, bleib doch da, bleib doch da ..." war Fanny schon in jagender, flammender Eile aus dem Zimmer entflohen.

Sie lief, lief, lief. Das Entsetzen trug sie wie Sturm. Gegen den Wald rennend wie ein Reh, sah sie Bauern auf der Wiese mähen. Sie wechselte im Lauf die Richtung. Da tauchten Touristen auf, und sie kehrte um. Nach einer Zeit sah sie das Eckernhaus dicht vor sich. Sie war im Kreis gelaufen. Ohne bemerkt zu werden, huschte sie ins Tor, die Stiege hinan, auf den Dachboden. Sie warf sich auf einen Strohsack im Winkel, mit dem Gesicht nach unten. Das

rasende Herz erstickte sie beinahe mit seinem Pochen. Der Luftraum heulte mit der Stimme der Alten, die Gewänder an der Haut fühlten sich an wie feuchte Spinnweben, die Lider brannten, die Schultern preßten sich eng, als stäke man in einer Tonne, alles zitterte und bebte an ihr und in ihr und kalte kurze Schauer zuckten über den Nacken. Gestern noch, vor einer Stunde noch, was für ein liebenswertes Leben war es gewesen, trotz allem noch gesättigt mit heimlichen Freuden und mancherlei guten Erwartungen; nun wars anders, und die Welt lag da wie ein toter Fisch. Das Entsetzen wollte nicht mehr vergehn, die Scham nicht weichen, messerscharf bohrte es in der Brust, jeder Gedanke war Abscheu und Angst. Sie schluchzte in das Stroh hinein, das Schluchzen verfuhr mit ihrem kleinen Körper wie mit einem Gummiball; sie biß in ihr Haar, sie sehnte sich mit aller Macht ihrer Seele nach einem nie mehr auffindbaren Versteck, der Kummer, den sie empfand, trug Menschen und Tiere, Traum und Spiel von ihr weg und ließ sie zurück in vollkommener Einsamkeit und in Schuld und im Gefühl des Vergewaltigtseins und in unaussprechlicher Furcht.

Die Strohhalme, die aus dem groben Stoff ragten, stachen sie, und sie legte sich auf den Rücken. Lange Zeit lag sie so und rührte sich nicht, da fiel ihr Blick durch das Dachfenster am Ende des Raums gerade auf den Berg, ihren Berg, der im Sonnenglast zum Himmel wuchs und wie das bärtige Gesicht eines Greises von erhabener Schönheit und göttlich-ungeheurer Form anzusehen war. Ihr Auge blieb dort haften, und der Aufruhr im Innern milderte sich. Sie dachte sich aus, daß der Berg sie gnädig und leutselig aufnehmen würde, wenn es keinen andern Weg mehr für sie gab; daß sie nur zu ihm gehen und ihm ihr Herzleid zu klagen brauchte, und er würde ihr eine seiner verborgenen Wunderhöhlen öffnen, darin

konnte sie verzaubert leben, prinzessinnenhaft, um zu den Menschen erst dann wieder zurückzukehren, wenn das Entsetzliche nicht mehr zu fürchten war, wer weiß, in wie viel hundert Jahren. Bis auf seinen obersten Grat wollte sie steigen, dem geheimnisvollen Geist zunächst, der ihn bewohnte, da war man in Sicherheit. Und so durchdrungen war sie von der freundlichen Gesinnung des Berges, daß ihr Gemüt sofort eines Teils seiner Last entledigt war, obschon die Vorstellung traurig machte, daß sie von der Baronin würde scheiden müssen.

Auf einmal hörte sie leise Musik, herrliche Töne, die vom Hause unten zu ihr drangen. Sie richtete sich empor und lauschte. Die Klänge wurden immer schöner, immer süßer. Auf Zehen schritt sie zur Bodentür, da vernahm sie es stärker. Von einer seltsamen frommen Neugier unwiderstehlich gezogen, ging sie Stufe um Stufe hinab, den Flur entlang, blieb an Valerians Türe stehen, lauschte trunken, mit einem trunkenen Cherubslächeln, denn dergleichen hatte sie nie gehört, öffnete die Tür wie bewußtlos, trat ein, schloß die Tür ohne Laut und verharrte still, mit dem trunkenen Lächeln auf den Lippen.

Valerian hatte ihr den Rücken zugekehrt. Die Fenster waren geschlossen, die Rolläden der Hitze wegen herabgelassen, so herrschte eine etwas dumpfe Nachmittagsdämmerung in dem Raum. Auf dem Teppich war eine riesige Himmelskarte ausgebreitet, daneben waren Bücher gestapelt, und auf der Karte lag ein Zirkel und ein Winkelmaß. Bei einer Drehung des Kopfes gewahrte Valerian das Kind an der Tür und brach das Spiel jäh ab. Den Bogen in der Rechten sinken lassend, die Geige in der Linken, ging er auf Fanny zu und schaute sie finster an. „Wer hat Ihnen erlaubt, hier einzudringen, mein Fräulein Fanny?" fragte er

streng. Und mißbilligend fügte er hinzu: „Sie sehen übrigens zerzaust genug aus. Wo haben Sie denn gesteckt? Und verweint, mir scheint gar, verweint. Weshalb denn verweint?"

Fanny senkte beschämt den Kopf und schwieg. Wenn er doch wieder spielen wollte, dachte sie innerlich mit einer Inbrunst, als hinge alles künftige Glück davon ab, daß der Wunsch sich erfüllte: wenn er doch wieder spielen wollte!

Aber de Groot legte das Instrument auf den Tisch, pfiff leise vor sich hin und kauerte sich auf den Teppich nieder. „Es besteht freilich vieler Grund zum Weinen," sagte er, indem er den Zirkel nahm und die Nadel auf einen Punkt der Karte spießte, „vieler und ausreichender Grund. Aber sehen Sie, mein Kind, dahier ist eine Welt," er deutete auf die Karte, „bei deren Erforschung der Mensch zu wohltätigem Staunen hingerissen wird, und Staunen, merken Sie sich das, Staunen ist ein Allheilmittel. Zwei Dinge gibt es, die uns vor der Verzweiflung bewahren: den Sternenhimmel und die Kunst."

Seine skurrile Redeweise rief in Fanny lediglich Unruhe hervor. Sie verstand nicht, was er sagte. Sie wußte nicht, daß er, zornig über die Störung und Belauschung, seinen Ärger in gravitätisch-gallige Wendungen kleidete, nicht milder gestimmt dadurch, daß ein Kind die Schuldige war. Und Fanny dachte mit gleicher Inbrunst: lieber Gott, mache, daß er wieder spielt, das soll dann ein Zeichen für mich sein, daß alles wieder gut wird.

„Kommen Sie her, Fanny", befahl Valerian. Sie trat gehorsam an den Rand der Karte wie an das Ufer eines blauen Sees. „Da ist ein Sternbild: die Lyra," sagte er; „und da ist ein Sternbild: Cygnus, der Schwan. Nachbarn, wie Sie sehen. Und wenn sie Arm in Arm über das Firmament wandelten, die beiden, das Funkeln in den Augen des

Schwans und das Blitzen in den Saiten der Lyra ist durch eine Millionenkette von Jahren voneinander geschieden. Die Sonnen da und die Sonnen dort sind keine Brudersonnen, der Ruf und Strahl von einem zum andern stirbt in der Eisnacht der Unendlichkeit. Verstanden? Nein? Schade. Sehen Sie mich hier liegen? Ich bedecke den ganzen Himmel von der Virgo bis zur Andromeda und zu den Fischen. Ein Wurm breitet sich über das Universum und glaubt es zu besitzen." Er lachte dröhnend und schüttelte die Mähne.

Fanny blickte ihn flehentlich an, und sie beugte sogar ihre Knie ein wenig, als sie mit leiser Stimme sagte: „Bitte, bitte, spiel doch noch etwas auf deiner Geige, bitte, bitte."

Er erhob sich, plötzlich ernst geworden, sah Fanny verwundert an, und als er antworten wollte, wurde an die Tür geklopft. Elisabeth öffnete und stürzte mit einem Aufschrei zu Fanny. „Da bist du ja, da bist du ja, Gott sei Dank!" rief sie mit einer ihr sonst fremden Exaltation; „seit drei Stunden bin ich in der schrecklichsten Angst." Fanny stand mit gesenktem Kopf. Valerian räusperte sich, und seine peinlich berührte Miene gewahrend, bat ihn Elisabeth mit zahllosen verwirrten Worten um Entschuldigung. Dann wandte sie sich wieder Fanny zu, um sie auszufragen, dann abermals de Groot, um zu erzählen, was sie erlebt.

Gegen fünf Uhr war sie zu Pohls gegangen, weil sie Fanny abholen und mit ihr einen Wagen für die Frau Baronin bestellen wollte; die Frau Baronin habe nachmittags telephoniert, daß sie um neun Uhr ankommen werde. Fanny sei nicht bei Pohls gewesen. Der Gärtner, der eben Kaffee trank, sagte ganz harmlos, sie sei wahrscheinlich mit dem Fräulein Woytich fortgegangen. Was, ums Himmelswillen, das Fräulein Woytich hier bei euch? hatte Elisabeth ausgerufen. Der Gärtner wunderte sich über ihre Aufregung

und bestätigte, daß er die Woytich kurz vor vier Uhr draußen gesehen und sich gedacht habe, sie warte auf ihre Schwester. Bei dieser Gelegenheit erfuhr also Elisabeth zu ihrem Kummer und Schrecken von Anastasias regelmäßigen Besuchen. Sie überschüttete das Ehepaar mit Vorwürfen, vermochte ihnen aber nichts zu erklären und ließ die Leute fassungslos zurück, um Fanny zu suchen. Sie irrte auf dem Gut herum, dann rief sie im Haus nach ihr, eilte durch sämtliche Zimmer und entschloß sich endlich in ihrer Angst, ins Ried zu laufen. Es war halb sieben, als sie dort ankam. Unten im Garten war Frau Gentili beschäftigt, ein Beet umzugraben. Elisabeth, dem Umsinken nah, fragt nach Fanny. Anastasia, schnippisch, doch sichtbar voll schlechten Gewissens, erwidert, hier sei keine Fanny. Auf einmal wird oben ein Fenster aufgerissen, der Kopf der Woytich erscheint, und in der Hand schwenkt sie ein Stück Papier. Sie ist nicht fähig, einen Laut aus der Kehle zu würgen. Man sieht ihr an, daß sie alle Besinnung verloren hat. Elisabeth sagt sich, es muß eine Depesche sein; der Telegraphenbote ist zugleich mit ihr selbst in die Villa gegangen. Da schreit auch schon die Woytich mit einer Stimme, als wolle sie Tote aufwecken: Dein Philipp hat sich umgebracht! Anastasia läßt die Schaufel aus der Hand fallen und ist versteinert. Elisabeth steht da und weiß nicht, was beginnen. Nach einer Weile läuft die Magd aus dem Haus und ruft Anastasia zu: „Das Fräulein Ulrike fährt heut Nacht noch nach Wien, und Sie fahren doch natürlich mit. Also machen Sie schnell. Hab mirs immer gedacht, daß es mit dem Philipp kein gutes Ende nimmt. Da haben wir die Bescherung." Frau Gentili wankt ins Haus, Elisabeth wendet sich an die Magd und beschwört sie, ihr zu sagen, ob sie nichts von Fanny wisse, ob Fanny vielleicht oben sei. Die Person zuckt die Achseln und entgegnet barsch, während

vom Zimmer ein unheimliches Geheul herunterdringt, das fehle ihr noch; wenn die, sie gebrauchte einen rohen Ausdruck, sich noch länger dahier mausig gemacht hätte, wärs ihr übel ergangen; mit fremder Leute Kinder wolle man nichts zu tun haben, und eigene besitze man glücklicherweise nicht. Da war Elisabeth verzweifelt zurückgekehrt. „Wie ich herübergekommen bin, das weiß ich nicht," schloß sie und drückte Fanny in die Arme, „und da Herrn de Groots Zimmer das einzige war, wo ich nicht nachgeschaut, hab ichs gewagt, anzuklopfen."

Die ganze Zeit über hatte Valerian nicht seine Blicke von Fanny abzuwenden vermocht. Er konnte sich nicht Rechenschaft darüber geben, was ihn an dem Gesicht faszinierte. Selten hatte er Bewegungen des Gemüts so wundersam beredt sich auf einem Antlitz spiegeln gesehen. Bei der Erzählung von den Worten der Magd: „Das Fräulein Ulrike fährt heut Nacht noch nach Wien" ging ein Leuchten von Glück über ihre Züge, das ihn ergriff wie eine bezwingende Melodie. Es war eine vollkommene Verwandlung in dem Gesicht; das rätselhafte Widerspiel zwischen der Kunde von einem jähen Tod und dieser seltsam unschuldigen Freude gab ihm zu denken, ohne daß er gerade Lust verspürte, sich durch Fragen Aufschluß zu verschaffen; das war nicht seine Art.

Beim Abendessen berichtete Elisabeth noch eine Menge Einzelheiten über ihr Abenteuer, und ihre Geschwätzigkeit ermüdete de Groot. Namentlich über das Wesen und Betragen der Magd verbreitete sie sich ausführlich und sagte, ein so böses Weib sei ihr noch nie vor Augen gekommen, sie habe sich gefürchtet wie vor einer richtigen Hexe.

„Ich denke, da schießen Sie wohl weit übers Ziel," bemerkte Exzellenz Herbst, „die meisten sogenannten bösen Menschen sind nur dumm, ganz einfach dumm."

De Groot sagte: „Wenn das ein Milderungsgrund sein soll, so ist es ein vernichtender, Exzellenz. Immerhin sprechen Sie von einer Majestät. Ehrfurcht, Ehrfurcht! Platz für Ihre Majestät, die Dummheit, mächtigste aller Potentaten! Gegen diese Herrscherin hat noch niemand einen Krieg gewonnen, die hält uns alle in Knechtschaft und Steuer, und sie kümmert sich den Teufel drum, ob wir da Musik machen oder die Bahn eines Kometen errechnen oder die Tiefen des Ozeans erforschen oder die Brüder Karamasow schreiben; sie zerquetscht uns wie Fliegen, wenn wir zu lästig werden mit diesen Sachen und grinst ruppig, wenn wirs uns sauer werden lassen, sofern sie überhaupt von uns Notiz nimmt, was schon eine Besonderheit ist. Ihr Wohl, Exzellenz, Ihr Wohl, mein Fräulein Fanny." Er erhob sein Glas.

Nach beendeter Mahlzeit bot er Fanny ritterlich den Arm und verließ mit ihr das Zimmer. Sie lachte froh zu ihm empor. Sie sah sehr vornehm aus in ihrem zitronengelben Musselinkleidchen, das den stengelzarten Hals frei ließ, und bewegte sich mit sanftem Anstand. Es schien Valerian, daß sie in der letzten Zeit sanfter geworden sei.

Sie gingen auf der kiesbestreuten Terrasse vor dem Haus auf und ab. An einem metallenen Ständer brannte eine elektrische Lampe. Es war einer jener Tage gewesen voll schwül drohenden Ansichhaltens der Natur, das im Flug der Vögel wie in der Form der Wolken sich verkündet und zu Entladungen zu drängen scheint wie die Gase in einem überhitzten Kessel. In der Tat berichteten die Salinenarbeiter, die vom Berg kamen, Fannys Berg, daß der ganze Südgipfel des Massivs in den Nachmittagsstunden zusammengebrochen sei und sich als unübersehbare Steinlawine das Tal hinunter gegen den Fluß Bahn geschaffen habe, Wälder wie Grashalme knickend und unter sich begrabend. Die

Leute sagten, die Erscheinung habe ihre Ursache vielleicht darin, daß während der letzten Regengüsse die alten römischen Stollen im Innern des Berges eingestürzt seien und so das darauf ruhende Felsengeschiebe seiner Stützen beraubt habe.

Dieser Vorgang war auch die Ursache des dumpfen Rollens, das Valerian und Fanny von Zeit zu Zeit aus der Ferne vernahmen, und das ganz anders wie Donner klang. Denn der Berg war noch nicht zur Ruhe gekommen. Mehrmals blieben sie stehen und lauschten. Valerian, nach den ersten aufschimmernden Sternen blickend, meinte, der Himmel umzöge sich, und die übergroße Stille unten deute auf heftige Strömungen oben. Plötzlich gab Fanny einen leisen Schmerzensruf von sich; Valerian fragte, was ihr sei, da lachte sie vor sich hin und antwortete: „Mein Schatten hat sich am Baum gestoßen." De Groot legte beide Hände auf ihre Schultern und schaute sie erstaunt an, ohne etwas zu sagen. Und da ihre Augen wieder jenen flehentlichen Strahl zu ihm sandten, jenes dringliche Bitten, das mißzuverstehen ihm unmöglich war, schüttelte er den Kopf wie jemand, der ungern nachgibt, aber keinen andern Weg sieht als nachzugeben. Er führte sie hinauf in sein Arbeitszimmer, hieß sie sich still in eine Ecke setzen, nahm Geige und Bogen aus dem Kasten und fing in der Dunkelheit zu spielen an.

Fanny, das Kinn auf der Brust, die Hände im Schoß, war zum Bilde geworden; lautlos saß sie da, ein lichter Fleck im dunkeln Raum. Jetzt muß alles wieder gut werden, dachte sie beseligt.

Draußen im Korridor hatten sich sämtliche Bewohner des Hauses versammelt. Auch Josephe, die eben aus dem Wagen gestiegen war, stand trotz ihrer Müdigkeit mitten unter ihnen und hörte zu.

Und wie er vor einem Menschenalter als Kind einem Greis vorgespielt, so spielte er jetzt als alternder Mann einem Kinde vor. Die Wiederkehr stand vielleicht in den Sternen geschrieben, darum hatte er sich gefügt.

Das vergebliche Opfer

Ulrike und Anastasia fuhren in der dritten Klasse des Personenzugs, eng gedrängt wie Sardinen in der Büchse. Touristen, Bauern, Arbeiter, Nahrungsmittelsuchende, die auf dem Lande Butter, Eier, Fett und Mehl gekauft oder eingetauscht hatten und nun mit gefüllten Rucksäcken in die Stadt zurückkehrten, saßen bei der trüben Beleuchtung einer winzigen Öllampe zwischen, unter und über Koffern, Ballen, Kannen, Mänteln, Stöcken und Schirmen lachend, streitend, rauchend, singend, politisierend, erzählend dicht beieinander. Erst um Mitternacht trat einige Ruhe ein, und Köpfe sanken schlaftrunken auf die Schultern von Nebenmännern, von allen Seiten und in allen Tonlagen erklangen Schnarchlaute, während der Zug von Station zu Station rumpelte.

Die Schwestern saßen an einem Fenster einander gegenüber. Sie hatten noch kein Wort gewechselt. Beider Gesichter waren fahl, mumienhaft ausgedörrt das von Anastasia, in krampfhaft niedergehaltener Angst erstarrt das von Ulrike. Anastasia war bestrebt, die Haltung einer Dame zu bewahren; in gewissen Zeitabständen murmelte sie das Vaterunser vor sich hin. Ulrike, wenn überhaupt eine Bewegung in ihre Züge kam, mahlte mit dem Unterkiefer wie eine wiederkäuende Kuh.

Nicht einen Augenblick verringerte sich die Angst. Brennend vor Ungeduld, sich bäumend unter dem Druck der Ungewißheit,

verfluchte sie innerlich die Langsamkeit des Zugs und wünschte den Beamten, den Schaffnern, der Verwaltung, den Aus- und Einsteigenden einen qualvollen Tod, so qualvoll, wie diese Nacht und die Erwartung des Tages für sie war.

Sie hatte nichts erfahren als Philipp Gentilis Selbstmord. Nichts als diese Tatsache hatte die Depesche enthalten. Was an Fürchterlichem dahinter lauerte, sollte erst noch kommen. Aber vielleicht hatte es kein Unglück weiter gegeben, vielleicht hatte sich der Einfaltspinsel wegen irgendeiner Liebelei erschossen. Vielleicht hatte er sich überarbeitet, die Nerven hatten ihn verlassen, der Lebensekel hatte ihn gepackt; die jungen Leute heutzutage pflegten kurzen Prozeß zu machen, sie hingen nicht eben hartnäckig an der ganzen Herrlichkeit. Das alles war denkbar; jedes einzelne stand zu hoffen; man würde zu seiner Beerdigung gehen, einen hübschen Grabstein mit einer pietätvollen Inschrift für ihn beschaffen, etwa so: Philipp Gentili, geliebt von seinen Freunden, geachtet von der Welt. Das hatte sie einmal auf einem Kirchhof in Turin gelesen; es hatte ihr recht gut gefallen.

Aber warum hatten alle diese harmlosen Möglichkeiten etwas so Unglaubwürdiges, so höhnisch Unglaubwürdiges an sich? Im Grunde lag schon das Wissen, das war es; es gibt auch in den skeptischesten Gemütern ein Gefühl von der Unerbittlichkeit des Verlaufs, vor dem Hoffnung und Trost wie Wasserblasen zerplatzen.

Die Nacht verging, das Ziel wurde erreicht. Die Schwestern fuhren in Philipps Wohnung; die Leiche war bereits weggebracht worden. Um neun Uhr waren sie angekommen; um halb zehn Uhr wußte Ulrike, daß sie ihr ganzes Vermögen verloren hatte.

Sie warf sich auf den Boden des Zimmers und raufte sich ihr Haar. Sie stieß Schreie aus wie ein Jaguar. Sie wand

sich in Krämpfen und drohte jeden, der ihr nahte, zu erdrosseln. Sie riß das Fenster auf und wollte sich in den Hof stürzen. Mehrere Personen mußten sie halten und auf ein Sofa drücken. Ihre Stimme überschlug sich, kein Mensch verstand, was sie redete. Sie nahm ein Wasserglas und zerdrückte es zwischen ihren Händen, so daß diese von Blut überströmt wurden. Sie verwünschte ihr Leben, das Leben aller Geborenen und Ungeborenen, sie lästerte gegen Gott, sie winselte irgendeinen Unsichtbaren, der vor ihr stand, um Gnade an, sie riß Kratzwunden in ihren Hals, die ungezügelte Wildheit ihrer Natur trat schrecklich und erschreckend hervor.

Durch ihr unsinniges Geschrei alarmiert, erschien eine ganze Anzahl von im Hause wohnenden und verkehrenden Menschen auf dem Stockwerk. Die Tür stand zufällig offen; das alte Ehepaar, bei dem Philipp Gentili Mietsherr gewesen, bemühte sich vergeblich, die Eingedrungenen abzuweisen und hinauszudrängen, indem es ihnen, so gut es ging, das Vorgefallene zu erklären suchte; doch es kamen immer mehr, wohl an die zwanzig: ein Advokaturschreiber, ein Maschinenfräulein, ein Kommis aus dem Pelzgeschäft von unten, eine dicke Dame in einem rotkarrierten Leinenkleid, einige Mädchen aus einer Tanzschule, ein Gymnasiast mit einer blauen Mütze, ein Zahnarztgehilfe, ein Beamter mit einer Schmarre im Gesicht. Diese waren die Vordersten, auf der Stiege standen noch andere.

Ulrike, mit den Armen in der Luft herumfuchtelnd, hatte sich dem beschwörenden Zureden Anastasias entwunden, raste auf den Flur und schrie in die bestürzt zurückprallende Menge hinein: „Da ist nichts zu gaffen. Gaffen könnt ihr im Zirkus. Hier ist kein Zirkus. Hier ist ein Irrenhaus. Hier wird man verrückt. Hier ist eine Verbrecherhöhle. Wo sind eure Richter? wo sind eure Gesetzbücher? Her damit! Und wenn ihr

sie habt, dann verbrennt sie. Mehr sind sie nicht wert. Diebsgesindel! Diebsvolk! Diebsstaat! Ja, reißt nur die Mäuler auf. Schaut mich nur an, ja, ja, ja. Vierzig Jahre gespart, Gulden um Gulden zusammengespart, nichts verursicht, nichts vertan, immer munter, immer fleißig, immer vorne dran, und was ist jetzt? Was ist dieses selbige Weib jetzt, dem ein gottverfluchter Hund all sein Hab und Gut gestohlen hat, um sich dann aus dem Staub zu machen und seine Dreckseele auszuspucken? Was ist sie, he? wie steht sie da in eurer beschissenen Welt?"

Die besagten Gesichter waren in breites Grinsen gebadet. Es gelang, die Tobende wieder in die Stube zu bringen. Als sie ein wenig ruhiger geworden war, wanderte sie unablässig auf und ab, die Hände an den Wangen, als wäre sie von Zahnschmerzen gefoltert, monoton stöhnend. Anastasia kauerte auf dem Schemel, die Ellbogen in den Schoß gestemmt und wehklagte: „Wenn du auch dein Geld nicht mehr hast, so hast du doch dein Haus. Du kannst deine Möbel verkaufen, von jedem einzelnen kannst du ein halbes Jahr leben. Aber ich, was hab ich? Alles hin. Kein Taglöhnerweib ist so arm wie ich. Der einzige Sohn, in Redlichkeit erzogen, als Betrüger hat er geendet. Schande über Schande. Du hast deine Möbel, du hast dein Haus. Aber ich, was hab ich?"

„Schweig, blöde Närrin", knurrte Ulrike und fuhr fort zu stöhnen.

Eine Stunde später erschien ein Kollege Philipps bei Anastasia und teilte ihr unter anderm mit, daß Lothar Mylius drei Tage vor dem durch Gentilis abenteuerliche Baissespekulationen verschuldeten Zusammenbruch des Bankhauses Remscheid sein gesamtes Einlagekapital zurückgezogen habe. Ulrike horchte auf. Sie stellte eine Reihe wirrer Fragen, mit denen sie aber auf ein bestimmtes Ziel zusteuerte. Von einer

Minute zur nächsten faßte sie den Entschluß, nach Berlin zu reisen. Sie bildete sich plötzlich ein, Mylius habe bei dieser Gelegenheit auch ihr Geld, oder wenigstens einen beträchtlichen Teil davon gerettet. An diese Hoffnung klammerte sie sich mit aller Gewalt, und nichts hätte sie ihr rauben können. „Der schlaue Fuchs," brebbelte sie aufgeregt vor sich hin, „er hats vorausgewußt; er hat mir nichts gesagt, um mich wieder einmal durch seine Genialität zu verblüffen; er hat an seine alte Freundin gedacht, das ist gewiß, das ist ganz gewiß, und wenn ich mich nicht gleich selber auf die Strümpfe mache, so geschieht noch ein zweites Malheur, oder er vergißts, oder er beschummelt mich, was weiß man denn in so einer Hundezeit, in so einer Hundewelt, sicher ist sicher."

Ihre ganze Tatkraft erwachte. Bis zum andern Mittag hatte sie sich unter Aufgebot eines Heerbanns von Hilfeleistenden Paß und Visum verschafft. Daß Lothar Mylius in Berlin weilte, erfuhr sie durch den jungen Remscheid, der am selben Morgen mit ihm telephonisch gesprochen hatte. Am Nachmittag fuhr sie zur Bahn. Da sie die billigste Reisemöglichkeit benutzte, war sie zweiunddreißig Stunden unterwegs. Keine Ermüdung fiel sie an. Unbeweglich saß sie in überfüllten Zügen, stand sie stundenlang wartend auf Stationen, ließ sie die Quälereien an der Grenze über sich ergehen; sie nahm hie und da ein Stück Brot und einen Schluck Wasser zu sich, trug ihr Köfferchen selbst, mied Gespräche, starrte mit festverpreßten Lippen ins Leere. Abgerissen, verschmutzt, verstaubt langte sie abends an und schleppte sich zu Fuß in Mylius' Wohnung, die in der Nähe des Potsdamer Platzes lag.

Er war nicht zu Hause. Es hieß, er käme vor Mitternacht kaum, er sei in Gesellschaft. Sie beschloß zu warten. Da man sie kannte, führte man sie in sein Arbeitszimmer. Die

Unruhe ließ sie nicht rasten, nicht sitzen. Die Totenstille des Hauses machte sie nervös. Sie ging von Raum zu Raum und drehte überall das elektrische Licht auf. Sie tat es in einer Mischung von Neugier, Furcht und Erregung. Sie kannte das Haus. Nie zuvor war ihr seine krankhafte Phantastik so beklemmend gewesen. Im übrigen war vieles neu (der Krieg hatte Neues gebracht und gehäuft), tollgewordener Mode gehorsam eingefügt, morbide Laune und fiebrige Verfassung jüngster Kunstströmungen mit kalter Berechnung unterstützend.

Da waren primitive, roh bemalte Götterbilder; feuerländische Kriegs- und Schreckmasken, afrikanischer Kopfschmuck und Schnitzereien aus Neuseeland. Überall lag groteskes Spielzeug: winzige Marionetten, holzgeschnittene Schutzmänner als Nußknacker, Felläffchen an Gummischnüren zwischen Türpfosten. In italienischen Fayencetöpfen wucherten unangenehm üppig zahllose Arten von Kakteen, dazwischen sah man kleine erotische Gegenstände aus Porzellan: Frauenbeinchen, umgeworfene Frauen mit Spitzenröckchen, scharwenzelnde Soldaten mit prallen Beinen und freche Amoretten; ferner Tierdarstellungen und Karikaturen von Tieren aus Jade, Speckstein, Elfenbein, Ton, Bronze und Ebenholz. Es gab eine Unmenge von Dosen, solche aus überseeischen Nüssen, japanische und chinesische mit unzüchtigen Bildern, edelsteinverzierte Riechdöschen, bemalt mit heroisch-sentimentalen Landschaften und hinter einer Attrappe eine Schamlosigkeit zeigend. Da standen rote Lackschränke, innen mit Spiegeln und Beleuchtungskörpern versehen; die enthielten Rubingläser, Bernsteingläser, geschliffene und geätzte Kelche aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, große blaue Delfter Nachbildungen chinesischer Vasen auf Ebenholzpostamenten. Da waren Empiremöbel, Aubussonteppiche, Spitzen, Stickereien, englisches Tafelsilber, Körbe,

Teller, Karaffinen, Salzfäßchen und Teekannen aller Formen und Arten und Uhren aller Zeiten und Stile. In einer Ecke standen zwei lebensgroße vergoldete Bären aus Holz, die den Rachen aufrissen und die Augen rollten, in einer andern fackeltragende vergoldete Karyatiden aus einem französischen Schloß. Im Speisesaal hing ein überaus kostbarer Meißener Lüster, und metallene Leuchter aus Kirchen und Tempeln standen herum. Die Wände waren bedeckt mit Gemälden der manieristischen Schule, alle von schmerzhafter Grellheit und häßlicher Gliederverzerrung, auf die Spiegeltäfelung und die Schränke im Schlafzimmer waren wollüstige Szenen gemalt, und im Badezimmer lagen auf den Kacheln und der Wannentreppe hunderte von farbigen Muscheln und seltsam perverse Spielereien.

Ulrike schob den Unterkiefer immer weiter vor und wunderte sich freudlos. Ihr war, als sei sie in einen tropischen Sumpf mit geil schießender Vegetation geraten. All dies Überzüchtete, Prahlende, Schreiende, Maßlose, gespenstisch Verrenkte und dabei Programmhafte, als ob ein Satyr in grimmigem Zynismus Schönheit und Häßlichkeit, Zucht und Unzucht, Himmel und Hölle durcheinandergemengt hätte, erregte ein Gefühl eisiger Verlassenheit in ihr, fremd und niederdrückend. Es sammelte sich zu einem Antlitz, dem unglückselig verworrenen, unwahr lächelnden, über und über geschminkten, sein Greisentum und seinen Verfall höhnisch und schwächlich leugnenden Antlitz der Zeit. Plötzlich wurde sie sich bewußt, daß die Reise ein albernes und nutzloses Vornehmen gewesen war, daß sie nichts zu hoffen hatte, daß sie ebensogut auf den javanischen Götzen dort an der Tür ihre Zuversicht hätte setzen können wie auf den Herrn dieses Hauses; daß sie eine Bettlerin war.

Gebrochen fiel sie auf einen Sessel. Vielleicht träumte sie dies in der Erschöpfung, die sich nun geltend machte, vielleicht

war es eine Wachvision: sie stand auf goldgrünem Moos im Wald, und zu ihren Füßen rieselte eine Quelle. Deutlich hörte sie das silberne Plätschern des Wässerchens, und als sie genauer hinhorchte, glaubte sie bestimmte Worte zu vernehmen, die dem Quell entstiegen. Bin ich denn schon kindisch geworden? dachte sie. Ein Menschenstimmchen war es, ganz ohne Zweifel. Was sie zu dem Wasser hingetrieben hatte, war ein Durst, den sie schon seit langer Zeit verspürte, über dessen Beschaffenheit sie sich aber nicht hatte klar werden können, kein gewöhnlicher Durst, der sich in der Begierde zu trinken äußert, sondern ein Verlangen, das ihren ganzen Organismus erfüllte, eine tiefe quälende Sehnsucht, die zu befriedigen nie möglich gewesen war und von deren Vorhandensein sie erst in diesem Augenblick eine deutliche Erfahrung gewann. Anfangs wähnte sie, das Wohlgefühl, das sie durchdrang, rühre von dem Kontrast zwischen der düstern, von unheilvollen Schatten bevölkerten Pracht des Mylius-schen Hauses und dieser hold-unschuldigen Natur her, aber es mußte doch noch etwas anderes dabei sein, da die verzehrende, brennende, durstige Sehnsucht auf keine Weise zu stillen war, auch nicht, als sie sich niederbeugte und von dem kristallenen Wasser trank. Denn seltsam, das Wasser schmeckte bitter, und es vermehrte nur das Brennen, und als sie wieder hinabsah, gewahrte sie zwei nackte Ärmchen, die nach ihr langten, aber jählings vom Wasser weitergewirbelt wurden und verschwanden.

Sie fuhr zusammen und öffnete die Augen. Narrenpossen, schalt sie unwillig, hol der Teufel die Einbildungen. Da hörte sie das Menschenstimmchen sagen: „Gib mir doch, gib mir doch, wie soll ich dir denn glauben, wenn du mir nicht gibst?"

Scheu blickte sie umher. Ihre Stirn verfinsterte sich. Armut, das war das Los, das sie von Kindesbeinen an gefürchtet.

Es zu vermeiden hatte jede Regung, jeder Gedanke, jeder Schritt und jede Tat ihres Lebens gegolten. Wie ruhig machte es, zu besitzen! wie königlich, sagen zu können: ich besitze. Nicht bloß, was der Markt des Lebens bot und was vor der Notdurft schützte; die Dinge waren nur Ausdruck. Das Wesen war jenes andere, das mysteriöse heilige ehrfurchtgebietende ehrfurchterweckende zaubermächtige Element, das Geld hieß. Noch stand es in ihrer Erinnerung wie ein flammender Pfahl, als der alte Mylius, schon mit dem Tode ringend, ausgerufen hatte: mein Geld! Unvergeßlich, dieses Mein! Inbegriff von Lust und Stolz und Angst und Macht: Mein! Mein! Seitdem, als ob sie aus dem gewaltigen „Mein" die Kraft geschlürft, zu erringen und zu halten, hatte ihr das Schicksal in dauernder Gunst in den Schoß geworfen, was zu besitzen sich lohnte.

Und nun: Verlust; die Leere; das Nichts; die Verzweiflung.

Woher aber kam der Durst im Leibe, der von Stunde zu Stunde glühender wurde und die Verzweiflung so überdeckte, daß sie fast gering daneben erschien? Es war etwas versäumt worden, das war es. Etwas Ungeheures, trotz allem, war versäumt worden. Hier fehlten Wort, Begriff und Anhalt. Im Blute lag es, oder tiefer drinnen noch. Wie Ackerschnee brach es auf und entblößte verborgenes Geäder und Gewurzel. Und aus der Höhlung schwebte ein Geistchen empor und zirpte: „Gib mir doch, gib mir doch!" Mit angstvoller Bewegung strich sie über ihre Brust und murmelte verstört: „Du, Fanny, du?" Und das Stimmchen forderte beharrlich: „Gib mir doch, gib mir doch!"

Da starrte Ulrike lange vor sich nieder und sagte dann, mit dem Hauch eines Lächelns bloß: „Gut, du sollst es haben. Sei still, du sollst es haben."

Ein Finger tippte an ihre Schulter, und jemand rief sie mürrisch an: „Na, Ulrike, wie kommst denn du daher?"

Vor ihr stand Lothar Mylius, im Frack, in nachlässiger Pose, unneugierig, die wulstigen Schmeckerlippen gegeneinanderreibend, den etwas stieren Blick des erschlafften Wollüstlings zur Seite gelenkt, da es ihm stets unbehaglich war, einem Auge zu begegnen. Ein sehr bleicher Mann, mit käsiger, aufgeschwemmter Haut, ein sehr fetter, ein sehr finsterer Mann. Ein Mann, den es Überwindung kostete, einen Satz zu Ende zu sprechen, weil er seinen Nebenmenschen das Vergnügen nicht gönnte, eine vollständige Aussage von ihm zu hören. Ein Mann, der zu faul und zu hochmütig war, Untergebene zu grüßen und Freunden die schwammige Hand zu reichen. Der Mann der geheimnisvollen Geschäfte und des blutsaugerischen Mäzenatentums. Der Mann, der Frauen verachtete wie giftige Tiere und sie vernichtete, indem er sie bezahlte. Der Mann, der zu reich war, um nach fremder Not nur hinzuschielen, und zu satt, um etwas anderes zu empfinden als Ekel; Ekel vor dem Fleisch und Ekel vor dem Geist. Der Mann, den seine Ausschweifungen berühmter gemacht hatten als sein Luxus und seine Reichtümer, und dessen Zynismus gefürchteter war als seine Härte. Der höhnische Sieger auf dem Trümmer- und Leidensweg einer Nation, der große Gemästete, dessen Fett Glorie einer Epoche war, der Letzte eines Geschlechts von arbeitsamen Bürgern, deren einfache Lebensideale unter seinen muskellosen Händen Sinnbilder des Mordes und der Zerstörung geworden sind.

Ulrike fand sich mühsam im Augenscheinlichen zurecht. „Ich hab mich da ein wenig in deiner Sardanapalswirtschaft umgeschaut," sagte sie; „das erschlägt einen ja. Vor Zeiten hat man nicht solchen Lärm mit seinen Sachen gemacht und konnte auch ein großer Herr sein. Heutzutage freilich, das räum ich dir ein, muß man den Leuten die Faust aufs Hirn schmettern, damit sie überhaupt was sehen. Gib mir einen

Bissen zu essen, ich bin hungrig, dann will ich dir erzählen, weshalb ich da bin."

Mylius brachte mißlaunig herbei, was ihm zu der späten Stunde, es war drei Uhr nachts, erreichbar war: Schokolade, Kakes, Früchte, Likör und Wein. Ulrike schlang alles gierig hinunter und trank, bis ihr der Kopf glühte. Mylius wartete in trägem Schweigen. Als sie fertig war und von ihrem Unglück berichtete, verzog er die Miene nicht. Schläfrig erkundigte er sich nach der Höhe ihres Verlusts. Sie zählte auf: dreihundert englische Pfund, viertausend Dollar, zwanzigtausend Schweizer Franken und über zwei Millionen Kronen. Mit einem Schimmer von Bedauern drehte Mylius den Kopf nach links und zuckte die eine Achsel. Ulrike brauchte die Frage gar nicht zu stellen, die der Anlaß ihrer Reise gewesen war; ein Blick auf den Mann genügte vollkommen. Sie blieb regungslos sitzen.

Lothar Mylius gähnte und sprach mit jenen Pausen, die ihm das Gefühl der Kostbarkeit seiner Worte aufnötigte: „Habe den Burschen überschätzt. Erbärmlicher Narr. Leute glauben, wenn sie eine einzige Kuh im Stall haben, können sie ganze Provinzen mit Milch versorgen. Blödsinn. Hat ohne Deckung manövriert. Tracht Prügel. Schade um den Schuß." Einige andere orakelhafte Aussprüche verloren sich im Gähnen.

„Aber du, du hast Lunte gerochen, du hast dein Geld in Sicherheit gebracht", brauste Ulrike auf.

„Das hab ich", erwiderte er und musterte mit stierer Aufmerksamkeit einen Negerschild an der Wand. „Wollte dich warnen. Habs vergessen. Zu viel los momentan."

Ulrike erhob sich schwerfällig. Sich an der Lehne des Armstuhls festhaltend, stieß sie hervor: „Schufterle."

Mylius blickte sie überrascht an.

„Miserables Schufterle", sagte Ulrike mit rauher Stimme.

Ein widriges Lächeln glitt über Lothar Mylius' Züge. Es schien, als fühle er sich geschmeichelt. Mit zweien seiner weichen Finger tätschelte er die knöcherne Hand Ulrikes und sagte: „Hättest dir wenigstens was vergönnen sollen. Hast alles auf die hohe Kante gelegt. Wozu? Dumm. Jetzt hast du das Nachsehen. Der Mensch muß genießen. Hast immer nur auf fremde Kosten genießen wollen. War entschieden Mangel an Herz. Wer Herz hat, zeigt es, indem er Geld ausgibt. Sieh mich an. Mir rinnts nur so aus den Taschen. Und alles bückt sich, alles bückt sich. Ich seh nur Rücken, nur Rücken. Höchst amüsant."

„Kann wohl sein," antwortete Ulrike bitter, „denn die Gesichter, die sind betrüblich. Brauch nur dich anzuschaun."

Wieder tätschelte er Ulrikes Hand und fuhr fort: „Begreife deinen Schmerz. Aber weißt du, ob heut oder morgen, das ist egal. Morgen komm ich dran. Alle kommen dran. Rutschbahn, meine gute alte Ulrike, Rutschbahn." Er meckerte leise. Seine Stimme klang wie ein Quieken. „Willst mal mit mir in den Keller hinunter? Da kannst du die Fundamente krachen hören. Sehr impressionierend. Ehrenwort. Überall in Berlin kannst dus hören, in jedem Keller. Die reine Musik. Rutschbahnmusik. Hübsch, was?" Er war ohne Zweifel vergnügt, wenigstens im Rahmen seiner Fähigkeit. „Übrigens," fügte er hinzu, plötzlich wieder verschlafen den Negerschild anstarrend, „wenn du in Verlegenheit bist, einiges von deiner Einrichtung kann ich brauchen. Keine Bange. Stehe zur Verfügung."

Ulrike schaukelte senil den Kopf. Neue Spezies, dachte sie, neue Spezies der Gattung Mensch; ist schneller gelaufen als ich, da kann man nicht mehr mit.

„Du hast da zum Beispiel die englische Puppe," sagte Mylius in gleichgültigem Ton; „die würd ich dir abkaufen. Ist einen Batzen Geld wert, das Ding. Will sie nehmen."

Ulrike schrak zusammen. Hastig, mit aufgellender Stimme erwiderte sie: „Willst sie nehmen? Eiei. Nicht übel, Herr von Mylius, nicht übel. Aber kriegen, das ist die Sache, kriegen wirst du sie nicht."

„Warum denn nicht?" fragte Mylius harmlos; „für hunderttausend Mark kann ich sie nicht kriegen? Wär noch schöner. Hoffe, du überlegst dir das Geschäft."

Ulrike hielt ihm die geballte Faust dicht vor die Nase und rief mit sonderbarer Leidenschaftlichkeit: „Nicht für zehnhunderttausend, nicht für zwanzighunderttausend! So. Daß dus nur weißt. Die ist nicht feil, daß dus nur weißt; es gibt Sachen, die nicht feil sind, und wenn du deine Brieftasche so weit aufmachst wie dein Maul, daß dus nur weißt."

Lothar meckerte. Er begriff nicht. Er führte Ulrike in eines der Gastzimmer. Im Bette liegend, warf sie sich von einer Seite auf die andre. Plötzlich sagte sie laut: „Du sollst es haben; sei still, du sollst es haben."

Am Morgen fuhr sie heimwärts. Fuhr stumm versunken durch deutsches Land, das seinen Kindern die zerspaltene Brust wies und dem Fremdling ein zerfleischtes Antlitz, durch deutsches Leben, das wie ein Körper ohne Haut war. Sie sah es nicht. Am zweiten Abend kam sie an. Wie in den Städten schleppte sie auch jetzt ihren Handkoffer anderthalb Stunden Wegs. Und von Zeit zu Zeit sagte sie halb zänkisch, halb als wolle sie sich rechtfertigen: „Sei still, du sollst es haben."

In ihrem Hause verfiel sie in Brüten. Sie beachtete es nicht, als Kreszenz über ihre Schweigsamkeit murrte. Gegen Mitternacht trat die Magd an ihr Lager und fragte: „Was soll jetzt werden?"

„Ich weiß nicht, was werden soll", antwortete Ulrike und schaute gegen die Wand.

„Die Butter kostet vierhundertfünfzig Kronen, von nächster Woche an fünfhundert", sagte Kreszenz kassandrahaft.

„Der Mensch kann ohne Butter leben", erwiderte Ulrike.

„Soll ich bei Ihnen bleiben, oder schmeißen Sie mich hinaus?" fragte Kreszenz herrisch.

Da richtete sich Ulrike empor und starrte sie an. „Dummes Luder", murrte sie. Das genügte der Kreszenz. Sie nickte und ging. Ulrike schaute wieder die Wand an.

Am andern Abend, gegen sieben Uhr, schleppte sie die Puppe Evelyn aus dem getäfelten Kabinett in ihr Schlafzimmer. Sie nahm einen Brief, den sie zuvor geschrieben hatte, faltete ihn zusammen und band ihn mit einem rosa Schnürchen derart an den Daumen der Wachshand, daß es aussah, als hielte die Puppe den Brief, um ihn zu überreichen.

Der Brief lautete: „Mein süßes Fannylein, da hast du sie also. Da hast du deine Evelyn. Die alte Ulrike schenkt sie dir. Und sie verlangt keinen andern Dank dafür, als daß du ihrer mit einem Schatten von der Zärtlichkeit gedenkst, mit der sie dir dieses schreibt. Evelyn kommt, um dich hold zu grüßen und dir zu sagen, daß die alte Ulrike immer, immer, immer mit offenen Armen auf ihr süßes Fannylein wartet. Immer, immer, immer wartet."

Sie hüllte die Puppe in ein grobes Stück Linnen, trug sie ächzend vors Haus, holte einen kleinen Handleiterwagen herbei, der im Schuppen stand, verlud die Fracht auf dieses Gefährt, ergriff die Deichsel und begann zu ziehen. Da beugte sich Kreszenz aus dem Küchenfenster. „Was treiben Sie denn da?" fragte sie mißtrauisch.

Ulrike antwortete nicht. Sie sah sie nur an und jene verstummte.

Dreiviertelstunden später langte sie in Eckern an. Sie versteckte das Wägelchen unter einem Busch und schlich vorsichtig um das Haus. Es war schon dunkel. Beim Kücheneingang blieb sie stehen. Sie wußte, daß die Baronin vor kurzem eine Riednauer Häuslerstochter zur Aushilfe in Dienst gestellt hatte; dieses Mädchen kannte sie, und sie paßte den Augenblick ab, wo es ihr möglich war, sie herauszurufen. Es dauerte ziemlich lange, bis sie ihr zuwinken konnte, ohne daß es bemerkt wurde. Das Mädchen, Romana war sein Name, kam, Ulrike führte sie zu dem Busch, wo der kleine Wagen war, und sagte, sie schenke ihr einen Rock, wenn sie etwas Bestimmtes für sie tun wolle. Romana begehrte zu wissen, was es sei. Tuschelnd setzte ihr Ulrike auseinander, sie solle in der Nacht, wenn alle im Haus bereits schliefen, die Puppe in Fannys Zimmer tragen und neben dem Bett des Kindes aufstellen. Weiter nichts. Es habe keine Gefahr, und es geschehe kein Unrecht damit. Es solle eine Überraschung sein, weiter nichts. Trotzdem zögerte Romana in scheuer Unsicherheit, da ihr das ganze Wesen des alten Fräuleins nicht geheuer schien. Da legte Ulrike zu dem versprochenen Rock noch ein rotes Bauerntuch; beides hatte sie vordenkend mitgenommen. Die Romana konnte nun nicht länger widerstehen und erklärte sich willig, zu tun, was Ulrike forderte. „Aber das Kind nicht aufwecken!" mahnte Ulrike, als sie sich bereits zum Gehen gewandt hatte, „nicht aus dem Schlaf wecken. Erst in der Früh soll sies sehen, erst in der Frühe." Sie warf noch einen Blick zu den Fenstern empor und war dann in der Dunkelheit verschwunden.

Es geschah, daß Fanny um halb sechs Uhr morgens erwachte, weil die Sonnenstrahlen auf ihr Gesicht fielen. Elisabeth hatte vergessen, die Vorhänge zu schließen. Da fiel ihr erster Blick auf die Puppe, die drei Schritt von ihrem Bett entfernt stand. Ihre Augen wurden rund wie Räder. Sie

glaubte zu träumen und packte mit der einen Hand fest die andre. Als sie sich überzeugt hatte, daß sie wach war, rann es ihr gruselig über den ganzen Leib.

Längst war die Puppe nicht mehr wirklich, längst war sie zum Abbild der Verfolgerin geworden. In ihr steckte Ulrike und Anastasia und die Mutter und der Irrweg und die falsche Lockung und die Lüge; vor allem aber Ulrike, vor allem die. Wo Evelyn war, konnte Ulrike nicht weit sein, das war Fannys Schreckensgedanke. Sie sprang aus dem Bett. Sie erhob bittend die Hände. Sie flüchtete zitternd in eine Ecke. Sie schaute verstört um sich.

Nein, es half nicht zu rufen. Keiner konnte ihr beistehn, keiner hatte die Macht, diejenige, die hinter der Puppe stand oder vielleicht in ihr drin war, am Erscheinen zu verhindern. Da war es wieder, das Entsetzen, das Ertastete und Ertastetwerden, das fiebrige Verlangen, an die Oberfläche zu kommen, als ob sie unter Wasser sei. Nicht zum andernmal durfte es sein, daß sie in sich selber starb vor Scham und Furcht und Pein und Schuld, o Gott nein. Niemand hatte da Macht, auch die Frau Baronin nicht, denn daß die Puppe hier im Zimmer stand, war ja der Beweis. War Beweis auch ihrer Verlassenheit, und daß sie wahrscheinlich ausgeliefert werden sollte, und daß man sich mit der Mutter und der Anastasia und mit der Ulrike vertragen hatte, und daß sie keines Schutzes mehr genoß und keinen erwarten durfte.

Die Angst raubte ihr alle Besinnung. Wirre Worte murmelnd, den Blick so viel als möglich von der Puppe abwendend, schlüpfte sie in ihre Kleider, raffte den Mantel, den Hut, den kleinen Rucksack zusammen, schob in diesen die Sandalen, vergewisserte sich, daß niemand auf dem Flur war, lief zur Stiege, die Stiege hinab, über den untern Flur zum Tor und kam ungesehen ins Freie.

Um acht Uhr schlug Elisabeth Lärm. Ihre Stimme tönte so schrill, daß sogleich alles zusammenlief. Josephe kam bleich aus ihrem Schlafzimmer. Elisabeth rang die Hände gegen sie und stammelte immer nur: „Fanny ... die Puppe ... Fanny ... die Puppe." Gleich nachdem sie entdeckt hatte, daß das Kind nicht in seinem Bett war, hatte sie das ganze Haus durchsucht und alle Dienstleute gefragt. Bei dieser Gelegenheit hatte die von Ulrike bestochene Romana ein freimütiges Geständnis abgelegt, durch welches aber das Verschwinden des Kindes noch unerklärlicher wurde.

Josephe bewahrte die Fassung und verwies Elisabeth das aufgeregte Gebaren. Sie bemerkte den Brief, den die Puppe trug, riß ihn ab und las ihn. Sie wurde sehr nachdenklich; in dem Brief war etwas, das sie unerwartet traf, aber die Sorge nicht verringerte. Sie verfügte, daß mehrere Leute ausgesandt wurden, um die Gegend abzusuchen. Wichtig war, daß jemand in die Villa Woytich ging, der sich von Ulrike nicht gleich abschrecken ließ, sondern nötigenfalls imstande war, sie einzuschüchtern. Mit dieser Mission wurde Kasimir betraut. Er kam nach einer Stunde zurück und meldete, die Woytich habe bei der Nachricht, Fanny sei abgängig, eine so echte Bestürzung an den Tag gelegt, daß an ihrer Unschuld gar kein Zweifel gehegt werden könne. Nach allerlei unverständlichen Reden habe sie geäußert, sie werde selber herüberkommen. Da sagte Josephe zu den Leuten, die sie umstanden, in strengem Ton: „Ein für allemal: wer die Dame über die Schwelle dieses Hauses läßt, ist aus meinem Dienst entlassen."

Dem Befehl gemäß wurde verfahren. Eine halbe Stunde danach hatte Kasimir vor dem Gartensalon einen scharfen

Wortwechsel mit Ulrike, die sich nicht abweisen lassen wollte und erst nach vielem Schimpfen und zornigen und jammernden Ausfällen wieder ihrer Wege ging. Es wurde aber dann während des ganzen Tages berichtet, daß sie sich auf dem Gut und in der Nähe des Hauses herumtrieb und alle Boten abfing und befragte, die ausgeschickt wurden oder zurückkehrten.

Der Vormittag verfloß, und es wurde Mittag; Fanny kam nicht, niemand hatte sie gefunden, niemand sie gesehen. Josephes schmerzliche Unruhe wuchs mit jeder Stunde. Sie vermochte nicht zu denken und war nicht fähig, einen Plan zu fassen. Valerian sprach ihr Mut zu. Unglücklicherweise hatte er den Einfall, ihr zu erzählen, wie sonderbar sich das Kind damals benommen hatte, als Elisabeth die Nachricht von dem Selbstmord von Ulrikes Neffen gebracht hatte. Er wollte ihr damit nur vor Augen führen, wie eigen Fanny veranlagt war und was für ein bewußtes Leben in ihr steckte, daß man also nicht allzu große Angst um sie zu haben brauchte, aber Josephe ersah aus der Erzählung bloß, daß man ihr etwas verheimlicht, daß das Verheimlichte in dem Kind verhängnisvoll gewuchert hatte, und die Sorge war nicht mehr zu dämmen. Obgleich Valerian sich bemühte, Fannys Verschwinden scherzhaft und harmlos hinzustellen, machte er sich nach Tisch selbst auf, um einen Teil des Waldes abzugehen, während Exzellenz Herbst einen andern Teil zu Nachforschungen wählte. Sie kamen beide gegen vier Uhr unverrichteter Dinge wieder. Elisabeth, die Jungfer, der Gärtner Pohl, der Hilfsgärtner, verschiedene Häusler und Bauern hatten ebensowenig Erfolg gehabt. Die Gendarmerieposten im Kurort und in Riednau waren schon am Vormittag benachrichtigt worden. Josephe ließ bekannt geben, daß sie zwanzigtausend Kronen dem verspreche, der das Kind auffände oder

Kunde brächte, die zur Auffindung führte. In allen Häusern, Scheunen, Wirtschaften der Gegend wurde Nachschau und Nachfrage gehalten, Radfahrer wurden auf die Landstraßen geschickt, an die benachbarten Eisenbahnstationen wurde telephoniert, und in Ecken ging niemand mehr seiner Beschäftigung nach, sondern widmete sich nur dem einen Geschäft des Suchens. Umsonst. Der Abend brach herein, ohne daß von dem Kind eine Spur entdeckt worden wäre.

Josephe saß am Tisch ihres Arbeitszimmers wie eine Figur aus Holz. Sie wollte das Geschehene in ihrem Geist durchdringen. Es fehlten die Abfolge und alle Zwischenglieder. Aber mit halluzinatorischer Kraft schaute sie ins Verborgene, und was sich dem Begreifen entzog, empfingen die Sinne. Elisabeth, von dem Erlebnis des Tages gebrochen und von der Herrin ins Verhör genommen, hatte ihr endlich auch den Zwischenfall mit Anastasia gebeichtet; Frau Pohl und Rosine hatten nachträglich manches zur Aufklärung beitragen können; das frevle Spiel lag ziemlich offen da. Nicht so, was in dem Kind vorgegangen war; da ruhte geheimnisvoll Erschütterndes in unergründlicher Tiefe, wo Josephe auch die eigene Verfehlung suchte, wo sie nach ihrer Schuld forschte und dem Dämon Verfolger gegenüberstand, der nicht mehr nennbar, nicht mehr bezeichenbar war und keines Lebendigen Züge trug. Ihr dünkte, daß sie so mit allem Tun und Sein noch niemals vor das Forum der Geisterwelt getreten war und daß nun eine Entscheidung kommen mußte von rückwirkender und das Künftige umfassender Gültigkeit.

Es war schon elf Uhr, als sie erregtes Sprechen vor ihrem Zimmer vernahm. Nach hastigem Pochen trat Elisabeth ein und hinter ihr ein Mann, ein junger Bauer, den Josephe kannte; Justler hieß er. Elisabeth war nicht fähig zu sagen, was sie von ihm gehört; sie stürzte Josephe zu Füßen und

deutete auf Justler. Der berichtete, er habe am Mittag, beim Pflücken von Alpenrosen, ein Kind wie das beschriebene auf dem Berg gesehen, oberhalb der westlichen Alm. Es habe ein braunes Kleid mit weißen Tupfen angehabt, einen großen Strohhut, Sandalen und einen Rucksack. Er habe sich verwundert und das Kind angerufen; es habe sich umgedreht, habe eine Weile geschaut und sei dann weitergegangen. Nach ein paar Minuten habe er es aus dem Gesicht verloren und sich keine Gedanken mehr darüber gemacht; es trieben sich ja oft genug Kinder auf den Almen herum, die Blumen und Beeren holten; nur daß eines zum Kamm aufsteige, besonders in diesen Tagen, wo droben alles in gefährlicher Bewegung sei, hätte ihn stutzig gemacht. Da sei es aber schon zu spät gewesen, sie zu erreichen. Zu Hause habe er es erzählt, am Abend, als er heimgekehrt war; da hätten seine zwei Brüder einander bedenklich angeschaut und gerufen, das sei gewiß die Kleine vom Eckerngut, die überall gesucht werde, und hätten sich sogleich mit Laternen auf den Weg gemacht, um die Belohnung zu verdienen. Und er sei herüber zur Frau Baronin, um die Botschaft zu sagen.

Josephe erhob sich, dachte einige Sekunden nach und fragte den Mann: „Können Sie mich heute nacht noch auf den Berg führen?" Elisabeth sah sie entsetzt an. Justler kratzte sich den Kopf und überlegte. „Es hat keinen Zweck, hier zu sitzen und sich das Herz abzusorgen", wandte sich Josephe zu Elisabeth; „an Schlaf ist nicht zu denken, so will ich lieber handeln oder mir einreden, daß ich handle. Es soll Ihr Schade nicht sein", sagte sie zu Justler; „wenn Sie aber zu müde sind, müßt ich mit jemand anderm gehen." Justler wehrte die Andeutung des Entgelts ein wenig beschämt ab und erklärte, ja, er wolle die Frau Baronin führen. Elisabeth, vor Aufregung blaß, äußerte ungestüm, daß sie natürlich mitgehen werde; wenn

Frau Baronin ohne sie gehe, sei es ihr Tod. Josephe schüttelte etwas ungeduldig den Kopf, bat sie, keine Szene zu machen und ruhig zu Hause zu bleiben; Justlers Schutz genüge ihr, durch Elisabeths Begleitung würde nur alles beschwerlicher. „Aber wenn Frau Baronin sich zu stark erschöpft, wenn Frau Baronin zusammenbricht, Frau Baronin sind solche Anstrengung nicht gewöhnt", jammerte Elisabeth. Josephe achtete nicht darauf, ersuchte Justler, im Flur unten zu warten und gab Elisabeth Weisung, was sie ihr zum Ankleiden bringen solle. Elisabeth gehorchte und weinte still vor sich hin. „Ich bins, die die Schuld hat", klagte sie leise, während sie Josephe beim Umziehen half, „ich war die Blinde, ich war die Nachlässige, ich allein hab die Schuld." Josephe erwiderte: „Niemand hat Schuld, Elisabeth, sprechen wir nicht von Schuld."

Bevor Josephe aufbrach, besorgte Elisabeth einigen Proviant aus der Küche und übergab ihn Justler. Sie fragte, ob die Almhütten bewirtschaftet seien. Er antwortete, die auf der Westalm stünden noch heil, die andern seien von der Steinlawine zerschmettert oder lägen unter den Felsen begraben; doch gäbe es Unterkunftsgelegenheit noch überall. Ob kein Unglück durch die Lawine zu befürchten sei, erkundigte sich Elisabeth. Er lachte beruhigend und sagte, er kenne die Wege; aber in der Nacht? wandte Elisabeth ängstlich ein. Er entgegnete, bis er mit der Frau Baronin den Wald hinter sich haben werde, sei die Sonne längst aufgegangen. Dann, durch ein Glas Wein redselig gemacht, erzählte er, daß ihn vor der Parkhecke draußen plötzlich das Fräulein Woytich angesprochen habe; sie sei auf der Bank gesessen und habe ausgesehen wie nicht recht gescheit. Er habe ihr haarklein alles berichten müssen, und kaum daß er damit zu Ende gewesen, sei sie schon wie vom Teufel gejagt davongerannt. Er lachte

in der gutmütig-wissenden Art, wie alles Volk in der Gegend über Ulrike Woytich lachte. Da kam Josephe die Stiege herunter und er zündete seine Laterne an.

Er schritt voraus, Josephe folgte; zuerst mit Mühe, allmählig aber wurden Muskeln und Gelenke freier. Gesprochen wurde nicht. Es war eine warme Augustnacht. Der Mond war eben über die östlichen Gipfel gestiegen, doch schlüpfte er bald hinter Nebel. Ein schwerer silberner Saum umkränzte die unteren Wolken und zog sich in mannigfach geformten glänzenden Strahlen in den darüber liegenden Stratus. Eine Stunde lang führte der Weg über die Wiesen in gleichmäßigen Hebungen und Senkungen. Alle Farben waren erstickt, Bäume und Strünke starrten schwarz, Gewässer liefen fast lautlos, in weitem Bogen standen die Gebirge mit schlafenden Tälern und Wäldern. Gegen ein Uhr begann der stärkere Anstieg; Josephe stützte sich schwer auf ihren Stock. Bisweilen brach wieder ein Schimmer des Mondes hervor, aber das Gewölk wurde mächtiger und mächtiger und bedeckte den Himmel völlig. Auf der Höhe des Hangs, den sie emporgeklommen, bog sich der Weg in den Wald. Josephe wünschte zu rasten und setzte sich auf kürzlich geschnittenes Holz, das einen scharfen Kräutergeruch verbreitete. Im Wald schrie eintönig ein Käuzchen. Justler sagte: „Der Berg wandert noch." Josephe antwortete: „Schon lange spürt man, daß etwas vorgeht da oben." Und sie dachte an Valerians Behauptung, daß auch das Kreisen des Bergs, wie er es nannte, durch Katastrophen im Sternenraum hervorgerufen sei.

Dann marschierten sie weiter. Justler hielt sich nun näher bei Josephe und hob die Laterne im ausgestreckten Arm, denn die Finsternis war so dick unter den Bäumen, daß man das Gefühl hatte, sie bleibe einem an den Fingern hängen, und

der Weg, kaum einen Fuß breit, zwischen gewaltigen Stämmen und dichtverwachsenem Unterholz fortwährend steigend und fallend, war bald von Steinen übersät, bald durch sumpfige Tümpel unterbrochen, bald von Wurzeln durchzogen, bald mit Brettern belegt, die von der Feuchtigkeit glatt wie Seife waren. Und er nahm kein Ende. Stunde um Stunde gingen sie so, bis er in seinem letzten Teil schroff und beständig anstieg. Einmal blieb Josephe erschrocken stehen. Zwischen den Bäumen lohte eine scharlachne Brandglut. Justler sagte: „Das ist die Morgenröte." Und Josephe setzte sich zur Rast ins Moos und schloß die Augen. Als sie sie wieder öffnete, drang durch die Wipfel graues Tageslicht.

Nachdem sie noch eine Weile gestiegen waren, hörte der Wald jäh auf. Von der unteren Taltiefe bis weit hinan, wo Baumwuchs überhaupt starb, stand er scharfabgeschnitten gegen das kilometerbreite Bett, das sich die Steinlawine gegraben hatte. An den Ufern des unheimlichen steinernen Stromes ragten noch zu hunderten die Leichen von Tannen, Fichten, Föhren und Lärchen heraus, zersplittert, abgebrochen wie Spreisel, zerbogen im starken Astwerk wie Drahtgeflecht, klaffte überall die braunschwarze Humuserde, krümmten sich die entblößten Wurzeln, aber die zerwühlte Steinstraße hinauf und hinunter zeigte keine Spur des Lebens, auch des zerstörten nicht; der Bach, der ehemals hier geflossen, war verschwunden, kein Tier, kein Halm, kein Moos bis zu den geborstenen und braun und gelb verschrundeten Felsen droben zu gewahren. Gigantische Blöcke und Platten waren der Kraft gefolgt, die sie talwärts gezogen, und wo der Druck von der Mitte aus nach den Seiten gewirkt, waren auch die gewaltigsten Trümmer zu Sand und Staub zermahlen. Ein kaum wahrnehmbarer Pfad führte am Rand in zahllosen Windungen empor, erst seit einiger

Zeit von Bauern getreten, die auf den Almen ihr Vieh hatten. Den Berg von der andern Seite zu besteigen, wäre möglich gewesen, erklärte Justler Josephe, aber dann hätte man einen vierfach längeren Weg zurücklegen müssen, um zu der Stelle zu gelangen, wo er das Kind zuletzt gesehen hatte. Die Stelle lag von dem gestürzten Gipfel allerdings ziemlich weit entfernt, doch wenn man von dieser Seite aus, wo sie waren, die Lawine in halber Berghöhe überquerte, hatte man nur noch ein kleines Stück zu steigen, um hin zu gelangen, und gerade von dort aus konnte man das ganze Bild der Zerstörung überschauen.

Josephe blickte in einem Gefühl unsäglicher Ohnmacht hinauf. Dachte sie sich Fanny in dieser Felsenwüstenei weglos, unbekannt mit den Fährnissen und Schrecken einer völlig entherzten, ganz und gar zu Stein gewordenen Natur, vor Abgründen zurückbebend oder zitternd geschmiegt an eine steile Wand, so gefror ihr das Blut und es bedurfte der äußersten Willensanstrengung, um noch Fuß vor Fuß setzen zu können. Justler half ihr nun fast bei jedem Schritt, denn der Weg wurde höchst beschwerlich, und eine Ermattung bemächtigte sich ihrer, der sie sich kaum zu entziehen vermochte. Justler fragte, ob sie nichts zu sich nehmen wolle; sie verneinte; er riet ihr, einen Schluck Kirschwasser aus seiner Flasche zu trinken; sie schlug es aus. Die Sonne, schon hoch im Südosten, brach durch die Nebel, über den südlichen Gebirgen stieg ungeheuer weiß und groß der Gletscher empor; sie hatten sich langsam dem Umkreis der ersten und zuerst verschütteten Alm genähert, da vernahmen sie weittönendes Rufen. Justler lauschte. „Meine Brüder", murmelte er dann, blieb stehen und spähte aufmerksam. Er erwiderte den Ruf, und die Stimme zerbrach die kristallene Stille so schneidend, daß Josephe Herzklopfen bekam. „Wenn die Frau

Baronin noch fünf Minuten weiter gehen will", sagte Justler, „so kommen wir zu der Sennhütte; eine von den Hütten steht noch aufrecht, bloß ein Stück vom Dach ist abgeschlagen. Da kann sich die Frau Baronin ausruhen, bis ich zurückkomme. Ja, meine Brüder sinds, sie haben uns schon erblickt von oben, und ich will sehen, warum sie rufen."

An seinem Arm schleppte sich Josephe nahezu ohnmächtig zur Hütte. Er brachte ihr einen Trunk und stellte einen Imbiß vor sie hin. Mechanisch aß und trank sie, dann sah und hörte sie eine Weile nichts mehr. Es mochte eine halbe Stunde verflossen sein, da dröhnten schwere Schritte durch die Bergstille. Ein Mann erschien im Rahmen der Tür. Er schaute sich um. Ein zweiter folgte ihm. Dieser trug eine Last auf den Armen. Es war ein menschliches Wesen. Es war der Körper von Fanny.

Blutbesudelte und blutverklebte Haare fielen über die Arme des Trägers auf der einen Seite herab, die schlaffen Unterschenkel, an denen die ungenügenden Schuhe in Fetzen hingen, auf der andern. Von der Stirn sickerte Blut, aus dem Mund quoll Blut. Die Augen waren geschlossen. Josephe stand kerzengerade im Raum. Sie wollte die Hände ausstrecken; es ging nicht; sie wollte eine Frage aus der Kehle würgen; es ging nicht. Der Erstgekommene nahm einen Arm voll von dem Heu, das im Winkel lag, und breitete es über die Pritsche, der andere legte das Kind mit aller Behutsamkeit darauf. Er sagte zu Josephe, das Kind sei nicht tot, nur bewußtlos; der andere sagte, sie hätten es auf der Nordwand gefunden; sie hätten nicht begriffen, wie es dahin gekommen sei, jeder Schritt bedeute für den Unerfahrenen den Untergang dort. In seinen Worten lag eine Art nobler Rücksicht, die den Leuten dieser Gegend in jedem Fall von Erprobung eignete. Sie hantierten mit Geschicklichkeit;

Krankenschwestern hätten nicht zarter mit dem verunglückten Kind verfahren können. Verbandzeug hatten sie bei sich; jetzt kam auch Josephes Führer und brachte Wasser zum Waschen der Wunden; als Josephe aus ihrer Erstarrung erwachte, war Fannys Kopf bereits eingebunden. Ihr Gesicht war schneeweiß. Aber sie atmete, wenn auch unregelmäßig und in kurzen Stößen. „Es ist nichts Gefährliches, Frau Baronin", versicherte Justler, der Führer, bewegt von dem Anblick des außerordentlich schönen Geschöpfes, „das kennt unsereiner, daß es nichts Gefährliches ist."

Nach und nach gewann Josephe ein wenig Besinnung und Ruhe. Sie behorchte das Herz. Es schlug. Sie befühlte die Brust. Die war warm. Sie sagte: „Geht sofort hinunter nach Riednau. Riednau ist ja der nächste Ort. Holt den Arzt und eine Bahre. Wenn ihr zu müde seid, schickt andre. Ohne Beistand des Arztes will ich sie nicht transportieren lassen. Man könnte einen nicht wiedergutzumachenden Fehler begehn. Ich bitt euch, Leute, eilt, soviel ihr könnt. Hier brauch ich euch nicht. Hier brauch ich niemand. Wasser ist genügend da, das ist gut. Ich bitt euch um Christi willen, eilt euch sehr und legt allen andern Eile ans Herz. Denkt, daß ich mit Qualen warte. Allen Dank für später."

Sie zögerten noch, ob sie wirklich alle fort sollten, hatten aber das richtige Gefühl, daß die Frau allein zu sein wünschte. Geschehen konnte ihr nichts, helfen konnten sie wenig. So gingen sie. Es war zehn Uhr. Um fünf Uhr nachmittags glaubten sie wieder da sein zu können. Bald waren ihre Stimmen und Schritte verklungen.

Von Zeit zu Zeit erneuerte Josephe die Umschläge. In den Pausen saß sie auf einem Holzbock, weitvornübergebeugt, und preßte den Kopf zwischen den Händen. Bisweilen fuhr über Fannys Körper ein Zucken. Josephe legte ein nasses

Tuch auch auf die Brust. Als sie die wunderbare Haut anrührte, die wie aus flaumigen Blütenblättern gemacht schien, drängte sie ein Aufschluchzen zurück. „Was hast du getan, Fanny?" flüsterte sie; und wieder: „Was hast du getan, du Seele meiner Seele?" Und wieder: „Warum denn? warum denn?" Da das Blut an der Stirn zu fließen aufhörte und das kalte Wasser immer ein Aufseufzen und leises Wimmern hervorrief, ließ Josephe den Umschlag längere Zeit liegen. Und sie kauerte auf dem Holzbock, den Kopf zwischen den Händen, regungslos, gleichsam uralt, und lauschte von ganz innen her dem gewaltigen und erhabenen Schweigen des Berges.

Zwei Stunden mochten so vergangen sein, da fiel ein Schatten auf die Schwelle und ein müd schleppender Schritt war vernehmbar. Als Josephe emporblickte, stand Ulrike Woytich vor ihr. Ihr Gesicht war ähnlich einem der Felsstücke draußen, so grau und verwittert; ihr Rock war zerfetzt, ihre Schuhe waren durchlöchert, ihre Hände hatten Rißwunden, und sie schwankte. Bei ihrem mühseligen, viele Stunden dauernden Aufstieg war sie den Brüdern Justler begegnet, die hatten ihr berichtet, daß und wie sie Fanny gefunden und hatten ihr Weg und Richtung gewiesen. Im übrigen war sie von früheren Jahren her mit dem Berg vertraut.

Sie lehnte sich an die hölzerne Wand und schaute verstört. Josephe, das Gesicht ihr zugekehrt, betrachtete sie stumm. In Sitzhöhe lief ein Balken an der Wand entlang, auf den ließ sich Ulrike tief erschöpft nieder und heftete den entgeisterten Blick auf die Pritsche, wo Fanny lag. So saßen sich die beiden Frauen lange wortlos gegenüber wie zwei Wölfinnen, die sich in der Steppe begegnet sind.

Da sagte Ulrike mit heiserer Stimme: „Geben Sies heraus, das Menschlein; Sie müssen das Menschlein herausgeben, Josephe."

Josephe erwiderte tonlos: „Jemand spricht mit mir, den ich nicht kenne."

Ulrike sagte: „Geben Sie das Menschlein her, Josephe. Da nützt kein Hochmut und kein Eigensinn, das Menschlein darf bei Ihnen nicht bleiben."

„Die Person, die mit mir spricht, ist offenbar nicht mehr bei Verstand", sagte Josephe finster.

„Bei Verstand oder nicht bei Verstand, das Menschlein müssen Sie hergeben", beharrte Ulrike in stiller Raserei.

Da antwortete Josephe mit eisiger Bitterkeit: „Dann geben Sie mir erst mein Leben wieder zurück, Ulrike Woytich."

Ulrike glotzte verständnislos, dann lachte sie gellend. Es war ein schreckliches Lachen. Das Lachen reißt den Menschen auf und zeigt seine Schätze oder seine Schwärze.

Josephe fuhr dumpf-gelassen fort: „Mein Leben; das ist es, was ich von Ihnen fordern kann. Mein Leben, das Sie zertreten haben, in den Kot geworfen, an die Hölle verkauft, mit aller Schmach, die die Menschenwelt aufweist, bedeckt haben. Versuchen Sie einmal, ob Sie es mir zurückgeben können, jetzt, dicht vor der Pforte, durch die wir beide bald schreiten müssen. Und wenn Sie darauf keine Antwort wissen, so wäre es besser und menschlicher, Sie schwiegen, Ulrike; Sie schwiegen bis in den Tod."

„Versteh von alledem keine Silbe", murmelte Ulrike; „oder soll damit etwa gesagt sein, daß die wohlgemeinte Ehestiftung zwischen der Demoiselle Mylius und dem weiland Sieur Melander ein solches Unglück gewesen sein soll? Larifari. Denk ichs doch kaum mehr. Aufgewärmter Kohl von anno Tobak. Was kommen Sie mir damit? Mir gehts nur um eins, Herrgott des Himmels, nur um eins." Die letzten Worte stieß sie in fanatischer Wildheit heraus und bedeckte die Augen mit der Hand.

Josephe wies herrisch-mahnend gegen Fannys Lager. Sie erhob sich, schaute bang in das Gesicht des Kindes und setzte sich wieder. „Sie denken es kaum mehr, das glaub ich", begann sie blicklos und mit einer Stimme, als hielte sie ein Selbstgespräch. „Das weiß ich, daß Sie es längst nicht mehr denken. Kein Lebender denkt es mehr. Aber wie es noch webt und wirkt und seine finstern Wellen wirft bis in diese Stunde! Wir sind hier in einer sonderbaren Einsamkeit, Ulrike Woytich, und näher bei Gottes Thron, wenn man so will, als wir beide jemals waren oder Menschen für gewöhnlich sind. Und dort liegt das teuerste und kostbarste Gut, das mir das Schicksal, seit ich von Schicksal einen Hauch in meinem Herzen und Bewußtsein spüre, anvertraut hat. Wir können noch nicht sagen, wir können nur hoffen, daß dies neue und noch blutende Unheil nicht ein neues, nicht das letzte Opfer sein muß, das ich zur Sühne zu bringen habe. Das letzte; denn darnach gäbs keines mehr. Aus diesen Gründen, Ulrike, und weil ich ahne, was mit Ihnen geschehen ist und geschieht, bin ich willens zu tun, was ich noch niemals getan, und zu sprechen, was noch niemals über meine Lippen gekommen ist. Vielleicht verstehen Sie dann. Vielleicht fangen Sie dann an, es zu denken."

Ulrike rührte sich nicht. Betroffen von der Hoheit in Ton und Haltung Josephes lauschte sie mit gerunzelter Stirn.

Josephe fuhr fort: „Sie waren ja die Urheberin. Sie waren ja stolz auf Ihr Werk. So mögen Sie auch erfahren, wie es beschaffen war, dieses Werk. Ulrike Woytich hat ihn ja entdeckt, den Menschen aus Stahl, den Menschen aus Wachs, den, der immer so war, wie er sich brauchte. Wenn die mir am feindlichsten, die mich am unversöhnlichsten hassenden Lebensmächte sich bei meiner Geburt verschworen hätten, wie sie Josephe Mylius am sichersten vernichten und von Glück und

Freude abschnüren sollten, so mußten sie mir diesen Mann zuführen. Als Gefährten diesen Mann. Es war ein Erkennen Schritt um Schritt. Als ich in der Verzweiflung darüber, daß ich die Mutter, die Liebe der Mutter verloren, das Jawort gegeben hatte, war nur die Ahnung von dem, was ich tat, in mir; das eigentliche Gewahrwerden kam dann in tödlich langsamer Folge. Und wessen wurde ich gewahr? was sah ich? Die Lüge in Person. Die schlüpfrige, unnahbare, unfaßbare, unbeweisbare, sich selbst vergötternde und von der Welt nie gewußte Lüge. Freund des Volkes? Lüge. Redlicher Diener des Staats? Lüge. Makelloser Bürger? Lüge. Nachsichtiger Gebieter? Lüge. Musterhafter Vater und Gatte? Lüge. Er hatte nur einen einzigen, aber unbezwingbaren Bundesgenossen, einen Helfer, der alle Lügen in einer aufrechterhielt und sein wahres Wesen undurchdringlich und unauffindbar machte, das war sein Lächeln. Niemals gab es ein Lächeln, es kann nicht sein, daß etwas Ähnliches je existiert hat, Lächeln, das so entgegenkommend, so freundlich, so geistreich, so zartsinnig, so verstehend, so mitleidig, so sanft war, je nach Bedürfnis so war wie seines. Ich aber habe sein Gesicht ohne das Lächeln gesehen. Es gibt Menschen, von denen man sagt, daß ihre unbedingtesten Anhänger und ergebensten Freunde bis ins Mark vor ihnen erschrecken würden, wenn sie sie nackt sähen. Ich habe Eduard Melander ohne sein Lächeln gesehen. Da standen die Zwecke deutlich lesbar auf seinem Gesicht geschrieben, die Brutalität ohne Scham, die Geringschätzung alles Übereinkommens, die Kälte des Gemüts, die Entschlossenheit zum Ziel, die ruchlose Selbstgefälligkeit, der glühende Haß gegen Widersacher und das vollkommene Nichtwissen und Abtun von göttlichen Dingen. Wie mir da zumute war; wie mir die Sinne verwelkten und die Farbe der Welt hinschwand und ich mir selber zum Schatten wurde! Aber

das alles war ja nur der Beginn. Das Zusammenleben mit einem Menschen besteht aus vielen Stunden vieler Tage und der Prozeß der Erfahrung ist quälend langwierig. Enttäuschung nach Enttäuschung, Bitterkeit zu Bitterkeit, Hieb auf Hieb. Bis Sehen zum Wissen wird und Wissen zum Bild, das nicht mehr trügen kann, ist der edelste Teil der Kräfte verbraucht, und die Wege, die die Hoffnung oder die Verzweiflung anfangs noch für benutzbar gehalten hat, sind eines Tages verrammelt. Eine Ehe, wie ich sie geführt habe, macht eine Frau zum einsamsten Wesen der Schöpfung. Sie ist gesichert, sie ist reich, sie genießt Ehre, sie wird beneidet; wer vermöchte zu glauben, zu denken, daß sie sich als die Ausgestoßenste ihres Geschlechts fühlt, verraten und verloren im Kern ihres Leibes und der Seele? unrettbar mit dem einmaligen Leben verloren? Er? Was wußte er von mir außer meinen Namen? Vielleicht nur das eine, daß ich ihn ohne sein Lächeln kannte. Das verzieh er niemals. Mir entgegenzuwirken war Gesetz in ihm, das Gesetz seiner Natur. So entkleidete er sich nach und nach, enthüllte sich ganz. War ich nun schon eingeweiht, so sollten mir auch keine Illusionen bleiben. Das Gute, das ich wollte, billigte er und bewilligte er, um es heimlich zu hintertreiben. Die Generosität, die er vor der Welt zur Schau trug, verwandelte sich zwischen vier Wänden in berechnenden, höhnischen Geiz. Die Ehrerbietung, die er mir vor andern erwies, wurde eiskalter Spott, wenn ich Aug in Auge mit ihm war. Die Menschen, die zu achten ich Grund hatte, verleumdete er derart geschickt, daß mich Ekel vor ihnen ergriff. Was ich bewunderte, war ihm ein Greuel, wovor ich mich beugte, das bespie und beschmutzte er, und alles, woran ich hing, das unterhöhlte er, so daß es aus Niet und Bindung ging, wenn ich danach fassen wollte. Die Ideale, für die er anscheinend kämpfte und für die er

öffentlich mit Pathos und Leidenschaft in die Schranken trat, waren ihm ein Gegenstand der Belustigung und des Hohns mir gegenüber. Wenn er mich demütigen wollte, zerlegte er spöttisch das Uhrwerk der Welt, die er beherrschte und der er schmeichelte. Keinen schonte er, keiner blieb ungezüchtigt und unverdächtigt, und wo er am hingegebensten schien, verachtete er am tiefsten. Er machte aus der Politik ein Glücksspiel, aus dem Patriotismus ein Geschäft, aus der Religion einen Massenbetrug, aus der Freundschaft ein Gelächter, behängte alles dies mit den Kleidern der Loyalität, der Aufopferung, der Treue, der Ehre, der Mannhaftigkeit und der sittlichen Würde, um es zu gleicher Zeit und vor meinen gepeinigten Augen aus der Hülle zu schälen und mir den wurmzerfressenen Kern zu weisen. Nur vor meinen, nur allein vor meinen. Es trieb ihn rätselhaft und mit den Jahren immer mehr, vor mir jede Scham und Scheu fallen zu lassen, vielleicht um mich zu strafen dafür, mich bis zur untersten Stufe der Vergeltung spüren zu machen, daß ich nicht blind war wie seine Kreaturen, wie seine Getäuschten, nicht blind sein konnte und es nun einmal geschehen war, daß ich den Zipfel des Schleiers gelüpft hatte, der sein Gesicht verbarg. Er schuf mir das Dasein zur Hölle, solang ich kinderlos war; er schuf es mir zur Aberhölle, als ich den Sohn geboren hatte. Er ignorierte diesen Sohn, solang er nur ein Spielzeug für Weiber war, wie er sich ausdrückte, und er kümmerte sich nicht um ihn, als er zum Verbrecher heranwuchs. Er sagte, die Fortdauer des Namens Melander sei höchstens geeignet, das Bild seiner Persönlichkeit zu trüben, laufe also seinem Interesse zuwider. Denn er galt sich als ein Repräsentant der Zeit; er hielt sich für das letzte und wichtigste Glied einer Entwicklung und nach ihm, so behauptete er, käme der Untergang. Das verlieh ihm sein Machtgefühl, seine Härte und

seine beispiellose Skrupellosigkeit. Er ließ Bilder von sich malen und Statuen von sich meißeln, ohne dessen müde zu werden, und alle diese Bilder und Statuen hatten das nämliche bezaubernde Lächeln, die nämliche gewinnend-gütige Miene. Daß ich, die bis zu ihrem achtzehnten Jahr gewähnt hatte, in Gottes besonderer Hut zu stehen, unauflöslich gebunden war an den Mann, der von Gott nur erfuhr, wenn er das Protektorat über eine Kirchenbaulotterie annahm, und sonst sich eine Welt der Dinge und der Sinne nach Willkür und Gutdünken einrichtete und mir den Glauben zerbrach, wie er mir die Seele durch seine bloße Existenz schon zerbrach, habe ich frühzeitig als Fügung betrachten gelernt. Ich sage: unauflöslich gebunden; denn hätte er mir auch die Freiheit gegeben, woran er niemals dachte, weil ihm mein Vermögen so unentbehrlich war wie meine Kenntnis seiner Person und geheimen Absichten und Beschaffenheit gefährlich; hätte ich sie mir auch erzwingen wollen, was er mit allen ihm verliehenen Machtmitteln verhindert und durch erbarmungslose Verfolgungen geächt hätte: was hätte mir denn diese Freiheit wert sein sollen? wozu hätte sie mir dienen sollen? was war ich mir selber denn noch wert? Kann man zwei Leben hintereinander führen? Ich hatte nur eins, und dies war zerstört seit dem Tag, wo ich an seinem Arm zum Altar getreten war, und seit der Nacht, wo ich mit meinen Zähnen das Kopfkissen zerbissen habe. Erfahrungen sind entweder im Blut und im Geist, was sie sind, oder man hat sie überhaupt nicht gemacht. Man kann nicht nach Belieben was anderes betreiben, wenn man nur eines zu treiben vermag und das verwehrt worden ist: sich selber hinschenken und in diesem Bewußtsein dienen. Und so kam es, daß ich die Tage und die Monate und die Jahre durchgelebt habe, mit der Lüge an meiner Seite, der vollendeten geprägten unerkannten

teuflischen Lüge, mit der getäuschten und genarrten Welt vor meiner Stirn und mit der Sünde und der Erniedrigung in mir drinnen. So ging es, bis er starb. Er starb in den Armen einer Dirne; bei der ist er gewesen nach einem Festmahl der ethischen Gesellschaft, deren Gründer und Ehrenpräsident er war. Es wurde vertuscht, und er blieb auch im Tod noch der Allbeliebte, der Gepriesene, das Muster der Tugend und der Wohltäter der Nation. Und ich habe wieder Tage und Monate und Jahre und Jahrzehnte durchgelebt, und die Lüge blieb an meiner Seite, die betrogene Welt vor meinem Aug, die Sünde in meiner Brust. Der Tod nimmt nichts weg, er macht nur die Form endgültig, und was er mir an Leben zurückgelassen hat, das war Lügenleben, Lügentat und Lügensaat."

Sie verstummte. Draußen dröhnte ein herabstürzender Felsblock. Ein Bergfink ließ sich erschrocken zwitschernd auf den Sparren des zerschmetterten Daches nieder.

Nach einem schier ewigen Schweigen erhob sich Ulrike und stotterte kinnladenmahlend, mit gehässig-scheuem Blick: „Alte Geschichten. Alte vergangene Geschichten."

Josephe gab keine Antwort.

Da machte Ulrike eine Bewegung gegen die Pritsche, streckte die Hand aus und keuchte: „Aber da ... das da ... das Kind ... gilt das nicht? ist das keine Entschädigung? soll das aus der Welt fortgeleugnet werden?"

Josephe verstellte ihr mit einem Sprung den Weg und sagte drohend: „Hieher gehst du mir nicht! Eben weil das da gilt! Weil nichts sonst gilt! Keinen Schritt weiter! Einmal laß etwas heilig und unangetastet sein in deinem Leben, Ulrike Woytich!"

Ulrikes Augen glimmerten fahl und den Kopf wie eine Schwachsinnige von einer Seite zur andern werfend brachte

sie gurgelnd hervor: „Ich muß zu dem Menschlein! Weich aus, Josephe, oder es gibt ein Unglück. Zu dem Menschlein will ich!"

„Was solls?" fragte Josephe hochaufgerichtet.

„Was es soll?" fragte Ulrike außer sich zurück; „ich denk mir, es soll bei dir verkümmern. Ohne Namen und Erbteil solls verkommen, das solls, denk ich mir, das hast du im Sinn."

Josephe lächelte. Und dieses Lächeln hatte einen solchen Ausdruck verwunderten Erbarmens, daß Ulrike, wie geschlagen davon, den Kopf senkte. Dann aber bemächtigte sich ihrer die unselige Leidenschaft von neuem, und sie ging auf Josephe zu, als habe sie die Absicht, sie von der Stelle zu reißen, wo sie stand.

„Was solls?" fragte Josephe wiederum.

„Mein süßes Fannylein will ich küssen!" kreischte Ulrike auf.

„Nicht in die Nähe eines Hauches!" erwiderte Josephe, starr wie ein Erzengel.

„Aber ich hab mein süßes Fannylein lieb", heulte Ulrike wie von Sinnen; „ich habs lieb, und es soll mich auch liebhaben."

„Willst dus denn zwingen?" rief Josephe mit flammenden Blicken; „immer und immer wieder zwingen? hast du denn noch nicht begriffen, daß man das nicht zwingen kann? Das kann man nicht erwerben, das kann man nicht erkaufen, das kann man nicht erschmeicheln, das kann man nicht bezahlen. Das ist Gnade. Weißt du es denn noch immer nicht, du Wollerin, du Verderberin?"

Mit schlotternden Knien, den Mund halb geöffnet, die wirren steifen Haare mit verlorener Gebärde mehrere Male von Wangen und Stirn streichend, stand Ulrike vor Josephe da, stand da vor der hölzernen Pritsche wie vor einem Tor,

durch das ihr der Eingang unerbittlich verwehrt war. Sie drehte sich um und schaute in die klirrende Mittagsöde des Berges hinaus; sie hob den Kopf und schaute durch das geborstene Dach gegen den Himmel; dann wiegte sie sich seltsam in den Hüften und flüsterte fragend, kaum vernehmlich, mit gerunzelter Stirn: „Gnade? wieso denn Gnade? das ist doch bloß ein frommes Wischiwaschi: Gnade. Wieso denn Gnade?"

Josephe nickte schwer und wiederholte: „Ja, Gnade. Alles Lieben und Geliebtwerden ist Gnade. Ihr habt es nur vergessen, ihr Menschen. Ihr habt es nur verlernt. Selber habt ihr euch ausgestoßen aus der Gnade. Sieh doch, Ulrike, wie es gegangen ist mit dir. Schau doch zurück, einen einzigen Blick wirf zurück. Tumult und Hast und Lärm, das war dein Leben. Immer hast du bloß gewollt, immer hast du bloß gerafft. Tun, Tun, Tun, von nichts anderem hast du gewußt. Wo aber bist du gewesen? wo war indessen dein Sein? Nirgends bist du gewesen. Niemals bist du gewesen. Deine Sucht, ja, die ist gewesen, deine Gier, deine List, dein Wahn und augenloser Trieb; deine Angst um Dinge, dein Götzendienst vor den Sachen, die sind gewesen, du aber nicht. Und nach alledem kommst du daher in der Stunde der Entscheidung und willst einen Menschen haben, eine Seele haben, ein Herz haben, Liebe haben? Liebe kann man nicht haben, Liebe muß sein."

Ulrike preßte die Lippen zusammen. Ihre Hände zitterten. „Und wenn es selbst entscheidet, das Menschlein, selbst zwischen mir und dir entscheidet?" fragte sie mit einem furchtbaren und trostlosen Lauern im Blick.

Josephe schaute sie an und erkannte, daß Wort zu Wort um Weltenweite nicht traf. Ihr war, als schaue sie in einen bodenlosen Abgrund. Aber als sie schaudernd sich davon

abwenden wollte, erfaßte sie der Jammer der Kreatur und sie verhüllte ihr Gesicht. Da war hinter ihr eine Bewegung, und als sie sich umkehrte, lag Fanny mit großaufgeschlagenen Augen da und lächelte sie matt und noch wie betäubt an. Unwillkürlich beugte sie sich herab, und das Kind schlang in herzgelöster Hingabe die Arme um ihren Hals und schmiegte den freudigbebenden Körper drängender und immer drängender an ihre Brust.

Als Ulrike dieses sah, wandte sie sich still und ging.

Die machtvolle Sonne des Berges blendete sie, und statt auf dem Pfad zurückzugehen, den sie gekommen, lenkte sie ihre strauchelnden Schritte in die Ödnis empor. Ziemlich weit oben setzte sie sich auf einen Block und starrte regungslos vor sich hin. Es dauerte viele Stunden, ehe sie sich wieder erhob, um weiter zu wandern. Sie irrte zwischen den Felsen herum und blickte tierhaft erstaunt über die unermeßliche Trümmerstätte, die Spalten im Urgestein, die Bäche goldgelben Gerölls, die eisgrauen Granitnadeln, die auseinandergerissene Haut des Gebirges. Immerfort ziellos irrend verließ sie abermals nach Stunden die Region des Grauens, und neben einer verdorrten Lärche rastend, öffnete sich ihr unvermutet der Ausblick in die Weite und Tiefe. Da lag das Tal vor ihr in seinen Stufungen, die friedlichen Wege, die Häuser, die Kirchen mit ihren Türmen, all das Grün und Blau und Rot und Grau, die Bäume, das Wasser, das Leben, der Tod, die ganze Traurigkeit und Fröhlichkeit der abendlich werdenden Welt.

Werke

von

Jakob Wassermann

Die Juden von Zirndorf

Roman / 20. Auflage

*

Die Geschichte der jungen Renate Fuchs

Roman / 26. Auflage

*

Der Moloch

Roman / 15. Auflage

*

Alexander in Babylon

Roman / 8. Auflage

*

Die Schwestern

Drei Novellen / 9. Auflage

*

Caspar Hauser oder Die Trägheit des Herzens

Roman / 24. Auflage

*

Die Masken Erwin Reiners

Roman / 18. Auflage

*

Der goldene Spiegel

Erzählungen in einem Rahmen / 20. Auflage

Die ungleichen Schalen
Fünf einaktige Dramen

*

Der Mann von vierzig Jahren
Roman / 17. Auflage

*

Das Gänsemännchen
Roman / 76. Auflage

*

Christian Wahnschaffe
Roman in zwei Bänden / 46. Auflage

*

Der niegeküßte Mund
Erzählungen / 71. Auflage

*

Mein Weg als Deutscher und Jude
20. Auflage

Der Wendekreis:

I. Der unbekannte Gast
Novellen / 26. Auflage

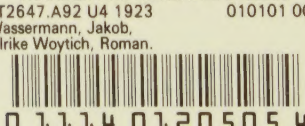
*

II. Oberlins drei Stufen / Sturreganz
Novellen / 15. Auflage

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig

Date Due

FRANKLIN AND MARSHALL COLLEGE
PT2647.A92 U4 1923 010101 000
Wassermann, Jakob,
Ulrike Woytich, Roman.



PT
2647
A92U4
1923